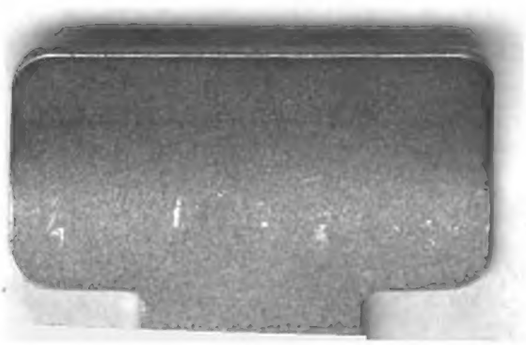
Geschichte Josephs des Zweiten

Anton Johann Gross-Hoffinger

H. Un.
245 f
Smithsonian



Digitized by Google

Digitized by Google

Historische

Hausbibliothek.

Vierter Band.

Geschichte Josephs des Zweiten

von

A. J. Groß-Hoffinger.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

1847.

Digitized by Google

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig.

Geſchichte

Joſephs des Zweiten

von

A. J. Groß-Hoffinger.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel.

Josephs Geburt. — Maria Theresia's Bedrängniß. — Merkwürdiger Moment aus der Kindheit Josephs. 1

Zweites Capitel.

Charakteristik seiner Eltern und Lehrer. — Erziehung. 6

Drittes Capitel.

Krankheit. — Kriegslust. — Erste Ehe. — Tod Isabellens. — Krönung in Frankfurt. 13

Viertes Capitel.

Zweite Vermählung mit Josepha von Baiern. — Unglückliche Ehe. — Franz des I. Tod. — Joseph wird Mitregent. 16

Fünftes Capitel.

Josephs Gesinnungen und erste Wirksamkeit. — Verbrennung der Coupons. — Einschränkungen am Hofe. — Neue Verordnungen. — Popularität. 19

Sechstes Capitel.

Reise ins Banat. — Josephs Wirksamkeit als römischer Kaiser. . 25

Seite

Siebentes Capitel.

Verschönerung Wiens. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Erdbeben. — Reise nach Italien. 29

Achtes Capitel.

Zusammenkünfte mit dem König von Preußen zu Neisse und Neustadt. 33

Neuntes Capitel.

Verbesserungen im Militärwesen. — Hungersnoth in Böhmen. — Denkwürdigkeiten. 36

Zehntes Capitel.

Theilung von Polen. 39

Elftes Capitel.

Theilung von Polen. Fortsetzung. 44

Zwölftes Capitel.

Aufhebung der Jesuiten. 52

Dreizehntes Capitel.

Aufhebung der Jesuiten. Fortsetzung. 59

Vierzehntes Capitel.

Einführung der Conscription. — Fortgesetzte Anstalten zur Verbesserung des Kriegswesens. — Neue Reisen in der Monarchie. — Die Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen. 61

Funfzehntes Capitel.

Fortsetzung der Reformen des Kriegswesens. — Joseph auf dem Prager Schlachtfelde. — Eröffnung des Augartens und Praters. — Die deutsche Schaubühne. — Maßregeln gegen die Zigeuner. — Abschaffung der Tortur. — Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich. 66

Sechzehntes Capitel.

Reise nach Frankreich. 73

Siebzehntes Capitel.

Reise nach Frankreich. (Fortsetzung.) — Josephs politische Entwürfe. 78

Digitized by Google

Seite

Achtzehntes Capitel.

Der bairiſche Erbfolgeſtreit. — Die Anſprüche Oeſterreichs. — Preußens Einwendungen. 83

Neunzehntes Capitel.

Der bairiſche Erbfolgeſtreit. (Fortſetzung.) — Briefwechſel zwiſchen Joſeph II. und Friedrich II. — Thuguts Sendung. — Der Zwetſchken-Rummel. 90

Zwanzigſtes Capitel.

Friede zu Teſchen. 102

Einundzwanzigſtes Capitel.

Neue Anſtalten. — Reiſe ins Innviertel. — Reiſe nach Rußland. — Beweggründe zur Reiſe nach Rußland. — Friedrichs Gegenmaßregeln. 107

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Görtz über Joſeph. — Politiſche Folgen der Zuſammenkunft mit Katharina II. 114

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Tod der Kaiſerin. 118

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Joſeph, Selbſtherrſcher virtute et exemplo. — Zur Charakteriſtik ſeines Planes. — Erſte Maßregeln. — Reiſe nach den Niederlanden. 123

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Die Reformen. Religion und Kirche. — Kirchlicher Zuſtand der Monarchie bei Joſephs II. Regierungsantritt. — Verfall der katholiſchen Religion durch Ausartung des Prieſterſtandes. 128

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Die Reformen. Religion und Kirche. — Reform des Prieſterſtandes. — Umgeſtaltung des Mönchsweſens. — Anſtalten zur Bildung des Weltprieſterſtandes. — Regelung des Gottesdienſtes. — Abſtellung verſchiedener religiöſer Gebräuche. — Beſchränkung des Ablaßhandels. — Abſchaffung der Bruderſchaften. — Chriſtenlehre. 135

Digitized by Google

Seite

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Die Reformen. Religion und Kirche. — Ehepatente. — Begräbniſſe. — Toleranzgeſetze. 142

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Oeffentlicher Unterricht. — Geiſtescultur und Cenſur. — Volks- und Normalſchulen. — Allgemeine Anſtalten zur Verbeſſerung des Volksunterrichts. — Gymnaſien. — Cenſur. 148

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Beſtimmung der Unterthanenpflichten. — Einleitung. — Vorſchriften für Beſchwerden ꝛc. — Geſetze gegen den Wucher. — Abſchaffung ſchädlicher Gebräuche. — Robotabolition. — Aufhebung der Leibeigenſchaft und darauf bezügliche Verordnungen. — Steuergeſetze. — Ergänzende Geſetze über die Unterthanenverhältniſſe. 153

Dreißigſtes Capitel.

Reformen. Juſtizverwaltung. — Joſephs II. bürgerliches Geſetzbuch. — Criminalgeſetze. — Unterricht zur Rechtspflege. — Gerichtsordnung. — Juſtizverfaſſung. — Magiſtrate. — Beamte. — Landtafel. — Gerichtskoſten. — Erbfolgeordnung. — Pupillarſachen. 163

Einunddreißigſtes Capitel.

Reformen. Polizei- und Humanitätsanſtalten. — Ordnungs-, Bequemlichkeits-, Sanitäts- und Sittenpolizei. — Duldung der Freimaurer. — Geſetze in Betreff der öffentlichen Sicherheit. — Humanitätsanſtalten. 170

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Reformen. Handel und Induſtrie. Landescultur. — Mauthweſen. — Straßenbau ꝛc. — Münz-, Berg-, Jagd-, Forſt- und Poſtweſen. 174

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Reformen. Judengeſetze. — Penſionen. 177

Vierunddreißigſtes Capitel.

Reformen. Militärweſen. — Richtſchnur für die Staatsbeamten. 180

Seite

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Reaction der Kirche. — Widerſtand der höhern Geiſtlichkeit. — Widerſetzlichkeit der ungariſchen Biſchöfe. — Des Kurfürſten von Trier Vorſtellungen. — Unzufriedenheit des römiſchen Hofes. — Vorbereitungen des Papſtes zur Reiſe nach Wien. 184

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Reiſe des Papſtes nach Wien. — Empfang des Kaiſers. — Feierlichkeiten. — Beſuch bei Kaunitz. — Folgen des Beſuchs. — Neue Streitigkeiten. — Reiſe des Kaiſers nach Rom. — Verſöhnung. — Neue Mißhelligkeiten. — Der Nuntienſtreit. . 191

Siebenunddreißigſtes Capitel.

Aberglaube des Volkes. — Widerſtand der niederen Geiſtlichkeit. — Intoleranz der Proteſtanten. — Falſche Wirkungen der Reformen. 205

Achtunddreißigſtes Capitel.

Widerſtand der Beamten. — Widerſetzlichkeit in Tyrol und Ungarn. — Unzufriedenheit der Nation mit dem neuen Geſetz und deſſen Vollſtreckung. — Plan der Gleichheit der Beſteuerung und der Aſſimilirung des Staatenbundes. 211

Neununddreißigſtes Capitel.

Empörung der Niederlande. — Verfaſſung der öſterreichiſchen Niederlande. — Die belgiſche Kirche. — Erſte Zeichen der Unzufriedenheit. — Aufruhr in Löwen und Brüſſel. — Die niederländiſchen Deputirten in Wien. 223

Vierzigſtes Capitel.

Empörung der Niederlande. (Fortſetzung.) — Neue Intriguen der Geiſtlichkeit. — Trautmannsdorf und d'Alton. — Vorfälle in Löwen. 233

Einundvierzigſtes Capitel.

Empörung der Niederlande. (Fortſetzung.) 245

Zweiundvierzigſtes Capitel.

Die deutſchen Händel. Vorwände des Fürſtenbundes. — Die Panisbriefe. — Händel mit Paſſau. — Project des Austauſches von Baiern gegen die Niederlande. — Der Fürſtenbund. 253

Digitized by Google

Seite

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Der Streit mit Holland. — Der Barrierevertrag. — Aufhebung der Barriere. — Weitere Forderungen an die Republik. . . 261

Vierundvierzigſtes Capitel.

Der Krieg gegen die Pforte. — Verhältniß und Bund mit Rußland. — Reiſe des Kaiſers nach Cherſon. — Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte. 274

Fünfundvierzigſtes Capitel.

Der Krieg gegen die Pforte. (Fortſetzung.) — Ausbruch des Krieges. — Einnahme von Schabacz. — Der Kaiſer beim Heere. 280

Sechsundvierzigſtes Capitel.

Der Krieg gegen die Pforte. (Fortſetzung.) — Loudon beim Heere. — Einnahme von Dubicza und Novi. — Schluß des Feldzugs. — Vukaſſevich in Montenegro. — Der Feldzug von 1789. — Joſephs militäriſche Anordnungen. 289

Siebenvierzigſtes Capitel.

Der Sieg der Reaction. 308

Achtundvierzigſtes Capitel.

Joſephs Charakter, Privatleben und Tod. 314

Neunundvierzigſtes Capitel.

Reſultat. 330

Geſchichte

Joſephs des Zweiten.

Erstes Capitel.

Josephs Geburt. — Maria Thereſia's Bedrängniß. — Merkwürdiger Moment aus der Kindheit Josephs.

Manche Geſchichtſchreiber erzählen uns die Geburt großer Männer ſtets mit merkwürdigen Ereigniſſen verbunden, welche als Vorbedeutungen betrachtet und durch geſchickte Zuſammenſtellungen als den nachherigen Thaten und Schickſalen des Helden entſprechend dargeſtellt werden. Der Zufall wollte es, daß auch Josephs Geburtsjahre ſolche Ereigniſſe nicht fehlten, welche man als Vorbedeutungen — wohl nicht damals, doch jetzt — betrachten könnte, da ſie durch die Geſchichte dieſes merkwürdigen Regenten gerechtfertigt worden ſind. Es waren große, aber unglückliche Anzeichen, ſo wie auch das ganze Leben Joſephs II. eine Reihe von Unglücksfällen war, deren Hauptſumme ihn, theilweiſe aber auch die Macht und den Glanz des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes und die öſterreichiſche Monarchie betraf. Zwar nicht unmittelbar der Tag ſeiner Geburt — der 13. März 1741 — wohl aber ſeine Umgebung im Zeitraume eines Jahres war voll verhängnißvoller Zeichen der Zeit, voll Unheil und Bedrängniß für das Kaiſerhaus und die Monarchie. Der Himmel ſchien in einem Gleichniß auszuſprechen: durch die Geburt dieſes Kindes würden ſchwere Gefahren für die Zeit beſchworen, große Umwälzungen verurſacht werden. Nach langer Beängſtigung traten in den nächſten Monaten nach Josephs Geburt jene unglücklichen Ereigniſſe ein, welche Maria Thereſia ſechs Monate ſpäter veranlaßten, an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothrin-

gen, zu schreiben: „Ich weiß noch nicht, ob mir eine Stadt bleiben wird, worin ich mein Wochenbett halten kann.“ Um drei Uhr Morgens wurde der Prinz geboren, weshalb sein Vater sagte, daß er sehr wachsam sein werde, eine scherzhafte Voraussetzung, welche in der Folge gerechtfertigt wurde. Seine Pathen waren Papst Benedict XIV. und August II., König von Polen, Kurfürst von Sachsen. Man gab ihm in der Taufe die Namen Joseph, Benedict, August, Johann, Anton, Michael, Adam. Wie so vielen geschichtlichen Begebenheiten gingen auch diesem große Elementarereignisse voran. Ein schreckliches Ungewitter schwellte am 5. Juni die Wien und die Bäche, welche der Donau zuströmen, so an, daß in einigen Vorstädten der Residenz die Bewohner unter das Dach sich zu retten gezwungen waren. Der sonst so wasserarme Fluß Wien verheerte seine Ufer, verwüstete den Lieblingssitz der Kaiserin, Schönbrunn, zertrümmerte viele Gebäude. Die Donau selbst überschwemmte in diesem Jahre wiederholt ihre Ufer und setzte die Vorstädte Rossau und Leopoldstadt unter Wasser. Diesem folgte der Einfall des Feindes in das Erzherzogthum Oesterreich und gegen Ende August standen die Baiern und Franzosen bereits in St. Pölten, zehn Meilen von Wien, schleppten den Abt des Klosters, Göttweih, als Geißel fort und sendeten einen Parlamentär nach Wien, um die Kaiserstadt zur Ergebung aufzufordern.

Prinz Eugen hatte kurz vor seinem Tode Kaiser Karl VI. weislich ermahnt, seiner Erbin keine pragmatische Sanction, wohl aber 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer zu hinterlassen. Statt dessen fand die junge Fürstin bei ihrer Thronbesteigung ihr Erbe nur auf dem Papiere versichert, 100,000 Gulden im Schatz und kaum 30,000 Mann disponibler Truppen. Was Eugen gefürchtet hatte, geschah; der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern bestritt der Kaiserin das Recht der Thronfolge, und am Morgen nach dem Tode Karls VI. berief der baierische Gesandte Graf Törring durch Decrete mit dem baierisch-österreichischen Wappen die Chefs sämmtlicher Hofstellen zu sich und gab sich als Bevollmächtigten des nunmehrigen Herrn und Landesfürsten Karl Albrecht zu erkennen! Fast alle übrigen Mächte, welche die pragmatische Sanction und daher die weibliche Erbfolge

garantirt hatten, wurden untreu und traten offen oder unter der Maske beleidigter Freundſchaft gegen Maria Thereſia auf. Es trat Friedrich Auguſt von Sachſen auf, als Gemahl der älteren Tochter Joſephs I., Spanien wollte die Lombardei für Don Philipp, nachdem es Karl VI. die Garantie der pragmatiſchen Sanction um den Preis beider Sicilien für den älteren Don Carlos verkauft, und in Frankreich ſiegte über den friedliebenden Fleury die Partei der Brüder Belleisle, welche Frankreich aufrief gegen das verhaßte Haus Oeſterreich. „Die Zeit ſei günſtig," ſagten ſie, „in Ungarn glimme der Factionsgeiſt, Deutſchland werde nicht widerſtehen und mit geringer Macht, blos durch eine Demonſtration, ſei das große Werk zu vollenden — Oeſterreichs Vernichtung!" Friedrich II. von Preußen war nicht der Saumſeligſte. Zwei Monate nach dem Tode Karls (13. December 1740) fiel er in Schleſien ein, um dieſe Provinz dem Kaiſerhauſe zu entreißen, und ſchickte von da den Grafen Gotter nach Wien, um der bedrängten Fürſtin eine Urkunde der Gewährleiſtung, die Stimme zur Kaiſerwürde für ihren Gemahl, die Angelobung einer Geldhülfe und das Verſprechen eines Bündniſſes wider alle ihre Feinde anzubieten — gegen die Abtretung von Schleſien; derſelbe Friedrich, dem Maria Thereſia einſt das Leben rettete, indem ſie ſeinen wüthenden Vater um Gnade für ihn bitten ließ, von welchem dieſer damals in prophetiſchem Geiſte geſagt haben ſoll: „Oeſterreich wird erfahren, welche Schlange es in ſeinem Buſen erwärmte."

Schon war die Schlacht bei Mollwitz von Oeſterreich verloren (10. April 1741), aber das baieriſch-franzöſiſche Heer hatte die Grenzen der Monarchie noch nicht überſchritten, als Maria Thereſia ihren erſten Sohn Joſeph gebar. Die immer heiteren Wiener feierten den Tag mit lautem Jubel, obſchon die Zeit mit großem Unheil ſchwanger ging, und ſelbſt der damals in Wien anweſende Geſandte der Pforte ließ, um ſeine Freude zu bethätigen, Geld unter das Volk auswerfen. Aber bald verſtummte der Jubel bei den ſchlimmen Nachrichten, welche von allen Seiten einliefen. Preußens Fortſchritte machten den übrigen Feinden Oeſterreichs Muth. Sardinien trat mit Erbanſprüchen auf Mailand hervor, Frankreich ließ verlauten, daß Böhmen ſammt dem

Lande ob der Enns an Baiern, Mähren ſammt dem oberen Schleſien an den König Auguſt von Polen als Kurfürſten von Sachſen, Niederſchleſien ſammt Glatz an den König von Preußen fallen ſollte. Die Streifcommando's der Preußen kamen bis gegen Stockerau und Korneuburg, ein franzöſiſches Heer ging über den Rhein, in der Lombardei erwartete man ſavoyiſche und ſpaniſche Truppen, die Baiern beſetzten Paſſau und nahmen bald darauf von dem Salzkammergute und von Linz Beſitz (14. Auguſt 1741). In dieſer Stadt ließ ſich Karl Albrecht als Erzherzog von Oeſterreich huldigen, und Maria Thereſia wurde nunmehr von ihren Gegnern Großherzogin von Toscana genannt. Das war der Augenblick, in welchem die unglückliche Kaiſerin, neuerdings geſegneten Leibes, die erwähnte Klage und Beſorgniß in einem vertraulichen Schreiben an die Herzogin von Lothringen ausſprach, der Augenblick, in welchem die Feinde von St. Pölten aus die Hauptſtadt mit einer Belagerung bedrohten.

Maria Thereſia war indeſſen mitten unter dieſen Unfällen eine beneidenswerthe Fürſtin, denn ſie hatte einen mächtigen und treuen Freund, wie ſelten ein unglücklicher Fürſt, das biedere Oeſterreichervolk. Jedermann wollte ſich ein Verdienſt um die Vertheidigung des Vaterlandes erwerben, und Niemand wollte ſich ausſchließen oder ausgeſchloſſen werden. Und nicht zu großen Eifer konnten die Oeſterreicher damals bezeigen, da ſelbſt im Auslande das Unglück der ſchönen Kaiſerin überall ſo große Theilnahme erregte, daß man in England ungeheure Subſcriptionen für ſie eröffnete, welche beſonders von Damen gefördert wurden, da das ganze Frauengeſchlecht Europa's begierig war auf das ſeltene Schauſpiel einer Frau am Ruder eines mächtigen Staates! Eine einzige Subſcribentin unterzeichnete fünfzigtauſend Pfund Sterling.

Alle dieſe Anſtalten zur Rettung des Regentenhauſes wären aber vielleicht fruchtlos geweſen, hätten nicht die heldenmüthigen Magyaren ſie mit ihrer ritterlichen Treue unterſtützt. Nachdem Englands Verſuche zur Vermittlung der Streitigkeiten mit Friedrich verunglückt waren, flüchtete ſich Maria Thereſia nach Presburg, wohin ſie die Stände zuſammenberufen hatte. Hier erſchien ſie plötzlich, um den Nationalſtolz der

Ungarn, der ſich oft an die kleinſten Dinge heftet, nicht zu kränken, in ungariſcher Nationaltracht, in Trauerkleidern, mit dem Schwerte umgürtet und die Krone St. Stephans auf dem jugendlichen Haupte — Attribute der königlichen Macht, die jedem Ungar heilig ſind — ſchritt langſam und mit Würde durch den Saal und beſtieg die Bühne, von welcher herab die Könige von Ungarn mit ihren Edlen ſprechen. Nachdem der Kanzler die Noth der Kaiſerin mit einfachen Worten geſchildert hatte, nahm die bewegte Fürſtin das Wort und forderte die Ungarn zum Beiſtand auf. Sie ſprach in lateiniſcher Sprache, welche in Ungarn ſowohl auf dem Landtage, als auch unter den Edelleuten üblich und ſogar national geworden war, und rührte durch ihre Bitten die Verſammlung ſo, daß die Magnaten und Landtagsdeputirten in Enthuſiasmus geriethen, ihre Säbel entblößten und ausriefen: „**Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!**“ Tief ergriffen von dieſem Beweis ihrer Anhänglichkeit brach die Königin in Thränen aus, wodurch die Begeiſterung der edlen Ungarn noch geſteigert wurde. Sie verſprachen Subſidien an Mannſchaft und Geld.

Eine noch ergreifendere Scene, von welcher alle Geſchichtsbücher erzählen, ereignete ſich, als die Deputirten ſich am Fuße des Thrones verſammelten, um den Eid des Herzogs von Lothringen, der mit Zuſtimmung des Reichstags zum Mitregenten ernannt war, zu empfangen. Nach vollendeter Feierlichkeit rief Franz aus: „Mein Blut und Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!“ In dieſem feierlichen Augenblick trat die tieffühlende Kaiſerin mit ihrem ſechs Monate alten Knaben hervor und zeigte ihn mit vor mütterlicher Freude glänzendem Geſicht der Verſammlung. Dieſer Anblick entflammte neuerdings die Gemüther der Edlen, die entblößten Säbel blitzten wieder empor und ein Schrei der Freude und des Kriegermuthes entrang ſich jeder Bruſt: „**Moriamur pro rege nostro Maria Theresia, vitam et sanguinem demus!**“

Wie redlich die Ungarn Wort gehalten haben, iſt bekannt. Der Knabe aber, für den ſie der Mutter Schutz zugeſchworen hatten, war Maria Thereſia's erſtgeborner Prinz — Joſeph. Und ſeltſam — dieſes Kind war es, welches nach vierzig Jahren als ungekrönter König

von Ungarn den Nationalſtolz ſeiner Bewohner ſo tief verletzte, die Krone des heiligen Stephan aus dem Lande entführte, die dem Volke nicht minder heilige Conſtitution des Königreichs verachtete und die Intereſſen der Nationalität den Intereſſen der Menſchheit aufopferte!

Zweites Capitel.

Charakteriſtik ſeiner Eltern und Lehrer. — Erziehung.

Joſephs Vater, Franz I., den die Geſchichte als eine unthätige Nebenperſon behandelt, beſaß keine hervorragenden Regententugenden und blieb ſtets Maria Thereſia's höherem Geiſte untergeordnet. Er war weder ehrſüchtig noch beſonders zur Thätigkeit geneigt, miſchte ſich faſt nie in politiſche Händel und behauptete nur die Formalitäten ſeiner hohen Würde. Er ſelbſt machte aus ſeiner untergeordneten Stellung kein Geheimniß, denn das Gewicht ſeiner Würde war ihm läſtig und er ſuchte ſich bei jedem Anlaß deſſelben zu entledigen. So ſagte er einſt bei Gelegenheit einer feierlichen Audienz zu der Gräfin Harrach: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier bleiben, bis der Hof ſich zurückzieht, und mich am Anblick der Menge ergötzen, denn ich bin hier blos ein Privatmann.“ Mit dieſer übertriebenen Anſpruchsloſigkeit verband er jedoch große geſellige Tugenden und edle Neigungen, die — obgleich durch kleine Schwachheiten verdunkelt — ihm die Achtung ſeiner hohen Verwandten und ſeiner Zeitgenoſſen ſicherten. Er beſchützte die Gelehrten, war leutſelig und duldſam in Religionsſachen und außerordentlich wohlthätig. Wien verdankt ihm unter Anderem die ſo berühmte Naturalien- und Münzſammlung, welche von keiner anderen Anſtalt dieſer Art in Europa übertroffen werden dürfte. Seine Kenntniſſe benutzte er dagegen nicht immer zum Wohle des Staates, ſondern zur Befriedigung einer in damaliger Zeit zu entſchuldigenden Leidenſchaft, die viele irregeleitete Chemiker zu Grunde richtete. Er verſammelte um ſich berühmte Scheidekünſtler und ſuchte mit ihnen nach dem Stein

der Weiſen. Seine Verſuche, Gold zu machen und vermittelſt eines Brennglaſes kleine Diamanten in große zuſammenzuſchmelzen, waren ſehr koſtſpielige Spielereien, von welchen ſich noch viele heitere Anekdoten bis jetzt im Munde des Wiener Volkes erhalten haben. Von ſeinen übrigen Beſchäftigungen erzählt Friedrich II. Folgendes: „Der Kaiſer, der ſich nicht in die Regierungs-Angelegenheiten miſchen durfte, legte ſich auf Handels-Angelegenheiten. Er ſparte jährlich große Summen von ſeinen Einkünften in Toscana und verbrauchte ſie im Handel. Er legte Manufacturen an und lieh auf Pfänder, übernahm die Lieferung der Waffen, Pferde und Monturen für das ganze kaiſerliche Heer. Mit einem Grafen Bolza und einem Kaufmann Schimmelmann hatte er die ſächſiſchen Zölle gepachtet. Während des Krieges ſchoß der Kaiſer ſeiner Gemahlin bedeutende Summen vor.“ Seine Liebe zum Reichthum hinderte ihn jedoch keineswegs an Ausübung ſeiner Tugenden, und daß er als Menſch und Gatte (obgleich eben nicht treu) deren viele und ſchätzenswerthe beſeſſen hat, verbürgt uns die leidenſchaftliche Liebe und Achtung, deren ihn Maria Thereſia ſo werth gefunden hat, daß ſie nach ſeinem Tode die Trauerkleider nie wieder ablegte. Dennoch iſt es begreiflich, daß ſie ihn ſtets beherrſchte, und ihm weder in Regierungs-Angelegenheiten, noch bei der Erziehung des Kronprinzen freie Hand ließ.

Maria Thereſia's Charakter iſt mehr bekannt. Sie war gütig, zugänglich, liebte ihre Unterthanen faſt leidenſchaftlich, war ſtreng und gerecht, fromm und tugendhaft. Nur verleitete ihre große Religioſität ſie zuweilen zu Handlungen der Unduldſamkeit. Friedrich und der ſpöttiſche Voltaire konnten jedoch dieſer Fürſtin keinen andern Vorwurf machen, als daß ſie in ihren ſittlichen Begriffen zu ſtreng war. Die ſogenannte Keuſchheits-Commiſſion, welche ſie einführte, und die, indem ſie in die Geheimniſſe des Familienlebens eindrang, mehr dazu diente, ihre Unterthanen zu demoraliſiren, hat allen Höfen Stoff zu Spöttereien gegeben; ihre zu große Ehrfurcht vor allem Herkömmlichen und Alten, welche ſie an manchen nützlichen Reformen hinderte und ſogar veranlaßte, ſich anderen zu widerſetzen, hat ſelbſt das Mißfallen ihres Sohnes erregt.

Die Grundſätze, nach welchen die gekrönte Mutter die Erziehung

ihres erſtgebornen Sohnes leitete, waren natürlich ihrem Charakter, ihren Begriffen und Vorurtheilen gemäß. Sie ſtrebte vor allen Dingen danach, ihm ihre eigene Frömmigkeit mitzutheilen, und machte die Gottesfurcht zum Hauptzweck der geiſtigen Richtung ihres Sohnes. Dieſen Zweck glaubte ſie nicht anders erreichen zu können, als indem ſie das Kind mit Strenge zu frommen Andachtsübungen anhielt. Als ſie den Prinzen eines Tages beim Gebet auf einem Kiſſen knieend fand, machte ſie ihm lebhafte Vorwürfe über dieſe Weichlichkeit, welche weder der Demuth eines Betenden, noch dem Muthe eines Prinzen gezieme, der geboren ſei, um Anderen ein Beiſpiel zu geben.

Bei der Wahl ſeiner Erzieher beſtimmten Maria Thereſia Frömmigkeit und Dankbarkeit. In ſinniger Erinnerung an den wichtigen Moment, welchen wir im vorigen Capitel erzählt haben, kleidete ſie den Prinzen Joſeph in die ungariſche Nationaltracht, ließ ihn frühzeitig in der ungariſchen Sprache unterrichten und wählte zu ſeinem Hofmeiſter einen ungariſchen Cavalier, den als Krieger rühmlich bekannten Fürſten Bathyany, einen der erſten Magnaten des Königreichs und Feldmarſchall in der Armee der Kaiſerin. Wenige Zeitgenoſſen und noch wenigere Nachkommen billigten dieſe Wahl; denn Bathyany war ein rauher Kriegsmann, der, gewöhnt an die ſtrenge Militärdisciplin, an Unnachſichtigkeit und Unterdrückung jedes ſelbſtiſchen Bewegens, ſeiner Pflicht am beſten Genüge zu leiſten dachte, indem er das hitzige Aufbrauſen des jungen Mannes mit Härte niederhielt. Man rühmt an dieſem Mann ſeine Hitze in der Schlacht und ſeine kalte Beſonnenheit im Staatsrathe, ſeinen mannhaften Stolz, der es nicht zuließ, aus Rückſichten der hohen Geburt ſeines Zöglings, deſſen Fehler zu überſehen. Vielmehr fand er eben in der hohen Abkunft des Prinzen mit Recht einen Grund mehr, ſtreng in ſeinen Forderungen zu ſein und deſſen Geiſt auf umfaſſende Weiſe zu bilden. Er ſuchte ihm ſeine eigenen Tugenden eigen zu machen, wobei es ihm jedoch unvermerkt gelungen ſein ſoll, in des Prinzen Gemüth eine verderbliche Kriegsliebe zu pflanzen, welche wenigſtens nicht zu den Regententugenden gehört. Glücklicherweiſe iſt dieſe Neigung dem Vaterlande nicht ſehr ſchädlich geworden. Die erſten Studien, in welchen Joſeph unterrichtet wurde,

waren Geographie und Geſchichte, doch wurden beide Wiſſenſchaften ihm, wie man ſagt, auf ungeſchickte Weiſe beigebracht.

Als Joſeph etwas älter geworden, wurde die Anzahl ſeiner Lehrer vermehrt. Unter ihnen war ein merkwürdiger Mann, der Freiherr Chriſtoph von Bartenſtein, der als Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, unter Sinzendorf und Uhlefeld, nicht nur dieſe beiden Miniſter, ſondern auch die Kaiſerin ſelbſt beherrſchte. Seine außerordentlichen Kenntniſſe, ſeine Geſchmeidigkeit und ſeine Galanterie, mit der er die Kaiſerin beſtach, ſeine Begeiſterung für die Sache des Kaiſerhauſes, die er bei Gelegenheit zu offenbaren nicht verſäumte, und die vielleicht aufrichtige Bewunderung, welche er den hohen Eigenſchaften ſeiner Herrin zollte, verſchafften ihm bald ihr blindes Zutrauen und brachten es dahin, daß ſie ihn nicht mehr entbehren konnte und, indem ſie lange Zeit nur ſeinen Rathſchlägen folgte, dem erſten derſelben: „ſie ſolle ihr eigener erſter Miniſter ſein,“ zuwider handelte. Dieſer Mann, der wegen ſeiner Fähigkeiten, ſeiner Liſt und Schlauheit geachtet, gefürchtet und gehaßt war, unterrichtete den Prinzen Joſeph in der Politik und Geſchichte ſeines Hauſes.

Bartenſtein hatte den wichtigen Auftrag von Maria Thereſia erhalten, den Unterrichtsplan für Joſeph zu entwerfen, und Kaiſer Franz gab ihm hinſichtlich des Unterrichts in der Geſchichte folgende Anweiſung: „Es ſoll meinem Sohne Joſeph die Hiſtorie ſo tradiret werden, daß die Fehler und böſen Thaten der Regenten ſo wenig als ihre Tugenden und das Gute, ſo ſie gethan haben, verſchwiegen werden. Dieſe Geſchichten ſollen immer ſo meinem Sohne appliciret werden, daß er gute Anmerkungen und nach und nach gute principia ſich machen lerne, durch welche er die Fehler der vorigen Regenten zu vermeiden frühzeitig angewöhnet werde, welches gewiß von guter Wirkung ſein wird.“

Wenn man einem Lobredner Bartenſteins glauben dürfte, ſo wäre dieſe verſtändige Anweiſung genau befolgt und die Geſchichte ohne Zweifel dem Prinzen auf eine ſehr angemeſſene Weiſe beigebracht worden. In ſeinem vierundſechszigſten Jahre verfaßte er ein hiſtoriſches Werk aus archivaliſchen Nachrichten, welches ohne Zweifel für den Geſchichtsforſcher und erwachſenen Geſchichtsfreund unſchätzbar iſt,

doch ſchwerlich ſeiner urſprünglichen Beſtimmung angemeſſen war. Er zeigte darin, eigener Angabe nach, dem Prinzen die gefährlichſten Klippen der öſterreichiſchen Staatspolitik, lehrte ihn die Verſchiedenheit der Nationen und ihrer Verfaſſungen im Vaterlande kennen, machte ihn mit den wichtigſten Staatsacten und geheimen Unterhandlungen, mit den Verhältniſſen zwiſchen Staat und Kirche ꝛc. bekannt und beobachtete dieſe pragmatiſche Lehrmethode beſonders von der Zeit Maximilians an, welche Zeitmarkung die wichtigſte und lehrreichſte Periode der öſterreichiſchen Regentengeſchichte in ſich begreift.

Natur- und Völkerrecht, als im innigſten Zuſammenhange ſtehend mit der Geſchichte, aber ſie leider ſelten erklärend, wurden ebenfalls von Bartenſtein dem Prinzen gelehrt. Er entwarf für ihn ein Lehrbuch, deſſen Inhalt ſich auf rein hiſtoriſche Baſis gegründet zu haben ſcheint, eine Art Geſchichte des Natur- und Völkerrechts, unter dem Kriterium der damals herrſchenden philoſophiſchen Ideen. In dieſem Fache beurkundete Bartenſtein eine ſeltene Gewandtheit, eine pädagogiſche Kunſt, welche Anerkennung verdient, da ihm die Freiheit des Unterrichts durch mannichfache Rückſichten beſchränkt war. Auf dieſe Weiſe wurde Joſeph ſchon als Jüngling bekannt mit Plutarch, Cicero, Tacitus, Machiavell und Antimachiavell, mit den claſſiſchen Werken der Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzoſen ꝛc., mit den philoſophiſchen Politikern Hobbes, Montesquieu, Grotius ꝛc.

Im ſtrengſten Gegenſatze zu den meiſt vernünftigen, wenn auch nicht immer geſchickt angewendeten Grundſätzen eines Bartenſtein und Uhlefeld ſtanden die, welche zwei ſeiner anderen Lehrer, die Jeſuiten Parhammer und Franz, leiteten. Dieſe waren nicht nur durch ihre Stellung veranlaßt, dem jungen Prinzen ganz entgegengeſetzte Theorieen beizubringen, ſondern ſie verbanden mit ihrer orthodoxen Lehrmethode auch eine ſo widerwärtige Pedanterie, daß ſie Joſeph das Lernen vollends verleideten. Und es war vielleicht ein Glück für ihn, daß er nicht zu frühzeitige Empfänglichkeit zeigte und hatte, daß ſein Geiſt, von zwei entgegengeſetzten Seiten angefaßt, nirgends nachgab, bis er ſtark und ſelbſtkräftig genug war, zu unterſcheiden, zu vergleichen, zu wählen.

Weit mehr als seinen „Pädagogen“, deren Mehrzahl er abgeneigt blieb bis in spätere Jahre, hatte Joseph dem Beispiele seiner Mutter zu danken. Selbst die Schranken, in welche er sich eingeschlossen sah, übten einen wohlthätigen Einfluß auf die Gestaltung seines edlen Charakters. Die am Hofe herrschende spanische Etikette, welche für sein feuriges Temperament nicht angemessen war, veranlaßte ihn frühzeitig, in zwanglosen Stunden auswärts Freunde zu suchen, wodurch vielleicht der erste Anlaß zu seiner nachherigen Popularität gegeben wurde. Er hatte ferner am Hofe seiner Mutter hinlängliche Gelegenheit, sich Menschenkenntniß zu erwerben; denn die fromme Fürstin war von Leuten aller Art umgeben, welche, trotz ihrer Charakterverschiedenheit, doch alle eine gleichartige Maske von Religionseifer trugen. Das reine, arglose, von aufrichtiger Frömmigkeit durchdrungene Frauenherz der wahrhaft andächtigen Fürstin vermochte nicht immer die falsche Gleißnerei mancher Diener zu durchschauen; allein dem Scharfblick des jungen Prinzen konnte sie nicht immer entgehen, und so lernte er frühzeitig den Diensteifer glatter Höflinge von redlichem Willen und braver Gesinnung genau unterscheiden, die Huldigung der Schmeichler nicht ohne Mißtrauen hinnehmen. Es entging ihm nicht, wie die in der heiligsten Absicht erlassenen Verordnungen und die frömmsten Unternehmungen der tugendhaften Monarchin nicht immer die erwünschten Früchte trugen, wie wenig durch die von ihr auf Verbesserung des gesellschaftlichen und insbesondere auf die des religiösen und wissenschaftlichen Zustandes verwendeten großen Summen erreicht ward, und wie man dadurch an Gottseligkeit und wahrer Christlichkeit nichts gewonnen hatte. In allen Dingen mußte jedoch Joseph sich dem strengen Willen seiner Mutter fügen und das jugendliche Feuer, welches gern über alle Schranken hinausstrebte, frühzeitig bezähmen. Dieser eiserne Zwang, in welchem er sich bis zu seiner Alleinregierung befand, lehrte ihn Selbstbeherrschung und eine tiefe Verschlossenheit seiner wahren Gesinnungen, welche zuweilen an Verstellung grenzen mochte. „Dadurch,“ sagt Hübner vielleicht voreilig, „bildete sich eine Falte in seinem Aeußeren, die man später für Spott, für Verachtung der Menschen ansah und die sich meistens dann äußerte, wenn seinen ersten Planen Hindernisse in den Weg traten.

Er ließ mit sichtbarer Erbitterung ein Unternehmen fahren, dessen er seine Zeitgenossen sogar nicht weiter würdig achtete."

Bartenstein beigegeben waren: der als Orientalist verdiente Pater Franz, welcher ihn Religion lehrte, nicht minder, und zwar angeblich ohne selbst etwas davon zu verstehen, Logik und Experimentalphysik; Brequin für den mathematischen Unterricht, Martini für den juridischen, Leporini für den historischen und Bek für den Unterricht in den Geschäften des deutschen Reichs.

Wie fast alle reich begabten Geister, faßte Joseph ungemein schnell und leicht, behielt aber nicht so gut, wie seine jüngeren Brüder Karl und Leopold. Frühzeitig zeigte sich des Prinzen Eigenwille, denn er wollte sich nie pünktlich nach fremden Vorschriften richten. Alle Personen am Hofe stimmten aber darin überein, daß er das offenherzigste, liebenswürdigste und heiterste Kind gewesen sei; man bewunderte seine scharfsinnigen Bemerkungen, ergötzte sich an seinen witzigen und spaßhaften Einfällen und fand, daß der Prinz die ihm vorgelegten Fragen auf eine geistreiche und treffende Weise beantworte. Seine glänzenden Anlagen zeigten sich besser in ungezwungener Conversation, wo er den Eingebungen seines eigenen Geistes folgen konnte, als vor dem gravitätischen Richterstuhl seiner Lehrer, wo er nur die aus Folianten geschöpfte Weisheit wiederkauen sollte. Maria Theresia beklagte sich daher wohl häufig über den Ungehorsam ihres Lieblings, war aber im Ganzen nachsichtiger, als sich von ihren strengen Begriffen erwarten ließ.

Zur Erholung erhielt Joseph Unterricht in der Musik, woran er bald großen Geschmack fand. „Ich lehre meinen Sohn die Kunst lieben," sagte Maria Theresia, „damit er milder werde, denn er ist störrisch." Außerdem wurde er zu den schicklichen Leibesübungen angehalten, in welchen er es stets seinen Brüdern zuvorthat. Als Gesellschafter seiner Jugend gab man ihm mehrere wohlerzogene Cavaliers aus den vornehmsten Familien bei, mit welchen er zuweilen kleine Schauspiele in französischer Sprache vor dem Hofe aufführte. Von seinen Jugendstreichen erzählt man sich manche lustige Anekdoten, die aber gewöhnlich einen tragischen Ausgang hatten, denn sie wurden oft hart bestraft. Die Hauptzüge seines jugendlichen Charakters waren Lebhaftigkeit, Schalk-

haftigkeit, Frohſinn und viel Eigenwille. Mit dieſen Eigenſchaften war eine kräftige Körperconſtitution, feuriges Blut und ſtrotzende Geſundheit verbunden, welche nicht vermuthen ließen, daß dieſer ſeltene Fürſt ſeine Laufbahn ſo bald und ſo unglücklich beſchließen werde.

Drittes Capitel.

Krankheit. — Kriegsluſt. — Erſte Ehe. — Tod Iſabellens. — Krönung in Frankfurt.

Nachdem Joſeph im ſiebzehnten Jahre (1757) eine damals ſehr gefährliche Krankheit, die Blattern, glücklich überſtanden hatte, fühlte er inmitten ſeiner eifrigen Studien, die er den Intereſſen der Staaten widmete, daß die Kraft, die männliche Thaten erheiſcht, in ihm mit ſtürmiſchem Drang erwacht ſei. Der ſiebenjährige Krieg war ausgebrochen und Oeſterreichs Heldenjugend begab ſich frohlockend in das blutige Waffenſpiel. Joſeph ſah Edelleute ſeines Alters bereits ihre Thatkraft dem Vaterlande weihn, ihren Arm für daſſelbe bewaffnet, ihre Herzen für daſſelbe muthig ſchlagend. Er erinnerte ſich, daß er, ſo zu ſagen, unter dem Donner der Kanonen geboren ſei, erinnerte ſich der den öſterreichiſchen Waffen widerfahrenen Schmach, des Verluſtes von Belgrad und Schleſien, und entbrannte in gerechtem Zorn gegen die Feinde ſeines Hauſes. Seine Liebe zu den Waffen ward zur Leidenſchaft, welche jetzt ihre Befriedigung finden ſollte, denn man ſchlug der Kaiſerin vor, den jungen Erzherzog zur Armee des öſterreichiſchen **Fabius Cunctator** Daun zu ſchicken. Dieſer würdige General, Loudon der Löwenkühne und Lascy waren des Erzherzogs liebſte Geſellſchaft, ihr Unterricht in den Militärwiſſenſchaften die ihm angenehmſte Belehrung. Alles war in Bereitſchaft zum Feldzug des Prinzen, als Maria Thereſia (1759) die ihm gegebene Erlaubniß zurücknahm aus übergroßer mütterlicher Beſorgniß und aus Furcht, das blutige Kriegsſchauſpiel möchte den Trotz des Prinzen noch verſtärken, ſeine

Gleichgültigkeit gegen die wohlthätigen Geschäfte des Friedens noch vermehren und dereinst das Zeitalter eines blutigen Heldenthums statt des erwünschteren einer weisen Friedensherrschaft über ihr Vaterland bringen. Sie suchte die Hitze des kampfbegierigen Prinzen zu dämpfen, allein es ging ihr — um mit Caraccioli zu reden — wie Tycho Brahe's Vater, der trotz aller Bemühungen seinen Sohn nicht verhindern konnte, die Gestirne zu beobachten und Astronom zu werden. Joseph gehorchte nur mit dem äußersten Mißmuth, aber es blieben die Geschichten Karls XII. und die Kriege Cäsars seine Lieblingslectüre, und der Entschluß, das seinem Hause Entrissene einst mit den Waffen wieder zu gewinnen, sein Lieblingsgedanke.

Im Jahre 1760 verheirathete sich Joseph II. mit der Prinzessin Isabella von Parma. Fürst Wenzel von Liechtenstein führte sie aus Italien nach Wien und am 6. October 1760 ward sie dort feierlich dem entzückten Prinzen angetraut. Europa sah das seltene Schauspiel einer glücklichen Ehe zwischen Personen fürstlicher Abkunft. Prinzessin Isabella war ebenso sehr durch ihre Reize wie durch ihren Geist ausgezeichnet. „Es gibt nicht einen Augenblick im Laufe des Tages," sagte Maria Theresia 1761 zu Caraccioli, „in welchem ich nicht veranlaßt würde, sie zu bewundern." Und wirklich war sie eine Zierde der Hofcirkel, denn sie hatte die Gabe, von Gegenständen tiefen Studiums zur liebenswürdigsten Conversation überzugehen, ohne daß je ihr Reichthum an Geist der Anmuth ihres Betragens den geringsten Eintrag gethan hätte, was bei geistreichen Frauen selten der Fall ist. Ihr Gemahl, der Erzherzog, sagte oft, es schmerze ihn, daß er ihr nur ein Herz zu geben habe; so würdig fand er sie seiner Achtung und Liebe. Isabella war vielleicht die einzige Person, welche auf Joseph einen entschiedenen Einfluß ausübte; doch benutzte sie die Allgewalt ihrer körperlichen und geistigen Reize nur zum Wohl des Prinzen. Sie machte oft seinen Mentor, hielt seine jugendliche Hitze im Zaum und nützte ihm mit ihren Rathschlägen. Leider war ihm das Glück der Liebe nicht lange vergönnt. Isabella hatte etwas von dem Trübsinne ihres Großvaters Philipp V. geerbt, und weder die Freuden des Hoflebens noch die liebevollen Bemühungen ihres besorgten Gatten konnten die Ahnung ihres nahen Todes

verscheuchen. Ihre Schwermuth täuschte sie nicht; sie starb nach einer kurzen Ehe und nachdem sie Joseph eine Prinzessin geboren hatte (welche ihre Mutter nur 7 Jahre überlebte), an den Blattern, einer Krankheit, die um so gewisser den Tod der Prinzessin herbeiführen mußte, da sie von den Folgen einer Frühgeburt gänzlich entkräftet war. So erfüllte sich die bange Vorahnung Maria Theresia's, welche einst zu Caraccioli gesagt hatte: „Ich liebe sie zu sehr, um sie nicht zu verlieren; sie wird ein Opfer sein, welches der Himmel von mir verlangt." (27. Nov. 1763.) Josephs Schmerz über den erlittenen Verlust war unsäglich, die Zeit konnte das Andenken an die einzig Geliebte nie gänzlich verwischen. Er sprach stets in den zärtlichsten Ausdrücken von ihr und ihren Vorzügen und trug stets ihr Bildniß bei sich. Ohne Zweifel hat dieses frühe Unglück das Gemüth des Prinzen gewaltig angegriffen, vielleicht Anlaß gegeben zu dem Anstrich von düsterer Weltverachtung, den einige Zeitgenossen an ihm wahrgenommen haben wollen, und zu seiner nachherigen, doch stets von Menschenliebe und Pflichtgefühl besiegten Härte, die sich in manchen seiner Maßregeln offenbarte. Nach dem Ableben seiner geliebten Gattin suchte Joseph im Studium der Kriegswissenschaften Zerstreuung. Sein Eifer wuchs um so mehr, da er bereits seit 1761 Sitz im Staatsrath hatte und so durch Theilnahme an den politischen Geschäften belehrt sein mochte, wie wichtig ihm eine kriegerische Bildung werden dürfte.

Indessen beendigte im Jahre 1763 der Hubertsburger Friede den siebenjährigen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen. In einem geheimen Artikel desselben hatte Friedrich versprochen, dem Erzherzog seine Stimme zu geben bei der Wahl eines römischen Königs. Da nun Deutschland wieder beruhigt war, so schritt man zu dieser Wahl, und Kaiser Franz begab sich persönlich mit Joseph nach Frankfurt, um dem alten Krönungsgebrauch daselbst Genüge zu leisten.

Sein Ruhm war ihm vorangegangen und die ganze Stadt war bereits von seinen seltenen Tugenden unterrichtet. Man errichtete ihm einen prächtigen Triumphbogen und verabsäumte nichts, wodurch man ihm Ehrfurcht und Bewunderung bethätigen konnte. Die merkwürdigen

Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit beschreibt Goethe (Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, 1. Theil) auf eine anziehende Weise.

Viertes Capitel.

Zweite Vermählung mit Josepha von Baiern. — Unglückliche Ehe. — Franz des I. Tod. — Joseph wird Mitregent.

Nach seiner Rückkunft von Frankfurt begab sich Joseph nach Ungarn, wo er besonders die dortigen Bergwerke mit großer Aufmerksamkeit untersuchte. Verhängnißvoll für sein häusliches Glück war seine Zusammenkunft mit der Schwester des Kurfürsten von Baiern, Maria Josepha, Tochter Kaiser Karls VII., welche eine politische Heirath mit dieser Prinzessin zur Folge hatte, die ihn nur zu sehr fühlen ließ, was er an der unvergeßlichen Isabella verloren hatte. Die Gründe zu dieser unglücklichen Vermählung waren die dringenden Wünsche seiner hohen Verwandten, die Aussicht, Allodialgüter vom Bruder der Prinzessin zu erben, und die Hoffnung, einen männlichen Nachfolger zu erhalten. Am 20. Januar 1765 wurde die feierliche Vermählung in Schönbrunn vollzogen, wobei der Schloßhof von 200,000 Lampen erleuchtet war. Am 29. ging der feierliche Einzug vor sich. Maria Theresia stattete Tags darauf 25 Paare bürgerlicher Brautleute aus, die in St. Stephan getraut wurden und deren jedes von einem Jubelpaar aus seiner Vorstadt begleitet war. So wurden fünfzig Liebende an einem Tage glücklich, der den Anfang häuslicher Unzufriedenheit des römischen Königs bezeichnete. Das äußerliche Gepränge verbarg nur den Mißmuth des hohen Bräutigams, und bald erfuhr er, wie wenig seiner neuen Gemahlin persönliche Eigenschaften tauglich waren, ihn glücklich zu machen. Obgleich die unglückliche Prinzessin Joseph zärtlich geliebt haben soll, konnte sie doch nie seine Liebe erwerben. Es fehlte dieser Prinzessin sowohl an körperlichen Reizen als auch an Anmuth des Geistes, Mängel, welche verursachten, daß Joseph sie stets mit großer Kälte behandelte. Tief und schmerzlich fühlte die Arme,

daß sie nicht würdig sei, an der Seite ihres Gemahls zu stehen, und da sie von Natur schüchtern und zaghaft war, so zitterte und erblaßte sie, so oft sie vor ihm erschien. Der Tod löste nach zwei Jahren die so unglückliche Verbindung auf, und Josepha starb wie ihre Vorgängerin an den Blattern (28. März 1767).

Da sich der ganze Hof im Jahre 1765 nach Insbruck begab, um der Vermählung des Erzherzogs Leopold mit einer Infantin von Spanien, Marie Louise, beizuwohnen, benutzte Joseph die Gelegenheit zu einer Reise durch Tyrol bis gegen Verona, wobei er nichts verabsäumte, was dazu dienen konnte, seine Kenntniß der österreichischen Länder und Staatsverhältnisse zu vermehren. „Ich habe vor Anderen viel voraus," sagte er zu dem Grafen Kinigl, „da ich glücklicherweise leutselig bin, so kann ich stets Alles erfahren." Nach der Ankunft der Infantin vollzog der Fürstbischof Clemens von Sachsen die eheliche Einsegnung des Brautpaars. Der Hof schickte sich eben zur Rückkehr an, als der Kaiser über einiges Unwohlsein klagte. Seit einiger Zeit war er apoplektischen Zufällen ausgesetzt und fühlte sich zwischen den hohen tyroler Bergen sehr beengt. Am 18. August früh drang die Prinzessin Charlotte, seine Schwester, Aebtissin von Remiremont, in ihn, zur Ader zu lassen. Er antwortete hierauf: „ich muß heut Abend bei Joseph speisen; ich mag nicht unhöflich sein, morgen aber will ich deinen Rath befolgen." Allein das Schicksal gönnte ihm diesen Aufschub nicht. Noch an demselben Tage wurde Franz in der Oper unwohl und ging mit Joseph hinaus. Als er durch ein Zimmer nahe an dem seinigen ging, rührte ihn der Schlag. Er wankte in die Arme Josephs, sank aber plötzlich zur Erde und starb, ohne einen Seufzer auszustoßen. Maria Theresia's Schmerz über dieses tragische Ereigniß ist bekannt. Weniger gewürdigt wurde Josephs tiefe innige Trauer, die sich in einem Schreiben an den Fürsten Bathyany, seinen Oberhofmeister, kund gibt.

„**Mon Prince!**" schrieb er. „Es geht über die Fähigkeit eines „menschlichen Wesens, den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermaß „von Empfindungen so zu schildern, wie es das Herz eines Sohnes „fühlt, der seinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war, daß „er geliebt wurde.

„Im Moment der ſchrecklichen Leiden, die mich folterten, ver„gaß ich meine Mutter nicht. Aber konnten Troſtgründe eines Sohnes, „dem die Wehmuth das Herz zerriſſen, konnten ſie ein Erſatz für den „grauſamen Schlag ſein, den ihr das Schickſal verſetzte?

„Mein Vater hatte die zärtlichſte Neigung für mich gehabt. Er „war mein Lehrer, mein Freund und der größte Prinz ſeines Hauſes; — „würdig des Zutrauens ſeiner Familie, ſo wie desjenigen ſeines ganzen „Volkes, großmüthig, gerecht, wohlthätig, ein Freund der Wiſſenſchaften, „der Künſte, der Armuth und des Beſtrebens, ſich emporzubringen, ein „Kenner der Privatverdienſte ſelbſt als Monarch.

„Ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Die Vorſehung hat „mir in frühen Tagen den Kelch des Leidens hingegeben, da ich meine „Gemahlin verloren, nachdem ich ſie kaum drei Jahre beſaß — theure „Eliſe! Du biſt unvergeßlich für meine Tage — und ſeit deinem Tode „habe ich unnennbare Leiden gefühlt!

„Sie haben meine Jugend geleitet; unter Ihrer Anführung ward „ich ein Mann! Unterſtützen Sie mich nun als Monarch bei der Laſt „der Pflichten, die mir das Schickſal auferlegt hat, und bewahren Sie „Ihr Herz für Ihren Freund

„Insbruck, den 20. Auguſt 1765.

Joſeph."

Nicht minder zärtlicher Trauer voll iſt ſein Schreiben an ſeine Schweſtern, welche zu Schönbrunn zurückgeblieben waren.

„Verzeihen Sie, meine theuerſten Schweſtern," ſchrieb er bei dieſer traurigen Gelegenheit, „wenn ich im Uebermaß des Schmerzes, der mich erfaßt, und inmitten der Beſchäftigungen, mit welchen ich belaſtet bin, mich an Sie alle zugleich wende. Der traurigſte Schlag, der uns nur drohen konnte, hat uns getroffen. Wir verloren den zärtlichſten Vater, den beſten Freund. Unterwerfen Sie ſich der Vorſehung, laſſen Sie uns für die Ruhe ſeiner Seele beten und die Liebe zu unſerer erhabenen Mutter, das einzige Gut, welches uns übrig bleibt, verdoppeln; ihre Erhaltung iſt meine größte Sorge in dieſem ſchrecklichen Augenblick. Wenn die innigſte Freundſchaft eines Bruders, die ich

Ihnen nicht mehr anbieten kann, weil Sie dieselbe längst besitzen, Ihnen nützlich sein kann, so befehlen Sie. Ich umarme Sie alle und bitte nur um Ihr Mitleid für den unglücklichsten Sohn

Joseph."

Die dringenden Vorstellungen der ihr theuersten Personen bekämpften Maria Theresia's romantisches Vorhaben, als Aebtissin eines von ihr an der Todesstätte ihres Gemahls gegründeten Damenstifts für zwölf adelige Jungfrauen ihr Leben in Trauer und Andacht zu beschließen. Nach dem heftigsten Ausbruch ihres Schmerzes übernahm sie wieder die Zügel der Regierung und begnügte sich, den achtzehnten jedes Monats dem Andenken ihres Gatten zu weihen. Sie übertrug ihrem Sohn einen Theil der Regentschaft und gab so seinem stürmischen Drange zur Thätigkeit einen beschränkten Spielraum.

Hier schließt Josephs Jugendgeschichte, von der leider nicht genug bekannt geworden ist. Auch ist die Geschichte seines Familienlebens mit diesem Abschnitt beendigt. Die wenigen Züge, welche wir davon haben geben können, zeigen uns Joseph als einen zärtlichen Gatten und Sohn und überhaupt als einen tief und stark fühlenden Menschen.

Fünftes Capitel.

Josephs Gesinnungen und erste Wirksamkeit. — Verbrennung der Coupons. — Einschränkungen am Hofe. — Neue Verordnungen. — Popularität.

Mit einem Theil der politischen Geschäfte übergab Maria Theresia nun ihrem Sohne die Leitung des ganzen Kriegswesens und die Großmeisterwürde aller ihrer Ritterorden, worunter der von ihr gestiftete Militärverdienstorden, der nach ihr benannt ist und durch Joseph eine Mittelclasse, die Commandeurs, erhielt.

Obgleich Maria Theresia im Uebermaß ihres Schmerzes die ganze

Regierung niederlegen wollte, war sie doch, nachdem sie sich wieder gefaßt hatte, eben so wenig nachgiebig gegen den Mitregenten und Sohn, als sie es gegen Franz gewesen war. Sie ließ ihm nie freie Hand, bewachte alle seine Unternehmungen und gestattete ihm, außer dem Wirkungskreis im Militärwesen, den sie gern abgab, weil sie die schlechten Folgen eines weiblichen Regiments in Kriegssachen selbst erfahren hatte, nur einen sehr geringen Spielraum für seine ungestüme Kraft.

Dessenungeachtet wußte Joseph sich großen Einfluß zu verschaffen, und es gibt keine humane Anstalt, an der er zu seiner Zeit nicht seinen Antheil gehabt hätte. Er begriff seine Stellung sehr wohl und wirkte mehr dadurch, daß er seine Mutter zu gewissen Verbesserungen bestimmte, als durch selbstständige Unternehmungen, die er sowohl im Entwurf, als auch in der Ausführung sein Eigenthum hätte nennen können. Daher gebührt ein großer Theil des Ruhms, den sich Maria Theresia durch ihre Friedensregierung erwarb, unserem Joseph, der durch geeignete Rathschläge und Vorstellungen sie zu mancher Anordnung bestimmte, die vielleicht sonst unterblieben wäre. Um Josephs Verdienste während der Regierung seiner Mutter gehörig zu würdigen, ist es nothwendig, eine Schilderung seiner Gesinnungen und Meinungen vorauszuschicken, mit welchen er seine Wirksamkeit als Mitregent begann. Wir folgen dabei dem Urtheile seiner Zeitgenossen, die ihn schon damals besser kannten, als spätere Historiographen, die sich nur zu sehr durch falsche Darstellungen und schlimme Erfolge haben irre leiten lassen. Auch ist es nothwendig, mit dieser Schilderung eine oberflächliche Darstellung der Verhältnisse am Hofe zu entwerfen, um sowohl die Natur seines Willens und die Ausdehnung seiner Macht, als auch seine Stellung zu erforschen.

Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren von Frankreich, England und Deutschland neue Grundsätze ausgegangen, die nothwendig durch ihre Verbreitung jene Umwälzung des gesellschaftlichen Zustandes bewirken mußten, welche jetzt wirklich vollbracht ist. Durch nichts läßt sich der Geist dieses Zeitalters besser bezeichnen, als durch die Benennung: „das Jahrhundert der Humanität," welche von einigen Schriftstellern aufgestellt worden ist gegen den Jubel und das

Klagegeschrei der Enthusiasten, welche ihre Zeit einerseits die Morgenröthe der Freiheit, andererseits das Zeitalter des Antichrists, des sittlichen und religiösen Verfalls, der Zügellosigkeit, Anarchie und Sünde hießen. Diejenigen, welche einer schnellen Aufklärung fähig und für die neue Lehre der Philosophen empfänglich waren, substituirten der Religiosität, welche ihr erstes Princip war, den Philanthropismus, den in Frankreich Voltaire, Rousseau, d'Alembert und Andere mit Eifer predigten. Unter den damaligen Regenten war Friedrich II. der erste, der die geistreichen Schriften der neuen Philosophen bewunderte, Joseph der erste, der sie befolgte, ohne sich an die Extravaganzen derselben zu kehren. Er nahm in sich den in diesen Schriften herrschenden Geist der Humanität auf, ohne die darin enthaltenen verwegenen Hypothesen zu berücksichtigen; er ehrte die menschenfreundliche Stimmung der Erleuchteten, ohne ihren Phantasmagorien nachzujagen. Er sympathisirte mit ihren Empfindungen, aber nicht immer mit ihren Meinungen und Ansichten; er handelte seiner menschenfreundlichen Stimmung gemäß, ohne sich in unnütze metaphysische Spielereien einzulassen, die einerseits das Herz verderben, andererseits die moralische Richtung des Willens unsicher und schwankend machen. Er war nicht Philosoph, um seinen Geist mit müssigen Tändeleien zu beschäftigen, sondern um seinen Grundsätzen gemäß zu handeln. „Er fing an einzusehen," sagt Hübner, „daß die Menschheit die erste Verehrung des Monarchen verdient, und daß jeder Mensch, ohne Unterschied, hierauf Anspruch hat, daß Geburt und Rang keine Verdienste sind, daß alle Menschen frei geboren werden, daß kein Sklave geboren werden kann, daß der Herrscher nur des Volks wegen und dieses nicht der Herrscher wegen da ist, daß Duldung ein unveräußerliches Recht der Menschheit, keine Wohlthat des Staates, sondern eine Pflicht ist, die dieser ohne Verbrechen nicht versagen kann, daß die Gerechtigkeit nicht auf Personen, sondern auf Handlungen sehen muß, daß die Staatsgüter zum Verwalten, nicht zum Verschwenden für die Regenten bestimmt sind, daß Regenten, die nicht mit eigenen Augen sehen, vielfältig betrogen und hintergangen werden, daß Indolenz und Völlerei die schändlichsten Laster der Höfe sind ꝛc."

Seine Wirksamkeit begann er mit einer Menge nützlicher und

wohlthätiger Anordnungen, von welchen wir hier eine gedrängte Uebersicht liefern. Um sich die Herzen seiner Unterthanen und die Achtung aller Patrioten zu gewinnen, übte er, nach dem Beispiel des Agis in Sparta, sogleich einen Act rühmlicher Großmuth aus, indem er, als Erbe des großen Schatzes seines Vaters, 22 Millionen Coupons zu Gunsten des Staates verbrennen ließ. Schon dadurch unterschied sich seine Wohlthätigkeit von der Wohlthätigkeit Anderer, daß er nicht Einzelnen, sondern dem allgemeinen Besten seine Wohlthaten angedeihen ließ.

Im Cabinet füllte er nun die Lücke, welche Franz stets leer gelassen, aus und benutzte bei seinen Arbeiten vorzüglich die Talente und Einsichten des Grafen von Plümegen, welcher an die Stelle des kürzlich verstorbenen Grafen von Haugwitz getreten war. Ihm beigegeben war der schon seit einigen Jahren bei dem Reichshofrathe durch seine vorzügliche Geschicklichkeit unentbehrlich gewordene Baron von Röder. Kein anderer Cavalier, General oder Minister wurde außerdem durch die Wachen zu dem Appartement des Kaisers gelassen, welcher nicht ein unterschriebenes und besiegeltes Billet aufzeigen konnte. Alle Schleichwege, welche bisher zu Aemtern und Ehrenstellen führten, wurden verboten, und Joseph erließ eine ausdrückliche Erklärung, daß er weder Memoriale noch Empfehlungen für Dienstbewerber aus den Händen seiner Hofbedienten, sondern blos das Zeugniß der Vorgesetzten und offenbare Verdienste berücksichtigen werde. Zugleich bewirkte er im Hofhalte die zweckmäßigsten Einschränkungen, und die sechs ältesten Erzherzoginnen so wie die beiden Erzherzoge, welche bisher eigenen Hofstaat und Tafel gehalten hatten, mußten von nun an bei dem Kaiser und der Kaiserin speisen. Alle übrigen Tafeln wurden aufgehoben, zugleich mit der Marschallstafel, durch deren Abstellung die dienstthuenden Kammerherren angewiesen waren, um 1 Uhr sich nach Hause zu begeben und auf eigene Kosten zu speisen. Die steife spanische Etikette am Hof erlitt durch sein ungezwungenes Betragen erwünschte Reformen; die italienischen und französischen Schauspieler wurden verabschiedet, wie denn überhaupt von nun an stets ausländische Diener den inländischen nachstehen mußten.

Dadurch wurde der kaiserliche Hof minder glänzend und zahlreich an unnützem Personal. Joseph zeigte sich als ein eben so großer Feind des Prunks wie der Unmäßigkeit. Seine Lebensweise entsprach schon damals seinen Maßregeln gegen überflüssigen Luxus und unmäßige Schlemmerei. Er trank nur Wasser, schlief auf hartem Lager und stand mit der Sonne auf — ganz wider die die damalige Hofsitte. Um auch die unnöthige Gala zu beschränken, trug er selbst fast immer Uniform. Die überhäuften Galatage wurden abgeschafft, und zwar mit der ausdrücklichen Verordnung, daß der Neujahrstag (1767) von nun an der einzige Galatag verbleiben, und daß dieser alle anderen, die sonst an Geburts-, Namens- und anderen festlichen Tagen begangen wurden, mit künftiger Einstellung der Glückwünsche, des kostbaren Putzes u. s. w. gänzlich aufheben sollte. Für den Fall eines außerordentlichen Anlasses zur Feier einer Taufe, Verlobung oder Vermählung sollte die Gala zum voraus angesagt werden.

Ferner wurden die Hazardspiele verboten, eine neue Polizeiordnung eingeführt und, um die Ausgaben besser zu übersehen, ein genaues Verzeichniß der Namen, Besoldungen und Pensionen der im Staatsdienst Angestellten gefordert.

Die Frohnen in Ungarn wurden eingeschränkt und geeignete Maßregeln zu Gunsten des Landmanns ergriffen. Zu den militärischen Lagern in Böhmen und Mähren begab sich Joseph persönlich, hielt dort offene Tafel und zeigte sich eben so eifrig für den Dienst, wie unterrichtet und geübt. Generale, Hauptleute und Soldaten wurden von ihm mit gleicher Zutraulichkeit empfangen, und seine Bemerkungen offenbarten den höheren Offizieren eine tiefe Sachkenntniß. So lange Maria Theresia lebte, blieb das Militär stets das vorzüglichste Augenmerk des Kaisers, und mit Hülfe Lascy's, der mehr Talent als Kriegertugend besaß, bemühte er sich stets das Heer zu verbessern.

Es erschien hierauf eine neue Verordnung gegen die Zauberei, durch welche die Kaiserin verordnete, daß gegen solche Abergläubige nur dann die Todesstrafe verhängt werden dürfe, wenn sie sich eines Capitalverbrechens schuldig gemacht hätten, und daß die Richter ferner auf die Anklage der Zauberei und Wahrsagerei Niemand verurtheilen

dürfen. Man verdankt dieſes Edict einzig und allein dem Kaiſer und dem berühmten van Swieten, in welchen Maria Thereſia das größte Vertrauen ſetzte.

Man erleichterte die Heirathen, um die Population zu vermehren, man verringerte die läſtigen Abgaben, man kam den Armen zu Hülfe und gab jedem Soldatenkinde drei Kreuzer täglich. Alles das war ein Werk Joſephs.

Bei Gelegenheit einer Feuersbrunſt an der Marxer Linie erwarb ſich Joſeph neue Popularität. Er begab ſich ſchleunigſt an den Ort der Gefahr und hinterließ auf jedem Schritt Troſt und Hülfe (27. Februar 1766). „Ich war Menſch," ſagte er bei dieſer Gelegenheit, „ehe ich Kaiſer geworden bin, und das iſt meine ſchönſte Eigenſchaft."

Im nächſten Jahre drohte Oeſterreich der Verluſt Maria Thereſia's. Sie wurde von den Blattern befallen den 23. Mai 1767, bei dem Eintritt in ihr fünfzigſtes Lebensjahr. Die zweite Gemahlin Joſephs wurde gleichzeitig wirklich ein Opfer dieſer ſchrecklichen Krankheit. Van Swieten und Störk retteten indeß das Leben der Landesmutter, und Wien feierte mit unſäglichem Jubel den Tag ihrer völligen Geneſung (27. Juni).

In demſelben Jahre feierten die Botſchafter Spaniens und beider Sicilien im Liechtenſteiniſchen Palaſt die Verlobung der Erzherzogin Joſepha mit dem Könige Ferdinand beider Sicilien. Allein bald folgte auf dieſe Freude die Trauerpoſt, daß auch dieſe junge Prinzeſſin an den Blattern geſtorben ſei. Es bedurfte ſo vieler trauriger Erfahrungen, um die Kaiſerin endlich von dem herrſchenden Vorurtheil gegen die Pockenimpfung abzubringen. Es wurden nun eigene Verordnungen zur Begünſtigung derſelben erlaſſen.

Sechstes Capitel.

Reise ins Banat. — Josephs Wirksamkeit als römischer Kaiser.

Da die Beschränktheit seines Wirkungskreises dem Kaiser viele Muße gestattete, so verwendete er dieselbe wie Kaiser Hadrian, der allein dadurch berühmt wurde, zu Reisen durch die verschiedenen Provinzen des Kaiserstaates. Damit ihm der Weihrauch der Patrioten Nichts verhülle, was zur Belehrung und Bereicherung seiner Kenntnisse dienen könnte, damit kein Uebelstand künstlich vor seinen Augen verdeckt werden könne, reiste er fast immer als Graf von Falkenstein, mit geringer Begleitung einiger Stabsoffiziere und Secretäre. Zwar hielt ihn sein Incognito nicht ab, den Kaiser zu zeigen, wenn es nöthig war, um die Gerechtigkeit zu schützen und die Schlechtigkeit zu strafen, wohl aber bahnte es Jedem, selbst dem geringsten Unterthan, den Weg zu seinem Landesherrn, der stets zu helfen bereit war. Er führte immer bedeutende Summen mit sich, um aller Noth, die ihm begegnete, schleunigst abzuhelfen. Auf dem Wege schlief er gewöhnlich auf einer Hirschhaut, die über ein Bündel Stroh gebreitet wurde, und trotzte allen Beschwerden. Er kleidete sich nur, um bedeckt zu sein, und erinnerte sich seines hohen Standes nur, um ein Beispiel der Frugalität zu geben. „Seine Toilette," schrieb einer seiner Begleiter im Jahr 1769, „ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterlieutenants, seine Erholung Arbeit, sein Leben beständige Bewegung."

Seine erste Reise ging nach dem Temeswarer Banate, dessen Bewohner sich in der traurigsten Lage befanden. Die Regierung behandelte sie mit grausamer Härte und Maria Theresia, der man diese Unglücklichen als Rebellen, Räuber und Verräther geschildert hatte, glaubte nicht streng genug gegen sie sein zu können. Das Land selbst wurde als unfruchtbar und arm gänzlich vernachlässigt. Joseph überzeugte sich bald von der Grundlosigkeit dieser Angaben oder fand doch, wenn sie sich als wahr erwiesen, daß die Regierung selbst durch ihre Härte an den herrschenden Uebeln Schuld gewesen war. Wenn sie Räuber,

Verräther und Rebellen waren, ſo fand ſich mehr als ein Grund, daß ſie es durch die unmenſchliche Grauſamkeit ihrer Frohnvögte geworden waren. Keiner dieſer Wallachen hatte ein Eigenthum, harte Mißhandlungen mit Peitſche und Stock waren die einzigen Kennzeichen einer Oberherrlichkeit für das Volk. Nicht in Wohlthaten, nicht in Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit, ſondern in Erpreſſung und Züchtigung erkannte es die Gewalt ſeiner Regierung, die es lieben ſollte. Kein Wallache konnte hoffen, ſein Eigenthum auf ſeine Kinder zu bringen, keiner war ſicher, daß er nicht über Nacht von einem Anderen werde vertrieben werden. Das Recht war käuflich. Fleiß und Ackerbau lagen deshalb gänzlich darnieder, die Population verminderte ſich, das von Natur reiche Land näherte ſich dem Zuſtand einer Wüſtenei. Die Einwohner, für welche kein dauerhafter Erwerb möglich war, wurden Müſſiggänger, arbeiteten nur, um die Nothdurft des Tages zu erwerben, ſammelten keinen Vorrath, um deſſelben nicht beraubt zu werden, und überließen in träger Apathie den Beamten die Schätze des Landes zur Plünderung. Dieſe bereicherten ſich hier unglaublich ſchnell, während der Landmann im bitterſten Elend ſchmachtete, und die Untergebenen der höheren Beamten plünderten im Kleinen, wie dieſe im Großen.

Joſeph hörte dunkle Sagen über dieſe Zuſtände und machte ſich in der Stille auf die Reiſe, um die Unterdrücker ſeiner bedrängten Unterthanen unvorbereitet zu überraſchen. Das Unternehmen wurde ſehr gut geheim gehalten und in kurzer Zeit fand ſich Joſeph mitten auf dem Schauplatze eines grenzenloſen Elendes, das Sklaverei und Willkür hervorgebracht hatte. Er hob ſogleich die Adminiſtration auf, entließ den General von Eggelshofen, ihren Präſidenten, in Ungnaden ſeines Amtes, ſetzte neue Beamte ein und empfahl ihnen mit Schärfe Abſtellung alter Uebelſtände und treue Verwaltung der Landeseinkünfte. Das Hauptübel lag in der Leibeigenſchaft — Joſeph hob ſie auf. Jeder Bauer erhielt unentgeldlich Eigenthum. Man verfaßte eine für alle Fälle feſtgeſetzte Steuertabelle, und die willkürliche Beſteuerung hörte auf. Eine neue Frohnordnung ſchützte den Landmann vor den alten Bedrückungen, und Joſeph kehrte beladen mit dem Segen von Tauſenden

nach der Reſidenz zurück. Der Eindruck, den dieſe Unternehmung Joſephs in den verſchiedenen Provinzen auf Unterthanen und Beamte machte, war ſehr charakteriſtiſch. Das Volk erzählte ſich die Sache im Stillen, aber jene, um deren willen es ſeine Stimme nicht lauter erheben durfte, zitterten vor der Wachſamkeit des neuen Fürſten, und da die Furcht immer Haß des Gefürchteten gebiert, ſo hatte Joſeph durch ſeine Menſchenliebe in einem Winkel der öſtlichen Provinzen wenige Freunde, im ganzen Umfange der Monarchie hingegen unzählige Feinde erworben. — Auf dieſer Reiſe beſah Joſeph auch alle Feſtungswerke, muſterte die Truppen, die Manufacturen und den Feldbau, und erforſchte die verſchiedenen Standesverhältniſſe in Ungarn. Die Türken ſahen jetzt zum erſten Mal an den Grenzen ihren großen Nachbar.

Eine zweite Reiſe nach Ungarn unternahm Joſeph bei Gelegenheit der Abreiſe der Erzherzogin Caroline, welche an die Stelle der verſtorbenen Leopoldine zur Braut des Königs von Neapel erwählt wurde. Der Herzog von St. Eliſabet, Geſandter von Neapel, begehrte ſie für ſeinen Souverain, und die Prinzeſſin reiſte, begleitet von einem zahlreichen Gefolge und dem Donner der Kanonen, von der Baſtei aus ab. Der Kaiſer führte ſeine Schweſter bis nach Wieneriſch-Neuſtadt, von wo er in Geſellſchaft der Generale Loudon und Lascy und des Herzogs von Sachſen-Teſchen einen Abſtecher nach Ungarn machte. Nachdem er verſchiedene Gegenden dieſes Königreichs durchreiſt hatte, kam er nach Schönbrunn zurück und begab ſich von da nach Wien, um dem öffentlichen Examen ſeines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, unter Leitung des Herrn von Marcy, Canonicus der Cathedrale von Leitmeritz, eines geſchickten Mathematikers, beizuwohnen.

Die erſte Thätigkeit Joſephs als Mitregent erſtreckte ſich auch auf den Handel und Ackerbau. Er ließ es, in ſo weit es von ihm abhing, nicht an Aufmunterung fehlen und widmete fortwährend alle Stunden des Tages einer raſtloſen Thätigkeit. Vorzugsweiſe nahmen jedoch ſtets die Militär-Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er begab ſich nun neuerdings nach Böhmen und Mähren, wo mehrere Regimenter Uebungslager hielten. Mehr als je bewunderte

man seine Thätigkeit und Kenntniß. Man bemerkte immer mehr die hervorstechenden Eigenschaften des hoffnungsvollen Monarchen, Popularität, Arbeitsamkeit, Wißbegierde und strenge Oekonomie, verbunden mit persönlicher Liebenswürdigkeit.

Während Joseph sich im Innern der Erbstaaten auf die eben dargestellte Weise beschäftigte, vergaß er, trotz seiner doppelten Beschränkung in dieser Eigenschaft, doch keineswegs seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs. Die drei Confessionen, die in Deutschland seit dem westphälischen Frieden gleiche Rechte genießen, hatten an dem Kaiser ihren Schutzherrn. Joseph wollte es nicht nur dem Namen nach sein und auch die protestantische Confession in ihren Rechten und Freiheiten stets ungekränkt lassen. Die Religionsbeschwerden der Evangelisch-Lutherischen und Reformirten wurden täglich häufiger, die Klagen auf dem Reichstage zu Regensburg immer dringender und die Hülfe immer langsamer. Seit Maximilians II. Tode waren die Akatholiken in Deutschland in großer Bedrängniß; in Joseph II. fanden sie wieder einen neuen Schutzherrn.

Er zeigte sich sogleich willfährig, die Klagen der Evangelischen zu untersuchen, und ließ sich von ihnen eine allgemeine Darstellung der häufigen Religionsbeschwerden vorlegen, bereit, ihnen oberrichterliche Hülfe angedeihen zu lassen. Da wurde Joseph zu seinem großen Erstaunen von der langen Dauer dieser Beschwerden bündig unterrichtet; einige derselben hatten schon zur Zeit des westphälischen Friedensschlusses im Verzeichniß derer gestanden, die abgethan werden sollten; noch mehrere waren seit den Friedensschlüssen zu Ryßwick und Baden unerörtert geblieben.

Das lebhafte Rechtsgefühl Josephs ward mächtig aufgeregt, aber er sah seine Hände gebunden. Die vollkommenste Abstellung aller Ursachen dieser Beschwerden lag in seinem Sinne; aber er konnte sie in seiner abhängigen Stellung nicht durchführen. Dennoch ließ er die Sache sich angelegen sein und rechtfertigte die Hoffnungen der Bedrängten. Zu seiner theilweisen Hülfe fügte er noch Tröstungen, welche das Vertrauen der Klagenden erhielten.

Durch ein Hofdecret an den Reichshofrath und ein Rescript des

Reichskammergerichts wurden diese angewiesen, die Religionsklagen vor allen anderen Sachen vorzunehmen. Diese Anstalten hatten jedoch keinen auffallenden Nutzen und Erfolg, aus vielfachen Gründen. Sie documentiren blos des Kaisers trefflichen Willen. Ueber die Erfolglosigkeit der kaiserlichen Verordnungen in der Sache äußerte sich der Kaiser selbst später bei Gelegenheit, als die kursächsischen Residenten ein Intercessionsschreiben der reformirten Geistlichkeit überreichten. „Er wünsche sehr," sagte er, „dergleichen Religionsbeschwerden abstellen zu können; aber man wisse ja, wie sehr ihm in Reichssachen die Hände gebunden seien."

Schon lange hatte man auf eine Visitation des Reichskammergerichts vergeblich gewartet. Joseph brachte sie 1767 zu Stande, allein sie entsprach in ihrem Fortgang der Erwartung nicht. Es ergab sich eine Ungleichheit der Meinungen über die Grundsätze, die man dabei zu befolgen habe, und es erfolgte eine völlige Trennung. Doch kam vorher noch ein nützlicher Reichsschluß zu Stande, um einige erhebliche Verbesserungen bei diesem Gerichte einzuführen.

Siebentes Capitel.

Verschönerung Wiens. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Erdbeben. — Reise nach Italien.

Josephs Einfluß auf die Regierung bewährte sich auch in den Anstalten, die jetzt zur Verschönerung Wiens und Vermehrung der Bequemlichkeit der Residenz getroffen wurden. Auch wurden Institute errichtet, die nicht nur für die Kaiserstadt, sondern für das ganze Land eine Wohlthat waren. Zwischen 1766 und 1768 erhielt die Akademie der Künste ihre vollendete innere Einrichtung. Im Zwischenraume von 1769 bis 1771 wurde eine bequeme Fahrstraße um die ganze Stadt und aus jeder Vorstadt über das Glacis ein Fußweg herein gelegt. An allen diesen Anstalten hatte Joseph mehr oder minder Antheil. Ihm

zu Ehren wurde der durch das Niederreißen der Mauer, welche den Bibliothekplatz einschloß, gewonnene Platz Josephs-Platz genannt. Kaiser Franz II. errichtete dort im Jahre 1806 die Reiterstatue seines unvergeßlichen Oheims.

Die Bewohner Wiens sind stets die ersten, welche ihrer Regenten guten Willen erfahren und ihn zu schätzen wissen. Joseph gab ihnen bei vielen kleinen Gelegenheiten wiederholte Beweise seines Eifers für das Wohl seiner Unterthanen. Ein solcher Anlaß war auch die am 27. Februar 1768 entstandene Erderschütterung. Gegen halb zwei Uhr Morgens fingen die Fensterrahmen der Wohnzimmer an zu krachen, doch war die Luft noch ruhig. Eine Viertelstunde später erhob sich plötzlich ein heftiger Südwestwind mit vielen schnell auf einander folgenden, doch unterbrochenen Stößen. Die Donau trat aus ihren Ufern, riß die Brücken ab und setzte die Vorstädte unter Wasser. Es stürzten viele Mauern ein und der Schaden an Gebäuden, besonders in den Kellern, war beträchtlich. Das größte Uebel aber war der panische Schrecken, in welchem sich alle Einwohner befanden. Joseph suchte die Angst seiner lieben Wiener zu beschwichtigen und begab sich mit eigener Gefahr in die überschwemmten Gegenden, um den Nothleidenden schnelle Hülfe zu bringen.

Das denkwürdigste Ereigniß im Jahre 1769 war Josephs Reise nach Italien. Er trat sie, nach seiner Gewohnheit, ohne Gepränge in strengem Incognito an, theils um alles lästige Ceremoniell von sich entfernt zu halten, theils um mehr Gelegenheit zu finden, Nothleidenden zu helfen und ungesehen das Gute zu thun.

Bei Fortsetzung der Reise erhielt Joseph von den Grenzen der Türkei die Nachricht, daß man in Konstantinopel den großen Pferdeschweif als Kriegszeichen ausgestellt habe, daß mehrere Truppen sich in Marsch setzten, und daß der Großvezier demnächst abreisen werde. Das Detail dieser burlesken Ceremonie war aber mehr geeignet, den frohen Sinn des jungen Monarchen zu erheitern, als ihm Schrecken einzujagen. Er vernahm, wie der Großvezier, der Mufti, die beiden Ordileskiers, mehrere Ulemas oder Gesetzkundige und alle Minister und

Großoffiziere, sowohl Militär- als Civilpersonen, sich bei der Pforte vor Anbruch des Tages in dem großen Saale Ars-odasi, wo der Großvezier gewöhnlich seine Audienzen giebt, versammelten. Man sang verschiedene Gebete ab, worauf man auf dem Hofe den Pferdeschweif des Viertels, genannt Konac-tuju, ausstellte. Alle erwähnten Personen, mit Ausnahme des Großveziers und des Mufti, welche im Saale zurückblieben, begleiteten dieses schreckliche Kriegeszeichen, durch welches die Pforte die Ruhe der ungläubigen Welt bedrohte. Die Ceremonie endigte mit dem Opfer einiger Schaafe, und an demselbigen Tage waren die drei Roßschweife des Aga's der Janitscharen in seinem Palaste ausgestellt. Alle diese fürchterlichen Anstalten einer damals so ohnmächtigen Regierung machten keinen Eindruck auf Joseph, und er setzte unbekümmert seine Reise fort.

Rom war eben seines Oberhauptes durch den Tod Clemens des XIV. beraubt worden. Sobald das heilige Collegium in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kaiser sich nach Rom begebe, schickte es auf der Stelle den General-Postmeister mit einer großen Anzahl von Pferden dem Reisenden entgegen. Während man in Rom den Kaiser noch gar nicht erwartete, erfuhr man plötzlich, daß er in einer einfachen Kalesche eingetroffen sei. Der Tag seiner Ankunft war der 15. März.

Des andern Tages besuchte er die prächtige St. Peterskirche. Des Nachmittags begab er sich, begleitet von seinem Bruder Peter Leopold, Großherzog von Toscana, ins Conclave. Bisher waren alle Fürsten, welche dort erschienen, vorher entwaffnet worden, Joseph erschien allein mit dem Degen an der Seite. Da es nicht mehr an der Zeit war, eine solche Erniedrigung zu verlangen, so begnügten sich zwei Cardinäle, worunter Albani, mit großer Feinheit zu bemerken: „Daß es sich wohl für ihn schicke, mit dem Degen in dieser heiligen Versammlung zu erscheinen, da er ihn ja nur zum Schutz und zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Religion führe.“ Des andern Tags wurde auf Befehl der Eminenzen der prächtige St. Petersdom wie am Tage des heiligen Peter beleuchtet.

Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit im Conclave machte Joseph die interessante Bekanntschaft des nachherigen Papstes Ganganelli, der

in der Ordenstracht der Franziscaner hier inmitten so vieler prächtiger Cardinäle die Aufmerksamkeit Josephs II. erregte. Befragt, wer er sei, antwortete Ganganelli: „ein armer Priester, der die Livree des heiligen Franziscus trägt.“ Weder Joseph, noch der „arme Franziscaner“ dachten damals daran, daß er künftig Oberhaupt der Kirche sein werde.

Schon damals offenbarte Joseph in Rom seine Gesinnungen gegen den heiligen Stuhl in einigen kräftigen Aeußerungen. Als man ihm auf eine diesfällige Frage berichtete, daß man die längste Zeit bei der Wahl Benedicts XIV. zugebracht habe, bemerkte er: „Ich wäre es zufrieden, wenn Sie ein ganzes Jahr im Conclave blieben, wenn Sie nur eine Wahl träfen, wie jene. Ich wünschte, Sie wählten einen Papst, der nicht so sehr vom Fett zehrte.“

Am 30. März langte er zu Portici, in dem Sommerpalast des Königs am Fuße des Vesuv, an, und begrüßte hier seine Schwester. Auch hier verbat er sich alles Ceremoniell, besuchte den Hafen und bestieg den Vesuv. Trotz allen Schaugepränges und der Einwirkungen der Reize der Natur und Kunst konnte es doch Josephs scharfem Blicke nicht entgehen, daß der Zustand des Staates und Volkes mit diesen Herrlichkeiten in argem Mißverhältniß stehe. Er verlautete indeß seine Bemerkung nur mit einer Aeußerung. „Wäre ich König von Neapel,“ sagte er hier, mit einem Blick auf die See, „ich würde mich mit wenig anderen Dingen als dem Seewesen beschäftigen.“

Von Neapel kehrte Joseph zurück in die Staaten seines Bruders, des Großherzogs von Toscana, wo er am längsten verweilte. In Turin blieb er nicht länger als sechs Tage und besuchte von hier aus die Borromäischen Inseln, nach deren Besichtigung er nach Mailand eilte, aus welcher Stadt ihm Bittschriften in Menge zukamen, welche die Abschaffung vieler Mißbräuche erheischten. Gleich nach seiner Ankunft daselbst ließ er bekannt machen, daß er täglich des Morgens zwei Stunden lang Audienzen geben und alle Beschwerden annehmen wolle, die man ihm einreichen würde. Viele unredliche Richter, welche sich Bestechlichkeit oder Nachlässigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, wurden ihres Amtes entsetzt. Nach diesem Act strenger Ge-

Digitized by Google

rechtigkeit kehrte er nach Wien zurück, wo ihn wichtige Staatsneuigkeiten erwarteten.

Achtes Capitel.

Zusammenkünfte mit dem König von Preußen zu Neisse und Neustadt.

Die Fortschritte Rußlands in dem 1768 ausgebrochenen Kriege gegen die Pforte erregten die Aufmerksamkeit des gesammten Europa, und vorzüglich mußte Oesterreich, als natürlicher Freund des Sultans, aus Rücksicht für mancherlei Interessen darauf bedacht sein, den drohenden Untergang des osmanischen Reiches abzuwenden. Auch Preußen war eifersüchtig auf Rußland, weshalb die Politik eine freundschaftliche Annäherung ber beiden deutschen Höfe erheischte. Friedrich selbst äußerte, daß es wünschenswerther für ihn und die Kaiserin sei, wenn sie, statt sich gegenseitig zu Grunde zu richten, gemeinsame Sache machten.

Joseph seinerseits wollte schon längst Friedrichs Bekanntschaft machen. Als er im Jahre 1766 eine Reise nach Böhmen und an den sächsischen Hof machte, um die Gegenden zu sehen, welche der Schauplatz des siebenjährigen Krieges gewesen waren, ließ er dem König von Preußen durch seinen Gesandten am Berliner Hofe „sein besonderes Verlangen bezeigen, daß er ihn auf seiner Reise durch Torgau gern selbst sehen und persönlich kennen lernen möchte." Allein Kaunitz und Maria Theresia fanden diese Zusammenkunft noch nicht an der Zeit. Um sich bei dem Könige einigermaßen zu entschuldigen, hatte ihm Joseph damals, wahrscheinlich mit Vorwissen seiner Mutter und des Fürsten Kaunitz, sagen lassen: „er würde schon Gelegenheit finden, die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen."

Endlich kam die berühmte Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Stande. Kaiser Joseph reiste den 19. August 1769 nach Schlesien ab. Alles deutete auf das beste Einverständniß zwischen den beiden, insgeheim gegen einander tief erbitterten Höfen. Beim Ausgehen sah man

die beiden Fürsten stets Arm in Arm. Zum Beweis seiner besondern Zuneigung schenkte Friedrich seinem Gaste ein prächtig gebundenes Exemplar der „Einfälle des Grafen Moritz von Sachsen," ein Buch, das, so lange der Kaiser lebte, nicht von seinem Nachttisch entfernt worden ist.

Während sich so gegen Rußland ein mächtiger Bund zu gestalten schien, machten dessen Waffen siegreiche Fortschritte gegen die Pforte. Auch die Flotte unter Alexis Orlow begann im Archipel zu siegen, die Admirale Spiridow und Elphinstone überwanden Hassan Pascha am 5. Juli 1770 bei Scio; Elphinstone, Greigh und Dugdale verbrannten hierauf zwei Tage später die feindliche Flotte in der Bai von Tschesme an der anatolischen Küste, und in der Bai von Napoli di Romania auf Morea vernichtete Orlow die letzten türkischen Schiffe.

Nicht glücklicher, als auf dem Meere, waren die Osmanen zu Lande. Romanzow eroberte durch seinen Sieg am Pruth den 18. Juli die ganze Moldau, durch den Sieg am Kagül (1. Aug.) die ganze Wallachei, und Graf Panin nahm den 26. Sept. Bender in Bessarabien ein. Gleiches Glück hatten die Russen in Polen gegen die Confoderirten. Um dem drohenden Untergang des ottomanischen Reiches vorzubeugen, versuchte Preußen den Petersburger Hof zum Frieden zu bestimmen, rüstete sich Oesterreich, und um die zwischen Oesterreich und Preußen nothwendige Verständigung zu bewirken, ward die zweite Zusammenkunft zwischen Friedrich und Joseph oder des Erstern Gegenbesuch zu Mährisch-Neustadt veranstaltet. Wie Friedrich Joseph, so empfing auch dieser jenen umgeben von seinen besten Truppen, deren Anblick den Preußenkönig zu dem Ausruf bewog: „**Chacun de vos soldats a l'air d'un fils de Mars!**"

Von den politischen Unterhandlungen bei dieser Gelegenheit und der Zusammenkunft selbst erzählt Friedrich in seinen Werken Folgendes:

„Die zweite Zusammenkunft des Königs und des Kaisers geschah im Lager von Neustadt in Mähren. Man fand keinen einzigen Oesterreicher, der nicht irgend ein Zeichen von Animosität gegen die Russen

hätte blicken lassen. Der Fürst Kaunitz stellte die Nothwendigkeit dar, sich den ehrgeizigen Absichten Rußlands zu widersetzen, und erklärte, die Kaiserin würde es niemals dulden, daß die russischen Armeen die Donau überschritten. Der König antwortete, daß es sein einziger Wunsch sei, zu verhindern, daß der Krieg zwischen den Russen und Türken ein allgemeiner werde, daß er sich zu diesem Behufe zum Vermittler zwischen den beiden kaiserlichen Höfen erbiete, daß es sogar Zeit sei, daran zu denken, wie man bei der gegenseitigen Unzufriedenheit einen offenen Bruch verhindern könne.

„Des andern Tags kam ein Courier von Constantinopel mit Briefen des Kaimakan vom 12. August, durch welche der Großherr die Höfe von Berlin und Wien einlud, die Vermittlung zu übernehmen, um die zwischen der Pforte und Rußland herrschenden Mißhelligkeiten auszugleichen. Es war in dieser Depesche ausdrücklich bemerkt, daß die Pforte sich nur im Fall des Dazwischentretens der beiden Höfe zu irgend einem Friedensschluß herbeilassen würde. Der Kaiser gestand, daß er diese Vermittlung nur den Bemühungen des Königs von Preußen verdanke, und er zeigte ihm dafür seine Erkenntlichkeit."

Indessen war das Lager von Neustadt nicht minder ergötzlich durch Lustbarkeiten aller Art, als es diplomatisch wichtig war. Bei den Tafeln zeichnete Friedrich den General Loudon vor allen übrigen Personen im Gefolge des Kaisers aus. Dieser ausgezeichnete Held schämte sich — wenn man so sagen darf — seines Ruhmes und seiner hervorragenden Vorzüge. Ueberall suchte er sich aus übergroßer Bescheidenheit vor den Blicken seiner Bewunderer zu verbergen, wobei ihm seine unansehnliche Persönlichkeit trefflich zu statten kam. Auch hier wollte er unter den vornehmen Personen zweier Höfe immer den untersten Platz einnehmen, aber Friedrich würdigte ihn seiner besonders gnädigen Affection und lud ihn an seine Seite, indem er sehr witzig bemerkte: „er sehe ihn lieber an seiner Seite, als sich gegenüber."

Ueber Joseph urtheilte Friedrich in einem vom 16. Sept. 1770 datirten Brief an Voltaire folgendermaßen: „Ich komme so eben von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen und habe da

den Kaiſer beſucht, der im Begriff ſteht, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. Er iſt an einem bigotten Hofe geboren, und hat den Aberglauben abgeworfen; iſt in Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt, und iſt beſcheiden; glüht von Ruhmbegierde, und opfert ſeinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerſt gewiſſenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geſchmack genug, Voltaire's Werke zu leſen und ihr Verdienſt zu ſchätzen. Er ſagte mir einmal beinahe einen ganzen Geſang aus dem **Pastor fido** und einige Verſe aus dem Taſſo her."

Neuntes Capitel.

Verbeſſerungen im Militärweſen. — Hungersnoth in Böhmen. — Denkwürdigkeiten.

Das Jahr 1770 und beſonders die Zeit zwiſchen der erſten und zweiten Zuſammenkunft der beiden Monarchen bietet uns außerdem viel Denkwürdiges für die Geſchichte unſeres Helden dar. Es gab zur Erregung ſeiner Thätigkeit manchen traurigen Anlaß — ſowohl in dem betrübten Zuſtand gewiſſer Theile der Volksgeſellſchaft, als auch in den Nöthen, welche die Zeit mit ſich brachte. Seine Humanität zeigte ſich abermals in einer neuen Verordnung, durch welche er einen Tag in jeder Woche beſtimmte, an welchem es dem Geringſten ſeiner Unterthanen erlaubt ſein ſollte, perſönlich Bittſchriften an den Monarchen einzureichen. Es wurde den Hofbedienten auf das ſtrengſte bedeutet, daß hinfort Niemand, der den Schutz der Majeſtät ſuche, abgewieſen werden ſolle, „da ſie" — ſo lauten des Kaiſers eigene Worte — „einem Jeden, ohne Unterſchied der Perſon und des Ranges, Gerechtigkeit ſchuldig wäre und ſolche ſtets üben wolle."

Die Lage der Soldatenweiber war bisher nicht nur traurig, ſondern elend. Die Gebrechlichen unter denſelben, welche ſich nichts er-

Digitized by Google

werben konnten, waren grenzenlosem Elend ausgesetzt, denn der geringe Sold ihrer Gatten reichte kaum für die nöthigsten Bedürfnisse derselben hin. Diesem Uebel abzuhelfen verordnete Joseph, daß für alle gebrechlichen, erwerbsunfähigen Soldatenweiber und Kinder an die bestehenden Hospitäler und Stiftungen von den Kriegscassen Beiträge zum Unterhalt dieser Bedürftigen geliefert werden sollten. Die Soldatenkinder wurden auf Verlangen ihrer Eltern in den vorhandenen Anstalten erzogen. In diesem Bereiche von Josephs Regententhätigkeit wurde er nicht wenig von dem kenntnißreichen Lascy unterstützt. In jener Zeit war Friedrichs II. Armee hinsichtlich ihrer Organisation ein Muster für alle Länder, und Joseph, der nirgends das Gute verkannte, führte manche Verbesserungen nach diesem Beispiele ein.

In der allgemeinen Hungersnoth vom Jahre 1770—1771 verdankte man besonders dem menschenfreundlichen Eifer Josephs die Hülfe, welche von Seiten der Regierung den bedrängten Unterthanen geleistet werden konnte. Diese schreckliche Noth war einzig und allein von elenden Wucherern herbeigeführt worden. Der Vorrath, welcher durch die strengere Untersuchung Josephs gefunden wurde, hätte auf zwei oder noch mehrere Jahre zugereicht! Nachdem sich Joseph von dem Stand der Dinge genau unterrichtet hatte, schritt er mit edler Erbitterung zu den strengsten und kräftigsten Maßregeln. Er ließ alle in den kaiserlichen Magazinen befindlichen Getreidevorräthe weit unter dem Preis verkaufen und munterte so viele reiche Gutsbesitzer von edler Sinnesart auf, seinem Beispiel zu folgen. Getrieben von seinem leidenschaftlichen Mitleid begab sich Joseph in eigener Person nach Böhmen. Die Scenen, welche sich hier seinen bekümmerten Blicken darstellten, waren schauderhaft. Abgemagerte Jammergestalten bedeckten die Straßen, ein Volk von Bettlern stellte sich dar statt wohlhabender Landleute; verfallene Häuser, verödete Dörfer beherbergten die Unglücklichen, von welchen ein großer Theil nach Art der Thiere leben mußte. Joseph erschien den Bedrängten gleich einem Abgesandten des Himmels. Mit Thränen im Auge brachte er Hülfe und Trost, suchte das Elend in seinem Verstecke auf, gesellte sich zu dem niedrigsten Volk, kostete die herbeigeschafften Gerichte und beaufsichtigte mit Strenge alle Maßregeln, welche zur Bekämpfung der Noth

ergriffen wurden. Das Volk umklammerte seine Kniee und verehrte ihn wie einen Heiligen.

Joseph ließ einen strengen Befehl ergehen, durch welchen Gutsbesitzer und Beamte angehalten wurden, den Unterthanen das nöthige Getreide unentgeldlich auszuliefern, wogegen sich diese verbindlich machten, dieses Darlehen seiner Zeit in natura zurückzustellen. Jeder Unterthan, welcher Vorräthe an Getreide besaß, mußte gewissenhaft die Größe seines Bedarfs bis zur Erndte anzeigen und seinen Ueberfluß zum Besten der Hülfsbedürftigen gegen mäßige Bezahlung hergeben. Um diesem Befehle den erforderlichen Nachdruck zu geben, wurde jedem zur Vollstreckung desselben beauftragten Commissär ein Commando von Soldaten beigegeben. Diese wohlthätige Strenge zeigte sich sehr bald äußerst wirksam. Die Speicher der Wucherer öffneten sich und der Preis des Getreides fiel um die Hälfte. Die dankbare Hauptstadt Prag offenbarte ihre Gesinnungen gegen den Monarchen in einem Dankfest am 11. Juni, welchem auch die Juden beiwohnten. Diese Unglücklichen, welche bisher von der Regierung äußerst stiefmütterlich behandelt, von den Behörden und der Gesellschaft mit der größten Härte unterdrückt und mißhandelt worden waren, machten einen großen Theil der Bevölkerung der Hauptstadt aus. Die Noth in dem von ihnen bewohnten Stadtviertel — der Judenstadt — war unsäglich. Joseph war der erste Monarch in Oesterreich, der sie in Schutz nahm oder wenigstens nicht vom Genuß seiner Wohlthaten ausschloß, der allen Nothleidenden ohne Unterschied des Glaubens half und sich so den Dank der Unterdrückten verdiente. Die Juden drückten ihn in einem rührenden Gebete aus, das sowohl wegen seiner Seltsamkeit, als auch wegen der darin ausgesprochenen ungeheuchelten Verehrung für den humanen Fürsten hier eine Stelle verdient.

„Besitzer des himmlischen Reichs! Beobachter aller Geschöpfe mit unendlicher Erbarmung! Verpfleger aller Lebendigen von dem mindesten Wurme bis zum größten Thiere! Der du flößest Erbarmung und Gnade in die Herzen der frommen Regenten; schicke deinen Segen! Erhöhe und vergrößere den so hohen Thron unserer allergnädigsten Landesmutter, der vernünftigsten und großmächtigsten Königin und Kaiserin, Maria Theresia, zierhaften Blume des großen Stammbaums Oesterreich,

ſammt Dero hohem Nachfolger, dem durch Weisheit und Heldenmuth weltberühmten, großmüthigen Joſeph II., Römiſchem Kaiſer."

Nach Wien zurückgekehrt verwendete Joſeph nicht minder große Sorgfalt auf die dort gegen den Mangel ergriffenen Maßregeln, beſuchte perſönlich die aufgerichteten Brodhütten und half überall durch eingreifende Strenge. So beſchaffen war die angebliche Härte dieſes Fürſten.

In die Zwiſchenzeit (Mai 1770) fiel ein wegen ſeiner ſchrecklichen Folgen für Oeſterreich ewig beklagenswürdiges Ereigniß. Die Prinzeſſin Marie Antoinette, der Kaiſerin letzte und unglücklichſte Tochter, hatte ihr ſechzehntes Jahr erreicht, und ward von dem Dauphin von Frankreich zur Ehe begehrt. Dieſe unglückſelige Verbindung, welche Oeſterreichs edelſtes Blut koſtete, wurde in Wien mit großer Pracht vorbereitet. Joſeph nahm an den Feſtlichkeiten dieſer verhängnißvollen Gelegenheit vergnügten Antheil und reiſte hierauf nach Ungarn, um neuerdings Nachforſchungen über die vielen Bedürfniſſe dieſes unglücklichen Reiches anzuſtellen. Alle Mitglieder des Hofes überließen ſich der Freude, und das Schickſal weihte mit unſichtbarer Macht das Haupt der blühenden Braut — zum Opfertod auf dem Blutgerüſte.

Zehntes Capitel.

Theilung von Polen.

Wir ſind bei einer Epoche in der europäiſchen Geſchichte angelangt, welche Oeſterreichs Fürſtenhauſe unzählige Schmähungen von Seiten befangener Geſchichtſchreiber zugezogen hat. Man hat nicht nur Maria Thereſia's Andenken durch den Vorwurf der Theilung Polens verunglimpft, ſondern auch den Namen Joſephs durch ungegründete Beſchuldigungen zu beflecken geſucht.

Schon früher wurden die ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheiten erwähnt. Die Pforte war äußerſt geſchwächt, zu kräftigem Widerſtand unfähig, Katharina halsſtarrig und unmäßig in ihren Forderungen,

Oesterreich besorgt, daß Rußland ein großes Uebergewicht gewinne, und Preußen allein, nicht unmittelbar bei den schwebenden Fragen interessirt, war in der vortheilhaften Lage, daß es die drei Mächte ruhig beobachten, vermittlungsweise intriguiren und von den Umständen seinen Vortheil ziehen konnte. Während des Haders der benachbarten Höfe lag Polen, im Innern zerrüttet, demoralisirt und äußerst bewegt, in einem Zustande zwischen den drei mächtigen Reichen Rußland, Preußen und Oesterreich, „daß es schien, als dürfe man sich nur bücken, um von diesem herrenlosen Lande sich beliebige Theile aufzulesen." Es konnte daher gar keine günstigere Gelegenheit geben, die streitenden Parteien auf Kosten eines Dritten zufrieden zu stellen. Der Gedanke dieser Theilung lag gewiß nahe genug für Friedrich II., der schon aus dem schlesischen Krieg hinlänglich berühmt war seines Talentes halber, vorkommende Gelegenheiten zur Arrondirung seiner Staaten geschickt und kräftig zu benutzen. Während dieser Lage der Dinge geschah es, wie Friedrich mit verstecktem Humor erzählt, „ganz zufällig," daß der Prinz Heinrich, Bruder des Königs von Preußen, der Königin von Schweden, seiner Schwester, zu Stockholm einen Besuch abstattete. Die Kaiserin von Rußland, welche diesen Prinzen in ihrer Jugend zu Berlin hatte kennen lernen, verlangte, daß ihm die Erlaubniß ertheilt werde, sich nach Petersburg zu begeben; das war eine Sache, die man höflicherweise nicht abschlagen konnte. Der Prinz ging also nach Rußland (December 1770), und durch seinen Geist gewann er bald Einfluß auf die Kaiserin und überredete sie, sich dem Könige, seinem Bruder, anzuvertrauen. Die Kaiserin machte ungeheure Ansprüche, von welchen der König sich nicht getraute den Wiener Hof zu unterichten. Da aber die Kaiserin, trotz der eifrigen Gegenvorstellungen des Prinzen, auf ihren Forderungen bestand, fand man sich genöthigt, ihr für den Augenblick nachzugeben und ihre Wünsche nach Wien zu berichten, was jedoch nicht geschah, ohne daß der König beigefügt hätte, es werde nicht das letzte Wort von Rußland sein, wovon er das Cabinet benachrichtige.

Diese Vorsichtsmaßregeln des Königs waren um so nöthiger, da der kaiserliche Hof seine Absichten nicht mehr verbarg, und die Rüstungen in Ungarn einen nahen Bruch mit Rußland besorgen ließen. Der

Wiener Hof war entschlossen, nicht zu dulden, daß der Kriegsschauplatz sich über die Donau hinaus erstrecke, er hoffte sogar im Fall einer bewaffneten Vermittelung den Türken die Moldau und Wallachei zurückzustellen und die Russen zu zwingen, von der Unabhängigkeit der Tartarei, welche sie forderten, abzustehen. Diese Vorsätze faßte der Wiener Hof in Folge einer geheimen Convention mit der Pforte (vom 6. Juli 1771) und ging so weit, von dem König von Preußen zu verlangen, daß er, falls die Russen von einer anderen Seite als von Polen aus angegriffen würden, sich neutral verhalten möchte — „was vom König rein abgeschlagen wurde." Während dieser Verhandlungen kam nach St. Petersburg die Nachricht, daß Oesterreich bei der Abgrenzung gegen die Zips die Ansprüche auf dreizehn zur Zipser Gespannschaft gehörige Ortschaften zur Sprache gebracht, welche im November 1412 König Sigismund von Ungarn an Wladislav Jagello für 37,000 Schock böhmische Groschen verpfändet hatte. Dieser Maßregel des österreichischen Hofes zur Behauptung seiner Rechte wurde am Petersburger Hofe sogleich eine übertriebene Bedeutung gegeben, und die Kaiserin äußerte sich, „wenn der Wiener Hof das polnische Reich aufzulösen denke so befänden sich die Nachbarn im guten Recht, dasselbe zu thun." Diese Eröffnung kam dem König von Preußen, welcher durch Prinz Heinrich schleunige Nachricht davon erhielt, „sehr gelegen," und er versäumte nicht, den Grafen von Solms schnell zu beauftragen, „auszumitteln, ob diese Worte der Kaiserin ernstlich gemeint, oder blos Ergebniß einer flüchtigen Laune seien." Die Meinungen am Petersburger Hofe waren sehr getheilt, aber endlich ging das Project mit Mehrheit der Stimmen durch. Man benachrichtigte den König von dem gefaßten Entschluß als von einem geeigneten Mittel zur Entschädigung desselben für die geleistete Kriegshülfe. Mit übergroßer Freudigkeit empfing Friedrich diese willkommene Nachricht, und seine Dankbarkeit gegen den Prinzen Heinrich, dessen geschickter Vermittelung er diese herrlichen Früchte schuldete, war so groß, daß er in der Folge ihm eine Statue errichten wollte und, da der Prinz eine solche Verewigung seines Ruhms ablehnte, ihm als Aequivalent die Summe von 12,000 Thalern in Gold jährlicher Revenüen aus den Einkünften der gewonnenen Landstriche, auch nach

dem Tode des Markgrafen von Schwedt die Anwartschaft auf diese Herrschaft bewilligte. Alle diese Umstände haben mehrere Schriftsteller verleitet, dem Prinzen Heinrich die Ehre der Erfindung des Theilungsprojects zu geben, eine Meinung, die vorzüglich von Wraxall unterstützt wird. Nach derselben Quelle war der Plan schon lange angelegt, und der Anfang zu dessen Ausführung gemacht, indem man Katharina bewog, nach Augusts III. Tode Polen einen von ihr abhängigen König zu geben und dieses Land ganz zu unterjochen. Das Mißvergnügen, welches hierüber bei einem Theile des polnischen Adels entstanden, die Unzufriedenheit der Pforte und die darauf folgenden Mißhelligkeiten zwischen den drei Höfen seien allein Friedrichs Werk gewesen. Doch ist dieser angebliche Zusammenhang der Ereignisse sehr unwahrscheinlich, denn Friedrich war zu klug und erfahren, als daß er hätte glauben können, die Weltereignisse ließen sich durch die Cabalen eines Einzelnen dirigiren, und seine größte Kunst bestand in einer klugen Benutzung der Umstände. Wir mögen aus diesem Grunde der eben angeführten Behauptung kein Gewicht beilegen und uns streng an die lautersten und zuverlässigsten historischen Quellen halten. Auch ist es gleichgültig, welche Person die erste Idee gefaßt habe, wenn es einmal constatirt ist, daß sie vom preußischen Hofe ausging.

Auf die oben erwähnte Weise wurde die Theilung Polens eingeleitet, nachdem die Conföderirten von Bar am 8. August 1770 den polnischen Thron für erledigt erklärt hatten, und während 1771 einige Enthusiasten den eigenen König entführten. Katharina hatte zum Prinzen Heinrich offenherzig gesagt: „Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oesterreich, daß es Frankreich beschwichtige.“ Der Zeitpunkt war günstig, alle Umstände versprachen das Gelingen des Planes, und es fehlte nur noch die Beistimmung Oesterreichs, um ihn auszuführen. Allein der biedere Hof dieses Reiches, seine fromme Fürstin und seine staatsklugen Minister leisteten unvermutheten Widerstand. Das gottlose Project war eben so sehr den Grundsätzen der Kaiserin als auch der Politik des Fürsten Kaunitz zuwider. Der letztere sprach seine Meinung in folgenden denkwürdigen Worten aus: „der österreichische Staat bedarf keiner weiteren Vergrö-

ßerung, ſein Flächeninhalt, ſeine Bevölkerung und ſein Einkommen ſichern ihm bei einer weiſen Verwaltung ſeine Bedeutung, und durch den Anbau der noch nicht urbaren Länder, durch Anlegung neuer Colonien könnte er, nicht unter dem Fluche, wohl aber unter dem Segen der Völker, ein neues, nicht unbedeutendes Königreich in ſeinem Innern ſich erobern. Ein ganz anderer Fall ſei dies bei Preußen, ſeit dreißig Jahren Oeſterreichs Nebenbuhler. Dieſer Staat ſtehe in Hinſicht ſeiner Ländergröße und Bevölkerung noch keineswegs auf der Stufe, um in dieſer Hinſicht nicht ein Fortſchreiten zu wünſchen. Der Erwerb jeder neuen Quadratmeile ſei ihm daher Gewinn, während fünf neu erworbene doch nur ein unbedeutender Zuwachs für Oeſterreich ſeien. Daher ſei ſchon aus dieſem Princip der Politik jede Theilung von Polen für Oeſterreich höchſt nachtheilig, ſelbſt wenn es das Fünffache, Preußen dagegen nur das Einfache gewinne. — Die erhabenen Geſinnungen, die Ihre Majeſtät im Laufe ihrer ganzen Regierung bewähret, gäben dem treuen Staatsdiener die ſichere Bürgſchaft, daß die Kaiſerin nicht um einen ſo ſchnöden Gewinn die Indignation der Völker auf ſich laden wolle. Als Ihre Majeſtät von ihren Feinden widerrechtlich angegriffen worden, habe ein gerechter Unwille die Völker ergriffen, die heißeſten Wünſche für das Glück der öſterreichiſchen Waffen mitten in feindlichen Ländern erzeugt und die öſterreichiſchen Nationen mit dem Muthe beſeelt, der damals den Staat gerettet.“ — „Hätten wir auch ſonſt keine Veranlaſſung gefunden, den Fürſten zu ſchätzen,“ war Thereſiens Antwort, „ſo würde dieſe ſeine Schrift ſchon allein hinreichen, ihn wegen ſeiner rechtlichen und edlen Geſinnungen hoch zu ſchätzen. Es iſt nun die Sache des Fürſten, uns mit ſeinem Rathe zu unterſtützen, um dieſe verwickelte Angelegenheit zu unſerer Ehre und Beruhigung zu remediren.“

Elftes Capitel.

Theilung von Polen. Fortsetzung.

Dies waren die vorherrschenden Gesinnungen am Hofe, welche zur Folge hatten, daß man auf die Eröffnung des Königs durch den Baron von Swieten: „Rußland sei nicht mehr unzufrieden über die österreichische Besitznahme von der Zips und rathe dem Wiener Hofe freundschaftlich, sich in diesem Theile von Polen nach Belieben auszubreiten, was mit um so weniger Gefahr geschehen könne, da sein Beispiel von den übrigen benachbarten Mächten werde nachgeahmt werden," keine befriedigende Antwort gab. „Der Fürst Kaunitz" — dies sind Friedrichs eigene Worte — „erklärte trocken, daß sein Hof einige Theile von Polen an den Grenzen von Ungarn nur darum besetzt halte, weil Oesterreich einige Forderungen an die Republik habe und nicht gedacht habe, ein Gegenstand von solcher Geringfügigkeit könne die Idee einer Theilung von Polen veranlassen, wodurch — bei den unüberwindlichen Schwierigkeiten — die Lage Europa's noch kritischer gemacht würde, als sie es schon wäre. Er rieth dem Könige von Preußen von diesem Projecte ab und versicherte, daß sein Hof bereit sei, die von ihm besetzten Theile von Polen zu räumen, wenn die anderen Mächte dasselbe thun wollten. Diese letzten Worte enthielten einen Vorwurf gegen Rußland, welches Armeen in Polen stehen hatte, und gingen nicht minder den König von Preußen an, der (angeblich) wegen der Pest einen Cordon von der Weichsel bis Crossa gezogen hatte. In einer Angelegenheit von dieser Art durfte man sich nicht durch Kleinigkeiten entmuthigen lassen. Man konnte voraussehen, daß Oesterreich bald einwilligen werde, wenn nur Rußland und Preußen recht einig mit einander sein würden." Friedrich versäumte daher nicht, die Sache mit dem größten Eifer fortzusetzen, und versprach dem Wiener Hofe einerseits, daß der Türkei die Moldau und Wallachei erhalten werde, erklärte aber andererseits, daß er, im Fall der Frieden zwischen beiden Kaiserhöfen nicht zu retten wäre, den Verbündeten beitreten müsse.

Dieſem Worte mehr Gewicht zu geben, vermehrte und rüſtete er die ganze Reiterei mit einigem Geräuſch und brachte es bald dahin, daß Rußland von ſeinen ſchweren Forderungen abging und ſich zur Theilung bereit erklärte. So wurde dem Wiener Hofe die Alternative geſtellt, entweder ſich in einen Krieg mit Rußland und Preußen einzulaſſen, oder den beabſichtigten Raub theilnehmend zu begünſtigen.

Oeſterreich hatte ſich gegen Polen auf das Ehrenhafteſte betragen. In einem eigenhändigen Briefe hatte Maria Thereſia den König Stanislaus verſichert, ihre Freundſchaft für ihn und den Freiſtaat ſei unwandelbar, nie ſei es ihr eingefallen, ſich auch nur einen Theil Polens aneignen zu wollen, und nie werde ſie zugeben, daß irgend eine Macht dieſes Reich zerſtückle. Zu gleicher Zeit hatte ſie einen Vertrag mit der Pforte geſchloſſen, wodurch ſie ſich anheiſchig machte, Rußland, wofern es ſeine Eroberungen nicht herausgäbe und ſeinen Unternehmungen auf Polen nicht entſagte, den Krieg zu erklären. Dagegen ſollte die Kaiſerin Königin ein Hülfsgeld von 10,000 Beuteln in vier Zahlungsterminen erhalten. Ihre Truppen brachen auf und die Zahlung geſchah. Man hatte ferner den Verſchwornen in Polen allen Beiſtand verſprochen, hatte in Ungarn ſich gerüſtet und auf alle Weiſe ganz dem preußiſchen Plan entgegengeſetzte Geſinnungen bethätigt. Während der Verhandlungen, welche wir oben erzählt haben, hatte alſo Oeſterreich durch die heftigſte Oppoſition dargethan, daß eine Theilung Polens nicht im Sinne ſeiner Politik lag, ſelbſt Friedrich legte hierüber in ſeinen Schriften vollkommen gültiges Zeugniß ab. Welche Mühe es ihm gemacht habe, die beiden Kaiſerhöfe zu vereinigen und zur Annahme ſeines Planes zu bewegen, geſteht er ſelbſt in einem Schreiben an d'Alembert mit folgenden Worten: „Sie ſtellen ſich vor, man könne eben ſo leicht Friede machen zwiſchen zwei feindlichen Mächten, als man ſchlechte Verſe macht. Ich würde es indeſſen leichter vollbringen, die ganze Geſchichte der Juden in Madrigals zu erzählen, als dieſelben Geſinnungen drei verſchiedenen Souveränen einzuflößen, worunter noch dazu zwei Frauen ſind.“ Nach alledem ſcheint es Bosheit, wenn ein Schriftſteller ſich bemüht, Oeſterreich eine Schuld oder wohl gar alle Schuld beizumeſſen, ſelbſt wenn man nichts weiß von den nähern Details, welche hier erzählt

werden müſſen. Es iſt hinlänglich dargethan und durch Friedrichs eigenes Zeugniß bekräftigt, daß Oeſterreich unter allen betheiligten Mächten am längſten ſeine Einwilligung zu Polens Theilung verweigert habe.

Allein Oeſterreichs Widerſtand konnte unter den beſtehenden Verhältniſſen nicht länger dauern, ohne die Monarchie in die äußerſte Gefahr zu bringen. Die Tugend, welche ſelbſt die eigene Exiſtenz des Individuums aufopfert für die Geſetze des Guten, wird in der Politik Keiner zuläſſig finden, deſſen Denkvermögen ſich in normalem Zuſtande befindet. Am heiligſten ſind die Pflichten des Staatskörpers gegen ſeine Theile, heiliger als die gegen andere Staatskörper. Ein Staat muß nach geſundem Staatsrecht ſeine Integrität auch auf Koſten eines anderen politiſchen Körpers behaupten dürfen, oder alle Menſchenſatzungen zerfließen in vage Unbeſtimmtheit und grenzenloſe Deutſamkeit. Die Intriguen Friedrichs hatten Oeſterreich jeden Ausweg abgeſchnitten — Frankreichs Hülfe, auf die es allein reflectiren konnte im Fall eines Bruches, war durch beklagenswerthe Zufälle mehr als unzuverläſſig geworden. Der Herzog von Choiſeul, der warme Freund Oeſterreichs und dem Fürſten Kaunitz mit dem größten Wohlwollen zugethan, hatte aufgehört, allmächtiger Miniſter am franzöſiſchen Hofe zu ſein. Herr von Meaupoux, Großkanzler von Frankreich, ſchmeichelte ſich, durch Entfernung des Herzogs alle Aemter deſſelben zu vereinigen und als erſter Miniſter die Macht an ſich zu reißen, welche einſt Richelieu und Mazarin beſeſſen hatten. Um eine Partei zu bilden, vereinigte er ſich mit den Herzogen von Aiguillon und Richelieu, verſchaffte dem alten lüſternen König ein Fräulein von ſehr zweideutigem Rufe zur Ergötzung und bemächtigte ſich mit ihrer Hülfe der ganzen Willenskraft des Monarchen. Dieſer vergötterte ſeine Maitreſſe (die berüchtigte Dubarry) und legte ſein Scepter zu ihren Füßen. Choiſeul allein verſäumte es, ihr ſeine Huldigungen darzubringen, und zeigte ihr ſogar ſeine tiefſte Verachtung. Die Unzufriedenheit der Dubarry hierüber theilte ſich bald ihrem Geliebten mit und die Feinde Choiſeuls benutzten die Verſtimmung des Königs, um den Herzog vollends zu ſtürzen. Sie ſchilderten ihn als einen Verſchwender, der durch unſinnigen Aufwand die Einkünfte des

Königreichs vergeude und, um ſich unentbehrlich zu machen, die Angelegenheiten zwiſchen Frankreich und England verwickelt habe, wodurch Frankreich in Gefahr eines verderblichen Krieges gerathe. Dieſes letzte Argument machte den ſtärkſten Eindruck auf den König. Er beeilte ſich, den Herzog in Ungnaden zu entlaſſen und eine ganz entgegengeſetzte Politik einzuſchlagen.

Alle Freunde und die ganze Umgebung des Fürſten Kaunitz erinnerten ſich noch lange darnach der Ausbrüche von übler Laune, die ſie mehrere Wochen erdulden mußten, als der öſterreichiſche Staatskanzler dieſe ihn tief ergreifende Nachricht erhielt. Nicht blos zwei gute Freunde, zwei innige Brüder vielmehr waren in Choiſeul und Kaunitz die Steuermänner der zwei mächtigſten Staaten von Mitteleuropa geweſen, die mit vereintem Willen geſtrebt hatten, eingeſogene Vorurtheile zu zerſtören und aus zwei alten Nebenbuhlern immer feſtere Bundesgenoſſen zu bilden. Doch der Scharfblick des weiſen Staatsmannes erkannte gar bald, daß ein Lieblingsſyſtem, der Stolz ſeines Lebens, durch dieſe Hofcabale wenn auch nicht zertrümmert, doch heftig erſchüttert worden ſei, und bald darauf erhielt er auch die überzeugendſten Beweiſe, wie gegründet ſeine Beſorgniſſe geweſen. Der Herzog von Aiguillon, Choiſeuls Nachfolger, hatte an alle franzöſiſchen Botſchafter, Geſandte und Geſchäftsträger die Weiſung erlaſſen: gegen alle öſterreichiſchen Beamten der auswärtigen Angelegenheiten eine ſtrenge Zurückhaltung zu beobachten, allein die alte Vertraulichkeit zum Schein fortzuſetzen, mit Klugheit jedoch den preußiſchen Agenten ſich zu nähern und ihnen Beweiſe des wiederkehrenden Vertrauens zu geben. So ſah ſich Fürſt Kaunitz in einer wichtigen, ächt europäiſchen Angelegenheit ſchmerzhaft getäuſcht. Er zählte auf die kräftigſte Unterſtützung von Frankreich, um für Polen mit Nachdruck zu ſprechen, und ſie würde ihm auch zu Theil geworden ſein, hätte Choiſeul das Staatsruder noch länger geführt. Denn ſchon hatte der Herzog erfahrene und unternehmende Offiziere, denen bedeutende Geldſummen angewieſen waren, nach Polen geſandt, um den Muth des polniſchen Adels zu heben, die zerſtreuten Kriegsſchaaren zu ſammeln, zu organiſiren, den nöthigen Kriegsbedarf herbeizuſchaffen u. ſ. w., alles Vorboten von einem Theile des großen umfaſſenden Planes, von

dem uns Dumouriez einen Abriß mitgetheilt. Die Pforte ſtand unter den Waffen, in mehreren Schlachten beſiegt und doch noch nicht gebeugt; auf Schwedens Beitritt zum Bunde konnte man mit großer Wahrſcheinlichkeit zählen. Würden Rußland und Preußen bei dieſen Anſichten es gewagt haben, polniſche Provinzen ſich anzueignen, hätten Frankreich und Oeſterreich auch ihr liberum veto laut ausgeſprochen, und durch dies kräftige Wort im polniſchen Adel den kriegeriſchen Geiſt ſeiner Ahnherren geweckt und ihn durch Wort und That zum Verzweiflungskampf hingeriſſen; Friedrich II. gewiß nicht, denn nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ſcheute er einen neuen Krieg mit mehreren überlegenen Mächten, doch der Erwerb wohlgelegener Länder ohne Kampf und ohne Gefahr war ihm ſtets willkommen.

So war durch den Sturz des Herzogs von Choiſeul und die Falſchheit ſeines Nachfolgers die Lage Oeſterreichs völlig verändert; ohne Frankreichs Allianz war auch der Beitritt von Schweden nicht zu erwarten, und die in dem Feldzuge von 1771 von den Ruſſen erkämpften Siege hatten dieſe entſchloſſener, die Türken muthloſer gemacht; ohne Bundesgenoſſen blieb daher Oeſterreich die Wahl, entweder dem Vorſchlage Rußlands und Preußens beizutreten, oder einen höchſt gefährlichen Kampf gegen beide Mächte zu beginnen. Die Staatsklugheit gebot, ſich gleichfalls zu verſtärken, wenn der gefährliche Nachbar daſſelbe that, bei dem nicht die Größe, wohl aber die Lage des Landes für die Wichtigkeit des neuen Beſitzes entſchied, für den ſich Herzberg's ſtatiſtiſcher Kennerblick ausgeſprochen. Selbſt Oeſterreichs Weigerung, Antheil an der Theilung zu nehmen, hätte Polen nicht retten können, denn um ſo mehr hätten ſich dann die beiden anderen Mächte vergrößert. Dies war dem Fürſten Kaunitz bekannt.

Dieſe Umſtände verurſachten am öſterreichiſchen Hofe ſelbſt eine Spaltung der Meinungen. Der Fürſt Kaunitz und Joſeph II. fühlten die Nothwendigkeit eines Schrittes, den ſie für ungerecht hielten, ſie ſuchten die Kaiſerin ſelbſt davon zu überzeugen, allein Maria Thereſia konnte nicht ſo ſchnell ihr Gewiſſen beſchwichtigen. Sie befragte ihren Beichtvater, den Jeſuiten Parhammer, um Rath, in wie weit die Theilung Polens, der ſie beitreten ſollte, wohl gerecht ſei. Par-

hammer ſchrieb deshalb nach Rom; Graf von Wilczek*) aber, der kaiſerliche Geſandte am päpſtlichen Hofe, merkte den Briefwechſel, verſchaffte ſich eine Abſchrift von Parhammer's Briefen und ſandte dieſelben an Kaunitz, der nun ſeine Gebieterin zur Einwilligung in die Theilung Polens zu bewegen ſuchte. Beſtürmt von ihm, ihrem Sohn und den ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten, welche in der Sache befragt wurden, ſchwankte ſie endlich, allein ihr empörtes Rechtsgefühl war nie völlig zu beruhigen. Sie ſchrieb deshalb an ihren Miniſter folgenden wehmüthigen Brief, der als ein Denkmal der Herzensgüte dieſer frommen Fürſtin ſeinen Platz in der Geſchichte verdient:

„Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig nieder kommen ſollte (1741), ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beiſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreyend wider Uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider Uns iſt, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunten und mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenkh der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey unſer ehr und reputation in die ſchanz ſchlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum laſſe ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.“

Dieſe Geſinnungen der Kaiſerin erklären und entſchuldigen des Fürſtin Kaunitz damals ſo unſichere Politik. Endlich gelang es jedoch ſeinen und des Kaiſers Bemühungen, die Kaiſerin zu einem beſtimmten Entſchluß zu bringen. Nicht wenig trug die Antwort des römiſchen Stuhls dazu bei, welcher erklärte: die Ruſſen würden ſich in Polen außerordentlich vermehren, die ſchismatiſche Religion dahin verpflanzen, und es wäre deshalb zum Vortheil der Kirche nothwendig, daß der Wiener Hof ſeine Herrſchaft bis nach Polen ausdehne. Nach Flaſſan machte die Kaiſerin noch einen verzweifelten Verſuch, die Sache rückgängig zu machen, indem ſie einen ſo großen Antheil von Polen for-

*) Graf von Wilczek, geboren 1739, ſtarb 1819.

derte, daß man hätte vermuthen ſollen, es würde auf dieſes Verlangen eine abſchlägige Antwort erfolgen, allein zum größten Schmerz der Kaiſerin ſei ihr Verlangen nach einiger Zögerung gewährt worden. Es mag allerdings ſein, daß Kaunitz der ängſtlichen Fürſtin dieſe Maßregel unter dem erwähnten Geſichtspunkte angerathen hat; allein es kann dem unbefangenen Blicke nicht entgehen, daß ſie vielmehr das Ergebniß einer richtigen Politik geweſen iſt. Rußland und vorzüglich Preußen wünſchten, daß die drei Mächte zu gleichen Theilen bedacht würden, allein Kaunitz konnte unmöglich zugeben, daß ſo das Verhältniß Preußens zu Oeſterreich geſtört werde. War man einmal genöthigt, in die Theilung Polens einzugehen, ſo mußte Oeſterreich den größten Antheil gewinnen, denn für Oeſterreich war ein kleiner Länderzuwachs ohne Vortheil, wenn ſich dabei ein gefährlicher Nachbar auf eine Weiſe vergrößern konnte, welche das Gewichtsverhältniß zu ſeinen Gunſten veränderte. Wenn ſich Preußen zu Oeſterreich vielleicht wie 1 zu 5 verhielt, ſo mußte Oeſterreich wenigſtens das Fünffache gewinnen, wenn die Proportion dieſelbe bleiben ſollte.

Nachdem alſo alle Hinderniſſe der Uebereinkunft beſeitigt worden waren, unterzeichnete Maria Thereſia den Theilungsentwurf mit den denkwürdigen, prophetiſchen Worten: „Placet, weil ſo viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber ſchon längſt todt bin, wird man erfahren, was aus dieſer Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ So kam endlich dieſes Einverſtändniß zu Stande und wurde zu Petersburg den 5. Auguſt 1772 von den Miniſtern der drei Höfe unterzeichnet. Rußland erhielt demzufolge Polniſch-Liefland, den größten Theil der Woiwodſchaft Witèpsk, den Haupttheil der Woiwodſchaft Poloçk, die ganze Woiwodſchaft Mascislaw und die beiden Enden der Woiwodſchaft Minsk, woraus es die beiden Gouvernements Poloçk und Mohilew bildete, etwa 3500 Quadratmeilen; Oeſterreich gewann etwa 2500 Quadratmeilen, nämlich die Zipſer Geſpannſchaft, welche wieder mit Ungarn vereinigt wurde, und die Hälfte der Woiwodſchaft Krakau, einen Theil der Woiwodſchaft Sendomir, die Woiwodſchaft Roth-Rußland, den größten Theil der Woiwodſchaft Belz, Pokucie und ein Stück von Podo-

lien, aus welchem ein Königreich Galizien und Lodomerien gebildet wurde. Preußen bekam Polniſch-Preußen, außer Danzig und Thorn, und einen Theil von Großpolen bis zur Netz, nach des Miniſters Herzberg Angabe überhaupt nur 631 Quadratmeilen mit 504,000 Einwohnern und anderthalb Millionen Einkünften, aber ſein Gewinn hatte doppelten Werth, weil er Pommern und die Neumark mit Preußen verband und den König, durch den Beſitz der Weichſelmündung, zum Herrn des polniſchen Handels machte.

Die drei Mächte garantirten ſich ihre Erwerbungen und erklärten der Republik: „daß die drei verbundenen Mächte zur Verhütung ferneren Blutvergießens und zur Herſtellung des Friedens in Polen ſich einverſtanden hätten, gewiſſe unzweifelhafte (?) Rechte auf einige polniſche Provinzen geltend zu machen, daher ſie einen Reichstag begehrten, der über die neuen Grenzen mit ihnen ſich vergleichen möge.“

Stanislaus Augnſtus berief deshalb den polniſchen Reichstag auf den 8. Februar 1773 zuſammen. Vergebens erhoben ſich einige Patrioten gegen den Frevel am Vaterlande; ein günſtiger Ausſchuß genehmigte die Theilung Polens. So endigte dieſe Nationaltragödie mit dem Tode des polniſchen Volks, und das ſtaunende Europa ſah dieſes Ereigniß mit aller der Theilnahme, mit welcher die Zuſchauer einem tragiſchen Schauſpiel beiwohnen. England ſchwieg, weil ſein Handelsvortheil bei der Theilung gewann; der König von Frankreich ließ Alles geſchehen, was ſeiner Dubarry genehm war.

Joſephs II. eigenen Antheil an dem Theilungsprojecte und deſſen Ausführung betreffend iſt nicht zu verkennen, daß er bis zu dem entſcheidenden Augenblicke der äußerſten Bedrängniß die Geſinnungen ſeiner Mutter theilte. Er ſcheint bis dahin in allen den Angelegenheiten mit der Pforte und Rußland, welche die Theilung Polens herbeiführten, keine entſchiedene Rolle geſpielt zu haben. Jugend, Friſche der Kraft, Ehrgeiz und alle die edeln Neigungen eines jungen Gemüths ſcheinen in ſeinem Innern unbeſtimmte Wünſche nach Vermehrung der Ehre ſeines Hauſes, der Macht und Größe ſeines Vaterlandes erregt zu haben, allein bei der Beſchränktheit ſeines Wirkungskreiſes und der Abhängigkeit ſeines Willens iſt es lächerlich, nach dem Beiſpiele Friedrichs über

ſeine Gedanken und Wünſche, die nie Thaten geworden ſind, ein ſtrenges Gericht zu halten. Erſt nachdem alle Ausſichten, das Project Friedrichs zu verhindern, verſchwunden waren, mag er ſich eine billige Einmiſchung angemaßt haben, um Kaunitz zu unterſtützen und die ſpröde Tugend ſeiner frommen Mutter, deren längerer Widerſtand unnütz und gefährlich war, zu beſiegen. Wie ſehr er ſelbſt der Ausführung des gehäſſigen Planes abgeneigt war, wie ſehr er alle patriotiſchen Polen ſchätzte, beweiſt ſeine Aeußerung über den unſterblichen Patrioten Grafen Wenzeslaw Rzewuski, Großgeneral von Polen und Caſtellan von Krakau, der ſammt ſeinem tapfern Sohne Severin von den Ruſſen aufgehoben und fünf Jahre lang in Gefangenſchaft gehalten wurde. „Hätten alle Polen ſeinen Patriotismus und ſeine Feſtigkeit beſeſſen," ſagte Joſeph **II.**, „ſo wäre ihrem Vaterlande niemals das Unglück widerfahren, welches es erlitten hat."

Zwölftes Capitel.

Aufhebung der Jeſuiten.

Die Zeit der Theilung Polens war in vieler Hinſicht für Europa verhängnißvoll. Das denkwürdigſte Ereigniß nächſt der erzählten Uebereinkunft der drei Mächte war die Aufhebung der Jeſuiten.

In Oeſterreich hatten ſich die Jeſuiten vielfach verhaßt gemacht. Schon unter Ferdinand **I.** hatte der Orden durch ſeine Unduldſamkeit ungemeine Erbitterung der Mildgeſinnten jeder Confeſſion erregt. Caniſius, der jeſuitiſche Hofprediger und Haupturheber der greulichſten Religionsverfolgungen, welche nicht ſelten Empörungen des Volks befürchten ließen, hatte ſich durch ſein Wüthen gegen Andersgläubige den ſchimpflichen Beinamen „der öſterreichiſche Hund" erworben. Unter Maximilian **II.** folgte Franz Rodriguez, ein portugieſiſcher Jeſuit, ſeinem Beiſpiele, und brachte es durch ſeinen Einfluß am Hofe dahin, daß jeder Hofprediger, der nicht wüthend genug gegen die Proteſtanten

Flüche von der Kanzel herabdonnerte, mit Gefängniß beſtraft wurde. Unter Rudolph II. und Ferdinand II. machten ſich die Jeſuiten durch ihre Intoleranz ſo verhaßt und brachten ſich in ſo übeln Ruf, daß die ſteyeriſchen Stände ſie ſchon damals als „fremde, friedhäſſige, ſchädliche, landesverderbliche und unruhige Leute, welche unter dem Deckmantel der Religion ſich auf Koſten des Landes zu bereichern ſuchen und auf nichts als gewaltſame Mittel denken,“ ſchimpflich bezeichneten. Aus den Geſchichtsbüchern damaliger Zeit ließe ſich ein ſchauderhaftes Gemälde des unſäglichen Unheils zuſammenſtellen, welches ſie über Oeſterreich gebracht haben. Böhmen empfand nicht minder die ſchreckliche Geißel dieſes Ordens. Im Jahr 1618 ſchrieben die Stände an den Kaiſer: „daß ſie, ſeit die ſcheinandächtige Jeſuitenſecte allhier eingeführt worden, öftere Rebellionen und Aufruhr zu gefährden hatten. Weil ſie aber in Wahrheit befunden, daß die Urheber all' dieſes Unheils obgedachte Jeſuiten ſeien, die ſich ganz dahin verwendeten, wie ſie den römiſchen Stuhl befeſtigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen möchten, die ſich zu ſolchem Zwecke der unerlaubteſten Mittel bedienten; die Regenten gegen einander verhetzten, unter den Ständen eines jeden Landes, ſonderlich in ſolchen, deren Religion verſchieden iſt, Aufruhr und Empörung anſpännen, Obrigkeiten gegen Unterthanen und Unterthanen gegen Obrigkeiten aufbrächten, auf Könige und Geſalbte des Herrn, die ihren böſen Rathſchlägen nicht folgen wollten, jeden Meuchelmörder greifen ließen, Freunde wider Freunde bewaffneten; durch die Beichte alle Geheimniſſe erforſchten, der Gewiſſen aller Menſchen ſich bemächtigten, nach dem Beiſpiele der Tempelherren anſehnliche Güter an ſich brächten, allenthalben ſich des politiſchen Regiments anmaßten und durchgehends die Lehre einführten, daß man demjenigen, der nicht katholiſcher Religion ſei, weder Treue noch Glauben ſchuldig wäre.“

Auch an dem dreißigjährigen Krieg mit ſeinem Gefolge unſäglichen Elends hatten die Jeſuiten nicht geringen Antheil, ſowohl bei Veranlaſſung deſſelben, als auch durch unmittelbare Handlungen erworben. „In Böhmen waren die Jeſuiten für die Einwohner nicht minder furchtbar, als die kaiſerlichen Kriegsheere. Sie liefen an der Spitze kaiſer-

licher Soldaten in Städten und Dörfern umher, überfielen die wehrlosen Leute in der Nacht, schleppten sie aus den Betten und nöthigten sie mit Stockstreichen und anderen gewaltthätigen Mitteln zur Annehmung der katholischen Religion. In einem ihnen zugehörigen Dorfe, unweit Prag, ließen sie ihre Unterthanen nach vielen vergeblichen und abscheulichen Versuchen, sie zum Papstthum zurückzubringen, durch ihre eigenen Schüler nächtlicher Weile überfallen und ausplündern. Vom Galgen erbetene Verbrecher und Leute von notorischer Liederlichkeit wurden mittelst der Jesuiten in die wichtigsten Hof- und Civildienste eingeschoben. Das größte Verdienst, das man sich damals erwerben konnte, bestand darin, wenn man mit neu erfundenen Grausamkeiten die Protestanten quälte. Man durfte sicher auf Belohnung Anspruch machen, wenn man sich durch irgend ein von den Jesuiten gebilligtes Bubenstück auszeichnete."

Unter Maria Theresia kamen endlich über die Jesuiten Klagen anderer Art zum Vorschein. Man hatte bisher fast auf alle Beschuldigungen der Jesuiten mit Anführung der Verdienste geantwortet, welche sie sich um den allgemeinen Unterricht erworben hatten, allein es erhoben sich nun überall, wo die Jesuiten im Besitz der Unterrichtsanstalten waren, Beschwerden über den Verfall des Schulwesens. Maria Theresia ließ sogleich durch den Cardinal von Trautson die Ursachen dieses Uebelstandes untersuchen, allein der Cardinal starb, ehe er sich seines Auftrags völlig entledigen konnte. Der Schulrath setzte indessen die Untersuchung fort und der erste Schritt des Mißtrauens gegen die Jesuiten war, daß man den Rector des Jesuitencollegiums, welcher sich anmaßte, beständiger Präsident der Universität zu sein, von dieser Stelle auf immer entfernte. Der Erzbischof Migazzi erhielt die Aufsicht über die Universität. Er wollte mit Hülfe zweier italienischer Jesuiten einen Verbesserungsplan an der Universität ausführen. Da aber die Wiener Jesuiten gegen jede untergeordnete Stellung der Ordensbrüder protestirten, nahm man statt Jesuiten einen Dominicaner und einen Augustiner. Migazzi glaubte nun, gegen die Anmaßungen der Jesuiten weiter gehen zu müssen. Man nahm ihnen das Recht, die Bücher zu censiren, und stellte einen Ca-

nonicus und van Swieten zu Cenſoren an. Man verwarf die lateiniſche Grammatik des portugieſiſchen Jeſuiten Alvarez und der Hof ließ gegen die Werke des Tamburin, Gobat, Buſenbaum und La Croix ein ſtrenges Verbot ergehen. Dadurch ſank das Anſehen der Jeſuiten immer mehr; der hohe Adel nahm ſeine Söhne aus den Jeſuitencollegien hinweg, denn man hatte bemerkt, daß dieſe Zöglinge vor Allen durch ausgelaſſene Lebensart, durch Atheiſterei, Pelagianismus und die unſichere Moral des Probabilismus ausgezeichnet waren.

Migazzi ging immer weiter und machte die entſchiedenſten Eingriffe in die Privilegien der Jeſuiten. Die Verfolgten ſuchten eine Veranlaſſung, den Erzbiſchof zu verläſtern, und fanden ſie bald, als Migazzi die wohleingerichtete Andachtsübung für Chriſten, welche Ludwig Muratori unter dem Namen Lamindo Pritanio herausgab, ſeinen Diöceſanen empfahl. Die Jeſuiten behaupteten, es ſeien in dieſem Buche Irrlehren enthalten, und der Beichtvater der Prinzeſſinnen, der Jeſuit Franz Lener, erfrechte ſich am Hofe darüber zu ſchimpfen und ein Exemplar deſſelben den Erzherzoginnen wegzunehmen. Man jagte den unverſchämten Pfaffen weg, aber ſeine Ordensbrüder brachten es bei Papſt Clemens **III.** dahin, daß der päpſtliche Nuntius den Auftrag erhielt, den Erzbiſchof Migazzi zu einem gelindern Verfahren gegen die Bedrängten zu ermahnen.

Nachdem Migazzi Cardinal geworden war, änderte er plötzlich ſeine Geſinnungen in Bezug auf dieſen Orden. Clemens **III.** und ſeine Schützlinge, die Jeſuiten, wußten ihn für ihr Intereſſe zu gewinnen, und wie man ſagt, ſoll der Wunſch, vom päpſtlichen Hofe Dispens zu erhalten, damit er neben dem Erzbisthum von Wien auch das äußerſt einträgliche Bisthum Waizen in Ungarn erhalte, nicht wenig zur Sinnesänderung des Cardinals beigetragen haben. Clemens verlangte gegen dieſe Vergünſtigung die Auswirkung eines Verbots gegen den Febronius in Oeſterreich — ein Werk, welches den Jeſuitenunfug ſtark rügte.

Die Protection Migazzi's konnte indeſſen das Schickſal des Ordens nicht ablenken, denn ſie hatten einen mächtigen Widerſacher an dem

Kaiſer. Seine Geſinnungen in Bezug auf die Jeſuiten gab er deutlich zu erkennen in nachfolgendem Schreiben an den Herzog von Choiſeul, der ihn zur Unterſtützung ſeiner Entwürfe gegen ſie aufgefordert hatte.

„Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterſtützung könnten Sie, „„wenn ich Regent wäre,““ Staat machen, und meinen Beifall in Abſicht der Jeſuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.“

„Auf meine Mutter rechnen Sie nicht ſehr; die Anhänglichkeit für dieſen Orden iſt in der Familie des Hauſes Habsburg erblich geworden. Clemens XIV. hat ſelbſt hievon Beweiſe.“

„Indeß iſt Kaunitz Ihr Freund; er vermag Alles bei der Kaiſerin, hält es in Anſehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal, und er iſt ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt.“

„Choiſeul! ich kenne dieſe Leute ſo gut, wie irgend Einer; weiß alle ihre Entwürfe, die ſie durchgeſetzt, ihre Bemühungen, Finſterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap finis terrae bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren.“

„In Deutſchland waren ſie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation, und in Paraguay Könige.“

„Wäre mein Großonkel, Joſeph I., nicht Kaiſer geworden, ſo hätten wir in Deutſchland vermuthlich Malagridas, Aveiros und einen Verſuch des Königsmordes erleben können. Er kannte ſie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens ſeinen Beichtvater einſtens im Verdacht der Redlichkeit hatte, und daß dieſer Mann mehr Anhänglichkeit für den Kaiſer, als für den Vatican bewies, ſo wurde er nach Rom citirt. Er ſah ſein ganzes, grauſames Schickſal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiſer, es zu verhindern. Umſonſt war Alles, was der Monarch gethan, um dieſem Schritte vorzubeugen. Selbſt der Nuntius verlangte im Namen ſeines Hofes ſeine Entfernung. Aufgebracht über dieſen Despotismus Roms erklärte der Kaiſer, daß, wenn dieſer Prieſter ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne

zahlreiche Geſellſchaft dahin reiſen ſolle, und daß ihn alle Jeſuiten in den öſterreichiſchen Landen dahin begleiten müßten, von denen er keinen wieder ſehen wolle. Dieſe in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entſchloſſene Antwort des Kaiſers bewog die Jeſuiten, von ihrem Vorhaben zurückzugehen."

„So war es einſt, Choiſeul! ich ſehe voraus, daß es anders werden muß."

„Adieu! Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde!

Im Januar 1770.

Joſeph."

Dreizehntes Capitel.

Aufhebung der Jeſuiten. Fortſetzung.

Indeſſen leiſtete Maria Thereſia, wie Joſeph vorausgeſagt hatte, am längſten Widerſtand, als von mehreren Höfen zugleich die Aufhebung des ganzen Ordens begehrt wurde. Papſt Clemens XIV. ließ durch den Nuntius Visconti den Wiener Hof hinſichtlich ſeiner Geſinnungen gegen den Orden ausforſchen. Während der Kaiſer Joſeph ziemlich laut erklärte, daß er die Aufhebung „aller" Orden wünſche, und dem heiligen Stuhle antworten ließ, daß man von ſeiner Seite keinen Widerſpruch finden werde, antwortete Maria Thereſia auf dieſelben Anfragen im Tone der größten Beſcheidenheit und Frömmigkeit: „Ich unterſuche nicht, ob die Jeſuiten verdient haben, was ihnen ſo eben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren iſt, denn ohne Zweifel hatten die Souveräne, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich ſie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, ſo halte ich ihre Exiſtenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchſt wichtig, und muß ſie in dieſer Ueberzeugung aufrecht erhalten und beſchützen."

Kaiſer Joſeph, welcher ſehnlichſt wünſchte, die Bemühungen der vereinigten Höfe möchten einen Erfolg haben, ſtellte ſeiner Mutter vor, daß ein längerer Widerſtand das gute Einvernehmen mit den vereinigten Höfen ſtören müſſe, daß ſehr wahrſcheinlich eine Kirchenſpaltung daraus entſtehen werde, und daß es unter ſolchen Umſtänden — damit man ſich nichts vorzuwerfen habe — in politiſcher und religiöſer Hinſicht weiſe wäre, die Sache dem Gewiſſen und dem Urtheil des Papſtes, der die Unterdrückung des Ordens für nothwendig halte, anheim zu ſtellen. Maria Thereſia hätte jedoch immer noch nicht nachgegeben, allein Clemens **XIV.** machte von dem ganzen Umfang ſeiner kirchlichen Gewalt Gebrauch und ſtellte ihr vor, daß ſie durch ſo hartnäckigen Widerſtand gegen die Kirche ihr Gewiſſen belaſte, „denn dieſe ſei mit der göttlichen Autorität bekleidet und halte die Schlüſſel des Lebens und Todes in ihren Händen.“ Dieſes letzte Argument that ſeine Wirkung und die tiefbetrübte Kaiſerin ſchrieb: „ſie würde ſich niemals haben beſtimmen laſſen, die Jeſuiten in ihren Staaten zu unterdrücken, da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig halte, ſo wolle ſie als eine treu gehorſame Tochter der Kirche nicht länger ſich widerſetzen, und ſei bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu laſſen, ſobald ſie erſcheine.“

Durch dieſe Erklärung war endlich das letzte Hinderniß der völligen Abſchaffung des Ordens beſeitigt, und der Papſt erließ das berühmte Breve **Dominus ac redemptor noster**, welches die Geſellſchaft der Jeſuiten in der ganzen chriſtlichen Welt aufhob. Joſeph **II.** verlautbarte ſeine Freude hierüber in einem Schreiben an den Grafen von Aranda, Ambaſſadeur in Frankreich, Grand d'Espagne, mit folgenden Worten:

„Clemens **XIV.** hat ſich durch die Abolition der Jeſuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Exiſtenz dieſer Sybillen des Apoſtolats von der Erde verbannt und ihr Name wird künftig nur in der Geſchichte der Streitigkeiten und des Janſenismus erwähnt werden.

„Noch ehe ſie in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bild

umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt.

„Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden Europens entwarf, das eine Univerſal-Herrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben geſucht und in dieſem Geſichtspunkte Alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskons ſein.

„Das Synedrium dieſer Loyaliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ihrer Plane gemacht.

„Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principe haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht; und ſie ſind Urheber des abſcheulichen Edicts von Nantes geworden.

„Der mächtige Einfluß, den ſie über die Prinzen des Hauſes Habsburg hatten, iſt zu ſehr bekannt. — Ferdinand **II.** und Leopold **I.** ſind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens geweſen.

„Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, Alles war ihrer weiſen Führung anvertraut.

„Man weiß zu ſehr, welchen Gebrauch ſie davon gemacht, welche Plane ſie ausgeführt und welche Feſſeln ſie den Nationen auferlegt haben.

„Es iſt mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Clemens die Miniſter der bourboniſchen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. — — Die Nachwelt wird einſt ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhms Altäre errichten.

„Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fenelon verfolgt und welche die **Bulla in coena Domini** hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt. Adieu!

Wien, im Juli 1773. Joſeph."

Allein so sehr er diese Maßregel des päpstlichen Stuhles im Ganzen billigte, so konnte er doch nur mit Mißvergnügen die anmaßenden Bestimmungen bemerken, wornach das päpstliche Breve im deutschen Reiche vollzogen werden sollte. Clemens XIV. hatte das Breve durch seine Nuntien den Bischöfen mittheilen lassen und diesen Befugniß ertheilt, über die Personen der aufgehobenen Gesellschaft geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit auszuüben.

Alles dies war den kaiserlichen Vorrechten so sehr entgegen, daß der Reichshofrath, der darüber von Sr. Majestät verständiget wurde, in einem unterm 6. December 1773 erlassenen Gutachten dahin sich äußerte: „Der Gegenstand des päpstlichen Breve sei von einer solchen Beschaffenheit, daß dasselbe nicht eher an die Bischöfe hätte erlassen, noch viel weniger von diesen vollzogen werden sollen, ehe es zuvor Seiner Kaiserlichen Majestät zur Einsicht vorgelegt und durch Dero darauf im behörigen Wege erfolgtes Placitum Regium gebilligt worden wäre.

Man erwarte in Folge dieses Gutachtens, daß der Reichstag einen Schluß fassen würde, allein mancherlei Rücksichten veranlaßten Joseph, still zu schweigen und dem Reichstag kurz anzuzeigen, daß der Orden aufgehoben sei. Die Vollziehung des päpstlichen Breve ging an den meisten Orten sehr ruhig vor sich. Die Jesuiten waren längst auf ihr Schicksal gefaßt und hatten Zeit gefunden, Baarschaften und Papiere auf die Seite zu schaffen. Demungeachtet soll man in ihren Behausungen viele Dinge gefunden haben, welche den Verdacht gegen sie in vieler Hinsicht bestätigten.

In Oesterreich fand die Aufhebung der Jesuiten nicht von allen Seiten den gehofften Beifall. Es gab vielmehr sehr viele, welche sich es jetzt eigentlich zum Geschäfte machten, die Vorzüge dieses Ordens in das schönste Licht zu stellen, nachdem sie selbst während der Existenz desselben allerlei Makel an ihm zu finden gewußt hatten. An der Spitze derer, welche diese Strenge gegen den Orden tadelten, stand Migazzi, der jetzt dessen Tugenden nicht genug zu rühmen wußte.

Vierzehntes Capitel.

Einführung der Conſcription. — Fortgeſetzte Anſtalten zur Verbeſſerung des Kriegsweſens. — Neue Reiſen in der Monarchie. — Die Proteſtanten in Ungarn und Siebenbürgen.

Eine der wichtigſten Einrichtungen, welche der Staat in der Zwiſchenzeit dem Kaiſer verdankte, war die Einführung der Militärconſcription. Man kann ſagen, daß Oeſterreich durch dieſes Inſtitut einen neuen höhern Rang unter den europäiſchen Staaten gewann, indem es aus der Reihe der Barbarenſtaaten in die der civiliſirten übertrat. Bisher kannte man weder die Volkszahl noch viel weniger den Stand des Viehes genau, es fehlte bei jeder Rekrutirung an einer genauen Berechnung, und der Staat blieb ſtets im Irrthum über ſeine Kräfte, indem er ſie bald zu hoch, bald zu gering ſchätzte. Ein ordentlicher Haushalt mit dieſen Kräften war daher unmöglich, und Alles blieb dem Zufall überlaſſen.

Bei der ſeltſamen Abneigung, welche die Menſchen gewöhnlich gegen eine Zählung ihrer Köpfe habe, war es beſonders in einigen Provinzen höchſt ſchwierig, dieſe gehäſſige Einrichtung ins Werk zu ſetzen. Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardei mußten damit verſchont bleiben, denn das Vorurtheil des Volks dagegen, bei ohnehin großer Reizbarkeit und widerſpenſtiger Geſinnung, war noch allzu mächtig.

Faſt gleichzeitig (1771) wurde auch ein neues Invaliden-Verſorgungsſyſtem angeordnet, das vielleicht in keinem Staate ſo muſterhaft organiſirt iſt, wie in Oeſterreich. Der Eifer Joſephs für das Kriegsweſen erkaltete nie, denn er wußte, wie unſicher das Glück eines Staates ſei, der nicht die ſeinem Umfange angemeſſene Kraft gegen äußere Angriffe beſitzt. Oeſterreich war in dieſem beklagenswerthen Fall, und mit dem Verluſte von Schleſien büßte Thereſia für die Vernachläſſigung des Kriegsweſens. Die jährlichen Uebungslager wurden fortgeſetzt, 14,000 bis 60,000 Mann verſammelten ſich zu denſelben in Minkwitz, Pettau, Peſth, Prag, Mähren ꝛc. Kaiſer Joſeph bemühte ſich, den gemeinen Soldaten einen

beſſeren Begriff von dem Ehrenvollen des Militärſtandes beizubringen; er ſuchte gewiſſe Vorurtheile zu verbannen, ließ ſie menſchlicher behandeln, und erfreute ſich des beſten Erfolgs ſeiner Bemühungen. Nicht ſo wohl gelang es ihm unter den Offizieren, unter welchen er ſich vorzüglich beſtrebte, das falſche point d'honneur auszurotten. Beſonders verhaßt war ihm das Duell, welches er durchaus verbannt wiſſen wollte und worüber er die äußerſt ſtrengen Geſetze ſeiner Mutter aufrecht zu halten ſtrebte. Seine Anſichten vom Zweikampf ſprach er in einem Befehl vom Auguſt 1771 an einen General aus:

„Den Grafen von K. und Hauptmann W. ſchicken Sie ſogleich in Arreſt. Der Graf iſt aufbrauſend, jung, von ſeiner Geburt und von falſchen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. iſt ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Piſtolen berichtigen will und welcher das Cartel des jungen Grafen ſogleich mit Leidenſchaft behandelte!

„Ich will, ich leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; ich verachte die Grundſätze derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen ſuchen, und ſich mit kaltem Blute durchbohren. — — —

„Eine ſolche barbariſche Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemeſſen iſt, und die oft ſo traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und beſtraft wiſſen, und ſollte es mir die Hälfte meiner Offiziers rauben! — —

Joſeph."

Der Einfluß Joſephs auf ſeine Mutter bewährte ſich im Jahre 1773 abermals auf eine erfreuliche Art. Das Staatsrechnungsweſen war in großer Verwirrung, die Staatswirthſchaft demnach immer mehr ein gewagtes Spiel, denn eine gut beſtellte Oekonomie. Nach der von ihm veranlaßten Berechnung ergaben ſich an Einnahmen 55,646,000 fl. Dagegen war die Ausgabe 55,650,000 fl.

Nachdem das neuerworbene Königreich Galizien der Kaiſerin gehuldigt hatte, trat Joſeph II. in Begleitung des Generals Pellegrini und zweier hoher Offiziere neuerdings eine Reiſe nach Ungarn und Siebenbürgen an, welche ihn nach Galizien führen ſollte. Die erſteren

Provinzen bedurften am meiſten der Fürſorge ihres Monarchen, denn kein Theil der Monarchie war ſo verwahrloſt und in ſo tiefer Barbarei, als ſie. Die genaue Kenntniß der dort herrſchenden Uebel und Mißbräuche, welche Joſeph ſich auf dieſen Reiſen erworben hatte, erklärt des Monarchen nachherige Geſinnung gegen dieſes Reich und ſeine Conſtitution. Auf jedem Schritt begegneten ihm traurige Merkmale der Sklaverei des Nährſtandes und der widerſinnigen Geſellſchaftsorganiſation. Unzählige Bittgeſuche und Memoriale, welche man ihm auf dem Wege einhändigte, ſchilderten die Noth des Volks, der er nicht gründlich abhelfen konnte, mit den grellſten Farben. Erſchütternd iſt die lakoniſche Kürze, in welcher ein Landmann dem hohen Reiſenden ſeine Noth klagte: „Barmherzigſter Kaiſer! Vier Tage Frohndienſt, den fünften Tag auf die Fiſcherei, den ſechſten mit der Herrſchaft auf die Jagd, der ſiebente gehört Gott — erwäge, barmherzigſter Kaiſer! wie ich Steuern und Abgaben geben kann!“

Die Klageſcenen verdoppelten ſich, als Joſeph in Siebenbürgen eintraf. Die Abgeordneten zweier ſiebenbürgiſcher Dörfer, deren Grundherr ſie auf das Aeußerſte peinigte, fielen flehend zu ſeinen Füßen hin und riefen um Rettung von der Tyrannei des Barbaren. In der Gegend von Hermannſtadt warfen ſich drei Wallachen vor dem Kaiſer zu Boden und baten um Hülfe für ihren neunzigjährigen Vater. Sie würden, ſagten ſie, von ihrem Grundherrn auf das Sklaviſchſte gemißhandelt, und als dieſer vernommen, daß ihr Vater deswegen eine Bittſchrift bei Sr. Majeſtät einreichen wollte, ſo habe er ihn unmenſchlich ſchlagen, an Händen und Füßen binden und in eine unweit der Sadt liegende Zigeunerhütte bringen laſſen, wo der unglückliche Greis nun ſchon drei Tage lang in Unrath ſchmachte! Ueberall wiederholten ſich dieſe Klagen über Gewaltthätigkeit und Tyrannei der Grundherren, in deren Willkühr Leben und Tod der Unglücklichen gegeben war. Joſeph half, ſo gut er konnte; er beſchützte die Verfolgten, beſtrafte mit Strenge ihre Unterdrücker, vertheilte in Siebenbürgen allein 12,000 Dukaten an Nothleidende, welche von ihren Zwingherren in Elend gebracht worden waren, allein bei der Beſchränktheit ſeines Wirkungskreiſes konnte er die Wurzel dieſer Uebelſtände nicht ausreißen. Der nächſte Erfolg ſeines ſegensreichen Wir-

kens war, daß ihn die Edelleute dieses Landes jetzt und später einen Tyrannen schalten.

Den ungerechten Haß einzelner Stände in Ungarn und Siebenbürgen vermehrte hauptsächlich die katholische Geistlichkeit, die sich in neuerer Zeit höchlich beleidigt glaubte. Waren schon unter den Edelleuten die Klagen über Josephs II. forschgierige Leutseligkeit allgemein, so waren sie es nicht minder unter der Geistlichkeit, die ihre Stimmung geschickt auf einzelne Theile des Volks zu übertragen wußte. Die Edelleute beschwerten sich im geselligen Leben bitter, aber der Grund zu ihren Beschwerden war auch der Grund hoher Zufriedenheit und Freude unter den Unterdrückten. „Was mischt er sich in die Angelegenheiten des Reiches," hieß es unter Jenen, „er ist nicht unser König, und weh' ihm, wenn unsere Constitution angetastet wird! Der elende Hund, der Bauer, wird schon anmaßend und trotzig, seine Widerspenstigkeit rührt davon her, weil dieser Prinz ihm Vorschub leistet. Was soll aus dem Reiche werden, wenn unser Ansehen unaufhörlich wegen eines niedrigen Bauernkerls, dem einmal zu viel gethan wurde, beschimpft wird? Wer soll noch Respect vor uns haben, wenn wir so erniedrigt werden? Dieser Prinz sollte es unter seiner Würde fühlen, sich mit dem gemeinen Volk zu beschmutzen und den Spion im Lande machen."

Allgemeineren Beifall fanden die Klagen der Geistlichkeit unter den Rechtgläubigen. Die protestantischen Unterthanen waren bisher ein Wild gewesen, auf das sich die allgemeine Jagdfreiheit erstreckte, das Jedermann ungestraft hetzen, rupfen und quälen konnte. Joseph sah auf seinen Reisen die Lage dieser verfolgten Unterthanen, und seit seinem Regierungsantritt war er unaufhörlich bemüht, den Bedrängten beizustehen. Maria Theresia aber, welche gegen den andersgläubigen Theil ihrer Unterthanen so streng gesinnt war, daß sie sich in einer Zeit der höchsten Noth auf's Bestimmteste weigerte, den Protestanten neue Freiheiten einzuräumen, obgleich man ihr gegen diese Vergünstigung eine Hülfe von sechstausend Mann zu Pferd zusagte, war nur langsam zu bewegen, den duldsamen Vorschlägen ihres Sohnes Gehör zu geben. Da nun die katholischen Eiferer den Urheber der Einschränkung ihrer Willkühr kannten oder errieth en, so mag schon damals der erste Anlaß

zu dem nachherigen Mißverhältniß zwischen dem Regenten und dem Volk in Ungarn gegeben worden sein.

Aus Siebenbürgen begab sich Joseph nach der neuerworbenen Provinz Galizien. Eine Reise in diesem verwilderten Lande war damals mit den äußersten Beschwerden verbunden. Die Gegenden, welche Joseph mit den ihn begleitenden Offizieren zu Pferde durchreiste, längs der ganzen nördlichen Grenze von Kaminiek bis Krakau, waren fast völlig unwegsam, und eine Reise durch dieselben sogar nicht ohne Gefahr.

Auf dieser Reise sammelte sich Joseph einen Theil seiner Kenntnisse von dem Zustande Galiziens, der ihn nachher zu so vielen wohlthätigen Reformen bestimmte. In Lemberg wurde er mit Freuden empfangen, im ganzen Lande zeigten sich unerwartet Spuren einer günstigen Stimmung, denn man war der unheilvollen Wirren der letzten Periode in der Geschichte Polens müde. Aber es war viel Elend, Bedrängniß und Noth im Lande. Es wimmelte von zu Grunde gerichteten Personen aus allen Ständen, von Bettlern, Vagabunden und Abenteurern. Der Adel war sehr verarmt, die natürlichen Hülfsmittel des Landes erschöpft oder unergiebig. In Lemberg warf sich eines Tages eine polnische Dame zu des Kaisers Füßen und bat um Hülfe für sich und ihre vielen Kinder, welche durch die Verwirrungen im Reiche in die äußerste Noth gerathen waren. Der freundliche Monarch erbat sich die Kleinen zum Geschenk und errichtete sogleich ein adeliges Erziehungsstift, worin sie untergebracht wurden. Seine Sorgfalt für das Wohl des Landes erstreckte sich noch weiter, allein die engen Schranken seines Wirkungskreises setzten seinem Eifer auch hier bald Grenzen.

Funfzehntes Capitel.

Fortsetzung der Reformen des Kriegswesens. — Joseph auf dem Prager Schlachtfelde. — Eröffnung des Augartens und Praters. — Die deutsche Schaubühne. — Maßregeln gegen die Zigeuner. — Abschaffung der Tortur. — Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich.

Mit der Verbesserung des Kriegswesens fuhr Joseph unermüdlich fort, und Lascy, dessen Lehrer in der Taktik, blieb stets die größte Stütze des josephinischen Militärsystems. Wenn man den Zustand der Armee in diesem Zeitraume mit jenem in den Zeiten des Feldmarschalls Khevenhüller und selbst unter Daun verglich, so ergab sich ein für Joseph sehr ehrenvolles Resultat.

Von 1773 bis 1777 beschäftigte sich Joseph hauptsächlich mit dem Heere, dessen Uebungen in den verschiedenen Provinzen er persönlich beiwohnte. Bei Gelegenheit eines solchen Uebungslagers bei Prag war es, als Joseph einen feierlichen Beweis ablegte, wie sehr er fremdes Verdienst selbst dann zu schätzen wußte, wenn es seinem Hause nachtheilig war. Bekanntlich fiel Schwerin in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 von fünf Kugeln getroffen mit der Fahne in der Hand. Die Stelle, wo er fiel, haben die gebildeten Einwohner von Prag durch Anpflanzung eines Baumes genau bezeichnet, und noch heute sind mehrere Prager, und selbst die Landleute der Umgegend, bemüht, die Gewißheit jenes denkwürdigen Platzes auf die späte Nachwelt zu bringen. An dieser Stelle ehrte Joseph II. Schwerins Andenken durch eine einfache, aber denkwürdige Feierlichkeit. Als nämlich 1776 das Heer an einem der letzten drei Tage, an welchen es stets die großen Kriegsübungen ausführte, auf diese Stelle rückte, ließ er plötzlich sechs Grenadierbataillone, welche eben vorüber marschirten, Halt machen, ein Carré um den Baum bilden und die Manen des Helden mit einer dreimaligen Salve begrüßen. Er selbst begab sich mit seinem Gefolge und dem General Nugent in das Viereck und entblößte bei jeder Salve sein Haupt. Jeder Grenadier, der in der Schlacht bei

Prag mitgefochten, erhielt bei dieſer Gelegenheit ein Geſchenk von einigen Ducaten, das ganze Heer eine doppelte Tageslöhnung.

Die Zeit von 1773 bis 1777 iſt übrigens in der Geſchichte Joſephs nicht beſonders reich an Thaten, denn Maria Thereſia hatte für gut gefunden, den Wirkungskreis ihres Sohnes nicht auszudehnen. Demungeachtet fand dieſer manche ſchöne Gelegenheit zu zweckmäßigen Unternehmungen, welche ihm den Beifall der Aufgeklärten erwarben. Waren ſie auch nicht ſehr wichtig für das Wohl und die Größe des Staates, ſo erwieſen ſie ſich doch erfolgreich, indem ſie ſeinen Credit beim Volke, insbeſondere aber bei den Wienern vermehrten. Was ihre Zufriedenheit mit Joſeph vermehrte, war die Sorgfalt, welche er an den Tag legte, dem Wiener Publicum ſtets neue Bequemlichkeiten zu verſchaffen, die Quellen des öffentlichen Vergnügens zu vermehren und zu reinigen. Man promenirte bald auf der Esplanade zwiſchen ſchönen Alleen, wo man früher in Schmutz und Schlamm verſank, und in der alten Favorite oder dem Augarten, der am 30. April 1775 dem geſammten Publicum eröffnet und immer verſchönert wurde. Es war dieſer berühmte Garten ehedem blos eine Remiſe für die kaiſerlichen Jagdzüge und Fuhrwerke, wo auf Joſephs Befehl alle Gartenkünſte erſchöpft wurden, um den Wienern einen nahen Spaziergang zu verſchaffen. Seinen Eingang zierte die charakteriſtiſche Ueberſchrift: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer.“ Gleicherweiſe wurde der Prater geöffnet, der bisher nur drei Monate im Jahre und nur für herrſchaftliche Equipagen offen ſtand. Schaarenweiſe ſtrömten die frohen Einwohner der Hauptſtadt hierher, und Wien ſah zum erſten Male alle Stände an einem gemeinſchaftlichen Unterhaltungsort verſammelt. Allein ein Theil des Wiener Adels beklagte ſich bitter über dieſe Verletzung ihrer ſtillſchweigenden Privilegien. Die ſeltſamſte Deputation ſeit dem Verfall von Abdera begab ſich zu dem Monarchen und bat ihn, den Augarten und Prater für den Pöbel zu ſchließen und nur Perſonen von hoher Geburt zum Genuß der freien Luft an dieſen Orten zuzulaſſen. Allein zur großen Freude der Wiener bürgerlichen „Canaille“ gab der Kaiſer folgenden Beſcheid: „Wenn ich immer unter meines Gleichen ſein wollte, ſo müßte ich zu den ehrwürdigen P. Capu-

zinern in die kaiserliche Gruft steigen und darin meine Tage zubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung, und nur der hat einen Vorzug vor Anderen bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, aber nicht der, welcher kein anderes Verdienst aufweisen kann, als daß er Fürsten seine Ahnherren nennt."

Joseph sorgte jedoch nicht für das Vergnügen seiner Unterthanen, ohne zugleich auf die Verbesserung des Geschmacks, der Sitten und der Sprache Rücksicht zu nehmen, vielmehr war dies sein Hauptaugenmerk. Der von jedem guten Oesterreicher gesegnete Freiherr Jos. von Sonnenfels arbeitete im Geiste und auf Anordnung Josephs für Herstellung der deutschen Schaubühne und Unterdrückung der albernen Volksspectakel mit dem Hanswurst. Im Jahre 1774 war das Kärnthner-Thor-Theater (Opernhaus) aus seinem Schutte wieder erstiegen und das Burgtheater durch die liebende Pflege Josephs eine Nationalbühne. Joseph und Sonnenfels sind demnach als die Gründer dieser berühmten, in Deutschland einzigen Anstalt zu betrachten, wo man nicht dem Aftergeschmacke der Zeit, den besonderen Neigungen des Publicums fröhnt und in den unentweihten Tempeln Thaliens nur der unbefleckten classischen Muse den Zutritt gestattet. Dadurch, daß Joseph das deutsche Theater für eigene Rechnung übernahm, wurde dasselbe unabhängig von der größten Feindin des guten Geschmacks, der Mode, und nur dadurch erhielt es seinen unbefleckten Ruhm bis auf die neueste Zeit.

Um die innere Verwaltung erwarb sich Joseph in diesem Zeitraume einige nicht unbedeutende Verdienste. Seinen Erfahrungen auf Reisen hatte man es zu verdanken, daß eine strenge Verordnung gegen die Zigeuner erging, welche viele Gegenden der Monarchie durch Räubereien und Diebstähle unsicher machten und in heimathlosen Heerden das Reich von einem bis zum andern Ende durchzogen. Sie hatten ihre besondere Diebssprache, stillschweigende Gesetze und Gebräuche und machten den Aberglauben, die Furcht und die Albernheit der Landleute zu ihren ergiebigsten Erwerbsquellen. Ihre Vermehrung veranlaßte die größten Besorgnisse, und die Gefahr war um so größer, da man den überall Zerstreuten nirgends in Masse beikommen konnte. Kaiser Joseph ließ den Heimathlosen ihre Kinder wegnehmen, ließ diese auf Staatskosten

image
not
available

Bruder zu übertreffen strebte, Leopold seinen Ruhm in Mäßigung und Vermeidung der Fehler Josephs suchte.

Wichtiger war Josephs Reise nach Frankreich, welche er im Jahre 1777 antrat. Schon 1774 war Ludwig XV. gestorben, und Marie Antoinette hatte an der Seite Ludwigs XVI. den Thron Frankreichs bestiegen. Joseph sandte damals an seine Schwester folgendes merkwürdige Glückwünschungsschreiben:

„Madame!

„Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls — er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen, er wird dem Volke die Liebe wieder geben, die es sonst für seine Könige gehabt, und das Reich so glücklich und groß machen, als es einstmals gewesen.

„Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes und den Chalotois entfernt, Männer, wie Moupeau, den verhaßten Abt Terray und den Duc d'Aiguillon ans Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Dubarry das Reich plünderten und verwirrten, und dies hatte ihm die Liebe seines Volks geraubt.

„Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, so herabgesetzt vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst, und daß er so wankend in seinen Entschließungen als König gewesen.

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, ihm die Liebe seines Volks zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich der Zuneigung ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken sein.

„Leben Sie immer zufrieden, Königin! befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich, und entsprechen Sie

nach allen Kräften Ihrer Beſtimmung, die Sie zur Friedensſtifterin von zweien der berühmteſten Nationen Europa's gemacht hat.

„Ich küſſe Ihnen die Hände und bin mit der größten Hochachtung

Eurer Majeſtät

gehorſamſter Bruder und Freund

Wien, im Mai 1777. Joſeph.“

Aus dieſem Schreiben erkennt man deutlich das gerechte Mißvergnügen des öſterreichiſchen Hofes über die jüngſten Erfolge der franzöſiſchen Politik und deſſen Hoffnungen auf ein künftig beſſeres Einvernehmen mit dem Könige von Frankreich, Joſephs Schwager. Aiguillon, dieſer boshafte Feind Oeſterreichs, hatte ſeine Intriguen gegen daſſelbe ſo weit getrieben, daß er England und Spanien zur Zeit der Theilung Polens zu einem Bunde einlud, der die Vollziehung des Theilungsvertrags verhindern ſollte, und Ludwig XV. ſtets in Mißtrauen gegen das „falſche Oeſterreich“ zu erhalten geſucht. Nach Ludwigs XV. Tod glaubte man hoffen zu dürfen, die Politik Aiguillons werde zu Gunſten Oeſterreichs nicht fortgeſetzt werden, allein man täuſchte ſich. Ludwig XVI., obgleich ſeiner Gemahlin zärtlich ergeben, geſtattete ihr doch keine Einmiſchung in Staatsſachen, und vertraute hierin blindlings dem Grafen von Maurepas, der Oeſterreich nicht minder abhold war, als Aiguillon. Zwar wurde Aiguillon entlaſſen und die auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen von Vergennes übergeben, allein dieſer war den Grundſätzen ſeines Protectors Maurepas gänzlich ergeben. Dieſe beiden Männer bewirkten, daß Ludwig XVI., vielleicht zu ſeinem eigenen Verderben, Oeſterreich als den natürlichen Feind Frankreichs betrachtete und behandelte. Maurepas leitete ſogleich ein für Oeſterreich ſehr gefährliches Spiel ein und ſuchte den König durch eine mit ihm ohne Vorwiſſen der Königin unterhaltene Correſpondenz zur Billigung deſſelben zu bewegen, was ihm auch ohne Mühe gelang. Er ſtellte ihm darin vor, wie nothwendig es ſei, die Freundſchaftsverhältniſſe mit Friedrich II. zu erneuern, Preußens Macht zu unterſtützen und den Wiener Hof durch Verſprechungen zu leiten. Er fand an Ludwig XVI. einen gelehrigen Schüler, der alle ſeine Vorſchläge als eben ſo viele Orakel-

ſprüche achtete. Er machte ſich ſelbſt zum Werkzeug des Königs von Preußen, und unterhielt zum Scheine ein gutes Einvernehmen mit dem öſterreichiſchen Hofe, um insgeheim deſto ſicherer gegen denſelben zu wirken und auf Deutſchland entſchiedenen Einfluß zu gewinnen.

Maria Thereſia, über die Maßen friedlich geſtimmt, ſchien dem franzöſiſchen Cabinette ganz geeignet, willenlos die verderblichen Pläne der auswärtigen Höfe durch Unthätigkeit und Nachgiebigkeit zu unterſtützen. Ludwig XVI. liebte ſie wegen ihrer überaus milden Geſinnungen faſt mit kindlicher Zärtlichkeit, und wahrſcheinlich wäre der öſterreichiſche Hof in den Feſſeln dieſer Liebe gar leicht von den Ränken Friedrichs und ſeiner Bundesgenoſſen umſtrickt worden, hätten nicht Kaunitz und Joſeph II. als ihre Schutzgeiſter über Oeſterreich und ſein Heil gewacht. Der franzöſiſche Hof kannte die Talente und Charakterſtärke dieſer beiden Männer, welchen er es mit Recht beimaß, daß Oeſterreich in neuerer Zeit in der europäiſchen Diplomatie mit größerer Energie und Würde auftrat und daß Oeſterreichs Staatsſchiff unverſehrt an der gefährlichen Klippe des polniſchen Handels vorbei kam. Die Furcht vor dieſen Männern machte Frankreichs Politik unſicher und ſchwankend, doch blieben die feindſeligen Geſinnungen deſſelben ſtets vorherrſchend und erkennbar. Die Unzufriedenheit des öſterreichiſchen Hofes wegen der Wahl des neuen Miniſteriums in Frankreich, die perſönliche Abneigung des Kaiſers und des Fürſten von Kaunitz gegen Frankreich veranlaßten anfangs eine Spannung zwiſchen den beiden Höfen, allein Rußlands räuberiſche Anmaßungen über die Türkei ſchienen eine neue Annäherung veranlaſſen zu wollen. Um dieſen Eingriffen Rußlands ein Ziel zu ſetzen, ſuchte Oeſterreich Frankreichs Freundſchaft wieder zu erlangen und ſandte Thugut nach Paris, um dem dortigen Hofe ein Schutzbündniß gegen Rußland anzubieten; allein der franzöſiſche Staatsrath gab ausweichende Antworten.

So ſtanden die Sachen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, als Joſeph den Entſchluß faßte, ſelbſt nach Paris zu reiſen, um Frankreichs wahre Geſinnungen zu erforſchen und wo möglich auf ſeine Schweſter ſo einzuwirken, daß durch ihre Vermittlung die Abſichten des Wiener Hofes erreicht würden.

Sechzehntes Capitel.

Reiſe nach Frankreich.

Selten hat die Reiſe eines Monarchen mit dem glänzendſten Gefolge ſo viel Aufſehen in Europa erregt, als die prunkloſe Reiſe Joſephs nach Frankreich, und ſelten wurde ein glänzender Fürſtenname bei ſolcher Gelegenheit ſo gefeiert, wie der des Grafen von Falkenſtein. Er trat am 1. April 1777 in Begleitung der Grafen von Cobenzl und Colloredo mit einem mäßigen Gefolge ſeine Reiſe an, und während er incognito ſich faſt allen Landſtraßenplagen unterzog, weder auffallende Vorbereitungen noch feierliche Anſtalten zu ſeinem Empfange und ſeiner Bequemlichkeit duldete, während er Alles vermied, was Aufſehen erregen konnte, ſtreute die geſchwätzige Fama, die ihn mehr als irgend einen Sterblichen beläſtigte, obgleich ſie ſonſt keine große Freundin der Tugend iſt, unzählige Anekdoten in Europa aus von dem beſcheidenen Reiſezuge des Kaiſers der Deutſchen. Die Vereinigung einer kaiſerlichen Großmuth mit der Beſcheidenheit eines Privatmannes, welche Eigenſchaften er überall kund gab, war Schuld, daß er ſein Incognito nicht immer durchführen und die Huldigungen, welche ihm begegneten, nicht immer von ſich weiſen konnte. Nach der damaligen Sitte mußte er daher, außer den willkommenen Aeußerungen einer aufrichtigen Verehrung, unzählige Ausdrücke einer widerlichen Schmarotzerliebe hinnehmen. Unter dieſe müſſen die ſchlechten Verſe ohne Zahl in lateiniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Sprache gerechnet werden, welche auf den Kaiſer gemacht wurden. Sie können ohne Verſündigung an der heiligen Kunſt der Nachwelt vorenthalten werden, obgleich der Gegenſtand dieſes Capitels die ernſte Geſchichte zwingt, einige Augenblicke im leichten Schritte heiterer Memoiren ſich vorwärts zu bewegen.

Der zahlreichen Züge von Großmuth und Humanität nicht zu gedenken, erzählt man noch viele andere Anekdoten, aus welchen die fröhlichen Wiener leicht erkennen dürften, daß Joſeph mit ihnen einer gemeinſchaftlichen Heimath ſich rühmte. Witz und Laune begleiteten den hohen Reiſenden durch das deutſche und franzöſiſche Reich auf jedem

Schritt, und das Incognito gab häufig Anlaß zu erzötzlichen Situationen, anſtändigen Schwänken und häufigen Verkennungsſcenen, wo Joſeph bald die ihm begegnenden Perſonen höheren und niederen Ranges mit herablaſſender und wohlwollender Vertraulichkeit neckte, bald ſelbſt dem Witze des Zufalls zur Zielſcheibe diente. Bald hörte der unbekannte Graf von Falkenſtein von treuen Unterthanen des Kaiſers Tugenden über Alles rühmen und reizte die Begierde derſelben, ihren Landesvater zu ſehen, oft bis zum Uebermaß, bald mußte er derbe Späße, unhöfliche Beinamen und ſtrenge Kritiken geduldig hinnehmen. Wenn ihm zuweilen freundlich Geſinnte begegneten, welche den leutſeligen Reiſenden um jeden Preis zu ſehen wünſchten, ſo gab es hinwiederum auch ſolche, die ſich dieſes Vergnügen von dem Grafen von Falkenſtein, der ihrer Dienſte bedurfte, für ein Geringes abkaufen ließen, und zum Ueberfluß ihre Gleichgültigkeit gegen den Kaiſer mit ächt deutſcher Grobheit bekräftigten.

Zuweilen erlaubte man ſich auch wohl wiſſentlich, den Kaiſer auf angenehme Weiſe zu myſtificiren, was beſonders einem deutſchen Fürſten wohl gelang. Er brauchte gegen das Incognito des Kaiſers Repreſſalien, ließ ein ſchönes und bequemes Haus wie ein Gaſthaus einrichten und über das Thor die Aufſchrift: **Hôtel impérial** mit großen Buchſtaben befeſtigen. Er ſelbſt kleidete ſich als Wirth und übertrug ſeinen Hofcavalieren das Geſchäft der Kellner. Der Graf von Falkenſtein wurde ſo gut bewirthet, daß er dieſen Gaſthof als einen der beſten im ganzen Lande rühmte. Höchſt zufrieden beſteigt der Kaiſer wieder ſeine Reiſekutſche, welche bereits mit den beſten Pferden beſpannt iſt. Der Fürſt ſelbſt erwartet den Paſſagier in einer neuen Verkleidung, als Poſtillon, mit großen Stiefeln, einer alten Perrücke und abgeſchabten Kleidern angethan. Kutſcher und Pferde thaten das Ihrige, mit reißender Schnelligkeit wurde der Weg bis zur nächſten Station zurückgelegt, der Graf von Falkenſtein mußte wieder geſtehen, daß er nie beſſer gefahren worden ſei, und da ſich der Poſtillon als ein munterer Burſche gezeigt hatte, ſo fragte man ihn, ob er wohl noch eine Station weiter fahren wolle. Einen Trunk nur erbat ſich der willige Kutſcher, und dann erfüllte er des Reiſenden Begehren, ward

mit einer Handvoll Ducaten beſchenkt und jagte mit ſeinen Pferden davon. „Noch bin ich von keiner Poſt ſo gut bedient worden,“ ſagte der Graf von Falkenſtein zum Poſtmeiſter der nächſten Station. „Leicht möglich,“ antwortete dieſer, „denn Se. Durchlaucht hat Sie ſelbſt bedient.“

Immer aber machte Joſeph von ſeinem Incognito einen nützlichen und wohlthätigen Gebrauch. Bald half er einem Bedrängten aus der Noth, bald befreite er einen Unſchuldigen aus unverdienter Gefangenſchaft, bald vertrat er bei einer armen Familie Pathenſtelle bei der Taufe eines Kindes. Seine menſchenfreundliche Leutſeligkeit kannte keine Grenzen; noch heute weiß faſt jeder Flecken, durch welchen er reiſte, eine Anekdote zu deren Ruhm zu erzählen. Dabei verabſäumte er nie eine Gelegenheit, ſich zu unterrichten, beſuchte alle öffentlichen Anſtalten, zeichnete Kunſt und Gelehrſamkeit durch ſeine aufmerkſame Forſchung aus. So kam er über München, Stuttgart, Rheims u. ſ. w. nach Paris, wo man ihn mit Freuden empfing (18. April um vier Uhr Abends). Er ſtieg im kleinen Luxemburg im Hotel ſeines Geſandten, des Grafen von Mercy ab und begab ſich am 19. nach Verſailles.

Ueber Joſephs Aufenthalt in Paris erzählt Frau von Campan Folgendes:

„Seit der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. erwartete die Königin den Beſuch ihres Bruders, des Kaiſers Joſeph II. Dieſer Fürſt war gewöhnlich der Gegenſtand ihrer Unterhaltung; ſie rühmte ſeinen Verſtand, ſeine Liebe zur Arbeit, ſeine militäriſchen Kenntniſſe, ſeine außerordentliche Einfachheit. Anfangs wurde der Kaiſer allgemein bewundert: die Gelehrten, die unterrichteten Militärs und die berühmteſten Künſtler prieſen alle den Umfang ſeiner Kenntniſſe. Weniger Huldigungen empfing er am Hofe, und noch weniger von Seiten der Königin und des Königs. Er verhehlte ſeine Vorurtheile gegen die Etikette und Gebräuche des Hofes keineswegs, und machte ſie oft in Gegenwart des Königs zum Gegenſtand ſeiner Sarkasmen. Die Toilette der Königin war ein Gegenſtand der unaufhörlichen Kritik des Kaiſers. Er machte ihr den Vorwurf, daß ſie ſo viele Moden eingeführt habe, und neckte ſie wegen des übermäßigen Auflegens von Roth, an das ſich ſeine Augen nicht gewöhnen konnten. Eines Tages, als ſie mehr als gewöhnlich

auflegte, ehe ſie ins Schauſpiel ging, rieth er ihr, noch mehr aufzulegen, und ſagte, indem er auf eine Dame wies, welche in der That ſehr ſtark geſchminkt war: „„Noch ein wenig unter die Augen, damit Sie ausſehen wie eine Furie und wie dieſe Dame.““ Als eines Tags die Königin ſich mit dem Kaiſer in der Oper befand und der Letztere verborgen bleiben wollte, nahm ihn die Königin bei der Hand und zog ihn mit einiger Gewalt zu den erſten Plätzen hervor. Dieſe Art einer Vorſtellung ihres Bruders machte auf das Publicum den größten Eindruck. Man gab Iphigenie in Aulis. Man verlangte mit großem Ungeſtüm die Wiederholung des Chors: **Chantons, célébrons notre Reine**, und begleitete ihn mit allgemeinem ſtürmiſchem Beifall.“

Der Kaiſer hielt ſich ſechs Wochen in der Hauptſtadt auf und zeigte eine Einfachheit, welche das Volk als das Attribut eines guten Königs betrachtete. Er bewohnte in einem Hotel gern ein Apartement, welches ſich kaum für einen ſeiner Hofbedienten ſchickte. Wenn er nach Verſailles ging, brachte er durch plötzliche Ueberraſchung ſeinen Schwager, den König, oft in große Verlegenheit. Zuweilen wohnte er ſeinen Diners wie ein Fremder, in der Menge vermiſcht, bei, erwartete eine Audienz ſelbſt in den Vorzimmern der Miniſter, ohne ſich anmelden zu laſſen, und reſpectirte die Rechte derjenigen, welche vor ihm gekommen waren. Er beſuchte mit einigen Perſonen von ſeinem Gefolge alle öffentliche Denkmäler und Anſtalten, unterhielt ſich leutſelig mit den ihm Begegnenden und fürchtete nicht, bei den Franzoſen den Ruf eines Krittlers zu erlangen. Er war es, der zuerſt die Aufmerkſamkeit des Publicums und des Hofes auf eine Taubſtummenanſtalt lenkte, welche der Abbé de l'Epée errichtet hatte und in welcher dieſer tugendhafte Geiſtliche ſich bemühte, dieſe Unglücklichen der Wohlthaten und Arbeiten der Geſellſchaft theilhaftig zu machen. Sein Beſuch in derſelben iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß er Anlaß gab zur Errichtung der trefflichen Taubſtummen-Anſtalt in Wien. In der Parallele, welche man zwiſchen ihm und Ludwig XVI. zog, verlor der Letztere bedeutend: „Dieſer,“ ſagte man, „läßt uns unterdrücken und ſich von einem Luxus beläſtigen, den er verdammte, jener verbannt ihn von ſeiner Perſon und von ſeinem Hofe; dieſer beklagt ſeine Unterthanen, jener tröſtet ſie; dieſer hat nur

einen oberflächlichen Blick auf die Denkmäler ſeiner Hauptſtadt geworfen, jener unterſucht Alles ſelbſt, die Werkſtätten und Hoſpitäler und die Gefängniſſe einer Hauptſtadt, die nicht die ſeinige iſt. Warum ſieht man den König nie ſeinen Schwager auf ſeinen Ausflügen begleiten, auf welchen der Kaiſer Alles ſtudirt, worüber die Herrſcher weder durch ihre Höflinge, noch durch ihre Miniſter hinlänglich unterrichtet werden? Warum herrſcht die äußerſte Sorgloſigkeit und Läſſigkeit im Umkreiſe der drei von Bourbons beſetzten Thronen, während die Souveräne des Nordens ſo viele Thätigkeit zeigen?" In den verſchiedenen Akademien von Paris hielt ſich Joſeph weniger lange auf, als in anderen Anſtalten von gemeinnütziger Tendenz, doch immer lange genug, um ſich über einige wiſſenſchaftliche Entdeckungen zu belehren. Die Werkſtätten der Maler und Bildhauer im Louvre, die Tapetenmanufacturen der Gobelins, die Seifenſiederei, die königliche Porcellanmanufactur und alle übrigen Anſtalten der Induſtrie und Kunſt wurden von Joſeph mit der Aufmerkſamkeit eines geübten Kennerauges geprüft und unterſucht.

Ungeheuchelte Ehrfurcht erwies er dem Grafen Buffon. Derſelbe war durch Unpäßlichkeit abgehalten, ſich dem Kaiſer vorzuſtellen, als dieſer die Naturalienſammlungen beſuchte. Joſeph verfügte ſich ſogleich in deſſen Wohnung und fand den berühmten Naturforſcher im Schlafrock. In äußerſter Verlegenheit wollte ſich dieſer entſchuldigen, aber Joſeph beruhigte ihn und bemerkte: „Wenn der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler einen Beſuch erhält, ſo ſieht man nicht auf den Anzug."

Auch der bizarre Rouſſeau erfreute ſich eines unvermutheten Beſuchs von Joſeph. Bekanntlich lebte dieſer unglückliche Mann, in deſſen Gemüth ſich edles Gefühl und krankhafte Verſtimmung mit unmäßiger Eitelkeit und Seltſamkeit vermiſchte, vom Notenſchreiben und Componiren. Der Kaiſer fand ihn bei dieſer Beſchäftigung und konnte ſeine Verwunderung nicht unterdrücken, „daß ein ſo trefflicher Schriftſteller ſich ſo beſchäftige." „Was iſt zu thun?" erwiderte der hypochondriſche Philoſoph, „ich habe lange den Franzoſen Gelegenheit gegeben zu denken, aber es war umſonſt, ſie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu ſingen, und ſie ſingen!"

Auch Turenne's Schatten ſah den Kaiſer, in ehrerbietige Betrachtung verſunken, vor ſeinem Monumente ſtehen.*) Allein es entging ſeiner Scharfſicht nicht, daß dieſe Nation, welche ſo große Männer hervorbrachte, ihren Ruhm und die Hochachtung Europa's nicht in dem Grade verdiene, in welchem ſie ſolche genießt. Neben den wenigen Nationaltugenden, welche dieſes Volk vor anderen auszeichnen, ſah er deſſen grenzenloſe Eitelkeit, Wankelmuth und Narrheit im hellſten Lichte. Die Eindrücke, welche dieſe Fehler im Charakter der Franzoſen machten, ließen in ſeinem Herzen eine gerechte Verſtimmung zurück, welche durch politiſche Betrachtungen noch vermehrt wurde. Sein ächt deutſcher Charakter fand in Frankreich keine Sympathie — mißmuthig verließ er Paris, um das franzöſiſche Land zu bereiſen, nachdem er die Reſidenz ſeiner Könige nicht nach ſeinem Geſchmack gefunden hatte.

Siebzehntes Capitel.

Reiſe nach Frankreich. (Fortſetzung.) — Joſephs politiſche Entwürfe.

In der Nacht des 30. Mai 1777 verließ Joſeph Paris, nachdem er kurz vorher noch Proben einer wahrhaft kaiſerlichen Großmuth (die der Ludwigs XVI. nicht nachſtand und zweckmäßiger angebracht wurde) gegeben hatte.**) Er beſuchte zunächſt die Normandie und dann das ſüdliche Frankreich, wo ihn, wie auf allen ſeinen Wegen, Huldigung und

*) Bei dieſer Gelegenheit bemerkte Jemand aus des Kaiſers Gefolge: „Es iſt noch keine Grabſchrift für den Helden erfunden;“ — „Sie haben eben eine ſehr paſſende gemacht,“ antwortete lebhaft der Kaiſer.

**) Ludwig XVI. machte dem Kaiſer bei ſeiner Abreiſe ein koſtbares Porcellanſervice im Werthe von 400,000 Francs und prächtige Tapeten zum Geſchenk. Joſeph zeigte ſich dagegen nicht minder großmüthig gegen Alle, welchen er Dank ſchuldig zu ſein glaubte. Herr Souflot, der während Joſephs Aufenthalt in Paris den Cicerone machte, erhielt einen Diamant von 10,000 Francs an Werth, dem Lohnkutſcher, der den Grafen von Falkenſtein in Paris fuhr, wurde ein jährliches Einkommen von 800 Francs ausgeſetzt, den Bedienten des öſterreichiſchen Geſandten 5 — 600 Francs. Sein Wirth, der Gaſthalter vom Hotel de Treville, erhielt ein Geſchenk von 1000 Louisd'or und deſſen Frau 1000 Livres.

Schmeichelei verfolgten, blieb jedoch auch hier ſeiner Gewohnheit treu, berückſichtigte ſelten die eine, nie die andere, ſuchte alles Aufſehen zu vermeiden und ſchlief immer am liebſten auf ſeiner Hirſchhaut. In Lyon erwiderte er Jenen, die ihn zum Theater einluden: „Ich bin nach Lyon gekommen, um die Fabriken zu ſehen.“ Die Androhung läſtiger Beſuche des gefallſüchtigen Adels in Bordeaux wies er zurück, indem er dem dortigen Conſul, Herrn Bethmann, zu erkennen gab: „Beſuche ſind gar nicht für die Abſichten meiner Reiſen. Was ich ſuche, finde ich nur bei Perſonen von Ihren Kenntniſſen, mein Herr. Kennen Sie Perſonen, die mich zu belehren im Stande ſind, ſo bitte ich Sie, mir dieſelben vorzuſtellen.“

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ſah Frankreich den hohen Reiſenden ſich der Reſidenz Voltaire's, des Vaters der franzöſiſchen Philoſophie, nähern. Wenige zweifelten, daß er verſäumen würde, dem Abgott der Nation ſeine Huldigung darzubringen, nachdem er es nicht verſchmäht hatte, den minder gefeierten Rouſſeau in ſeiner beſcheidenen Wohnung aufzuſuchen. Man betrachtete dieſen Beſuch nicht nur als ein für die Wiſſenſchaften wichtiges Ereigniß, ſondern knüpfte auch daran die größten politiſchen Folgerungen. Plötzlich verbreitete ſich aber die Nachricht, daß der Kaiſer durch Ferney gereiſt ſei, ohne Voltaire, der zu ſeinem Empfange große Vorbereitungen gemacht hatte, beſucht zu haben. Man erſchöpfte ſich nun in Vermuthungen über dieſen Kaltſinn eines Fürſten, der erſt kurz vorher den berühmten Sauſſure geſprochen und auf allen ſeinen Reiſen Männer von Verdienſt und Gelehrſamkeit ausgezeichnet hatte. Mancherlei Meinungen wurden aufgeſtellt, beſtritten und wieder verworfen, ohne daß weder für die eine noch für die andere zureichende Gründe vorhanden waren. Nur darin kam man überein, daß man dieſes Verſäumniß gleich einem höchſt wichtigen Weltereigniß behandelte und alle Raiſonnements zu Gunſten und zum Nachtheil des Kaiſers davon abhängig machte. Voltaire ſelbſt ſuchte den Kaiſer öffentlich zu entſchuldigen und behauptete, die unbeſcheidene Vertraulichkeit einiger Genfer Bürger habe den Monarchen ungeduldig gemacht, allein es war bekannt, daß er ſich durch dieſen Mangel an Aufmerkſamkeit ſehr verletzt fühlte. Lacretelle weiß nicht,

was er darüber ſagen ſoll; Caraccioli behauptet, Voltaire's unedles Benehmen gegen Friedrich habe Joſephs Zartgefühl beleidigt; Mercier dagegen meint die Urſache in einem Verbote Maria Thereſia's zu finden, welche durch eine Stelle in Voltaire's Geſchichte über ihren Ahnherrn, Rudolph von Habsburg, bitter gekränkt worden ſei. Der letztere Schriftſteller kam ſomit der Wahrheit am nächſten. Wir haben jetzt hinlängliche Auskunft über die wahren Urſachen der ſcheinbaren Gleichgültigkeit Joſephs gegen Voltaire. Ridler erzählt davon Folgendes:

„Viele Schriften Voltaire's mußten das Zartgefühl, andere wieder den religiöſen Sinn einer Fürſtin beleidigen, welche der Welt das erhabene Beiſpiel der reinſten Tugend auf dem Throne gezeigt hatte. Schon wegen des raſchen Geiſtes ihres Sohnes für die Zukunft nicht unbeſorgt und durch einige geiſtliche Räthe in dieſer Anſicht beſtärkt, fürchtete Maria Thereſia, der Kaiſer könne ſich gar leicht durch Voltaire's hinreißenden Witz und ſinnreiche Trugſchlüſſe zu gefährlichen Neuerungen verleiten laſſen, und ließ ſich daher von Joſeph vor deſſen Abreiſe nach Frankreich verſprechen, Voltaire nicht zu beſuchen. Joſeph verſprach es, beruhigte aber ſeine gütige Mutter für den Fall, wenn ein Ungefähr ihm irgendwo dieſen Mann entgegenführen ſollte.“

Als Joſeph Genf verließ und ſich allmählig Ferney näherte, erwachte in ihm auch wieder der Wunſch, den Mann zu ſehen, der von Katharina geachtet, von Friedrich geprieſen, der Abgott und das Orakel von halb Europa war. Durch ſeine lebhafte Einbildungskraft ganz mit dem allberühmten Manne beſchäftigt ſtieg er in einem nahe bei Ferney gelegenen Orte ans, hieß ſein Gefolge warten und ging, blos von einem ſeiner Lieblinge begleitet, in dieſer ſchönen Gegend ſpazieren. Unvermuthet befand er ſich in einem ſchönen Park, und er ſchien nicht wenig überraſcht, als er von einem Vorübergehenden erfuhr: dieſer Garten gehöre Herrn von Voltaire. Joſeph ließ ſich mit einem Gärtner in ein Geſpräch ein und beſah mit großem Wohlgefallen die ſchönen Anlagen; einige Mal im Begriff, ſich fortzubegeben, kehrte er wieder zurück, um das ſchon Geſehene noch einmal zu ſehen oder einige neue Fragen zu thun; nach langem Verweilen kehrte er endlich zu ſeinem Gefolge zurück und ſetzte dann ſogleich ſeine Reiſe fort. Einige von

seiner Umgebung wollen sogar Spuren von Aerger in seinen Gesichtszügen bemerkt haben.

Es ist beinahe unbegreiflich, daß Voltaire von der Ankunft zweier Fremden in seinem Park, von welchen der Eine von seinem Begleiter mit der größten Ehrfurcht ausgezeichnet und einige Male mit dem Titel: Sire! angeredet wurde, gar nichts erfahren haben sollte. Glaubte er, seinem hohen Gast, zu dessen Aufnahme er bereits alle Anstalten getroffen, nicht weiter als bis an die Treppe seines Schlosses entgegengehen zu dürfen, so wurde er für dieses strenge Ceremoniell auf das Empfindlichste bestraft, da er sich von einem nicht blos sehr mächtigen, sondern auch zugleich von einem der talentvollsten Monarchen vor den Augen von ganz Europa, das über die Nebenumstände nicht unterrichtet war, mit einer kränkenden Gleichgültigkeit behandelt sah, was auch diesen höchst eitlen Mann so bitter schmerzte, daß das unangenehme Gefühl, sich von Joseph vernachlässigt zu sehen, trotz der Gleichgültigkeit, mit der er öffentlich prunkte, ihn bis an seinen Sarg begleitet hat. „**La vanité du poëte,**“ ruft Mercier boshaft aus, „**en fut puerilement affectée.**“

Dieser Zufall hatte sehr wichtige Folgen. Das französische Volk betrachtete die Vernachlässigung seines größten Talents als einen der Nation angethanen Schimpf und rächte sich dadurch, daß es den so oft und so enthusiastisch gepriesenen „Mark Aurel“ nun durch die abgeschmacktesten Erdichtungen verlästerte.

Andere Schriftsteller berichten eine ganz eigene Meinung von der Reise des Kaisers. Nach ihnen vermehrte sie den Verdacht von Frankreich und Europa, und schwächte die guten Gesinnungen gegen seine unglückliche Schwester. Alle Gemüther, versicherten sie, alle Parteien und alle Nationen wären dadurch überzeugt worden, daß er nur darum in Person nach Versailles gekommen sei, um seiner Schwester Verhaltungsregeln zu geben. Die Charakterschwäche des Königs sei schon damals bekannt gewesen.

In Bern besuchte Joseph den würdigen Greis Haller. Bei sehr geschwächter Gesundheit hatte der Geist dieses wackern Schriftstellers gleichwohl nichts an Lebhaftigkeit verloren. Gleicher Auszeichnung würdigte

Joseph den Herrn von Mechel *) in Basel, welcher ihm von Waldshut bis Schaffhausen auf der Reise Gesellschaft leistete. In Waldshut machte der Kaiser die Bekanntschaft Lavaters, der ihm durch Herrn von Mechel vorgestellt wurde. Man besprach sich vorzüglich über pädagogische Gegenstände und die Einrichtung des Waisenhauses in Zürich. Den 29. Juli endlich befand sich Joseph wieder auf deutschem Boden. Er traf unvermuthet um sechs Uhr Abends in Freiburg ein.

Nach der Theilung von Polen blieben die Gemüther noch lange aufgeregt, und alle europäischen Mächte beobachteten mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit die Staaten, welche dadurch an Macht und Größe gewonnen hatten. Oesterreichs Lage in der darauf folgenden Zeit bis zum bairischen Erbfolgekriege war, gegenüber seinen Nachbarn und den übrigen Mächten, keineswegs ungünstig.

In Frankreich hatte Joseph die unermeßlichen Vortheile der Nationaleinheit und der Einheit des Staates kennen gelernt. „Dies veranlaßte," sagte Friedrich II., „die für Joseph niederschlagende Vergleichung zwischen diesem unter Einem Haupte vereinigten Staatskörper und der deutschen Reichsverfassung. Der stolze österreichische Hof, der immer die anderen zu beherrschen strebte, warf sein Auge nach allen Seiten umher, um seine Grenzen zu erweitern und die Staaten in seine Monarchie zu verschlingen, die ihm am bequemsten lagen. Nach dem Orient zu dachte er darauf, Servien und Bosnien mit seinen weit ausgebreiteten Ländern zu verbinden. Gegen Mittag reizte ihn die Begierde, einen Theil vom Gebiete der Republik Venedig an sich zu ziehen; und er wartete nur auf eine Gelegenheit, Triest und das Mailändische auf eine passende Art mit Tyrol zu vereinigen. Dies war noch nicht genug; er beabsichtigte sogar, nach dem Tode des Herzogs von Modena, dessen Erbin mit einem Großherzog vermählt war, Ferrara, welches die Päpste besaßen, zurückzufordern und dem Könige von Sardinien die Landschaften Tortonese und Alessandria abzunehmen, weil sie immer den Herzogen von Mailand gehört hatten. Gegen Abend war Baiern ein ungemein reizender Bissen; da es in der

*) Ein berühmter Kupferstecher.

Nachbarſchaft von Oeſterreich lag, eröffnete es dieſem den Weg nach Tyrol. Gehörte ihm Baiern, ſo ſah das Haus Oeſterreich die Donau beſtändig in ſeinem Gebiete fließen. Man muthmaßte überdies, daß es dem Intereſſe des Kaiſers zuwider ſein würde, die Vereinigung von Baiern und der Pfalz unter einem Souverain zuzugeben, und da dieſe Erbſchaft den Kurfürſten von der Pfalz allzumächtig gemacht haben würde, ſo war es ungleich vortheilhafter, wenn der Kaiſer dieſelbe für ſich nahm. Wenn man von dort die Donau hinaufging, ſtieß man auf das Herzogthum Württemberg, an welches der Wiener Hof ſehr rechtskräftige Anſprüche zu haben glaubte."

Wenn man auch wirklich keinen Grund hätte, allen dieſen Angaben Friedrichs, welche doch großentheils aus Vermuthungen beſtanden, den geringſten Zweifel entgegen zu ſetzen, ſo wird man doch bei einiger Unbefangenheit hierin keinen gerechten Anlaß finden, Joſephs Abſichten zu tadeln. Man kann ſagen: Friedrich II. habe den Scribenten ſeiner Zeit die ganze Geſchichte derſelben in die Feder dictirt. Wie er die Sachen aus parteiiſchem Geſichtspunkte anſah, ſo betrachteten nach ihm faſt alle Geſchichtſchreiber ihre Zeit.

Achtzehntes Capitel.

Der bairiſche Erbfolgeſtreit. — Die Anſprüche Oeſterreichs. — Preußens Einwendungen.

Eine der älteſten und wichtigſten Abſichten des Wiener Cabinets war auf die Wiedergewinnung Baierns gerichtet. Die geographiſche Lage dieſes Landes ſowohl, als auch die ethnographiſchen und Staatsverhältniſſe deſſelben machten es vorzüglich geſchickt zur Arrondirung des öſterreichiſchen Staates nach Weſten. So lange man keine Rechtsanſprüche auf Baiern zu machen hatte, verſuchte man daher wiederholt, daſſelbe durch Tauſch zu gewinnen.

Maximilian Joſeph III., Sohn Kaiſer Karls VII., war der Letzte von der bairiſchen wilhelminiſchen Linie des Hauſes Wittelsbach.

Bei seiner Kränklichkeit war sein baldiger Tod vorauszusehen und für Oesterreich der rechtmäßige Gewinn seiner Länder baldigst zu hoffen. Es erwuchsen nämlich in diesem Falle die gegründetsten Rechtsansprüche für Oesterreich auf Baiern, und Kaiser Joseph war entschlossen, sie geltend zu machen, was um so leichter geschehen konnte, da Kaunitz ganz mit ihm einverstanden war und durch seine Vermittelung leicht die Einwilligung der zaghaften Kaiserin erwirkt werden konnte.

Ganz Europa erwartete diesen Fall in großer Spannung, denn man kannte die Ansprüche Oesterreichs, die Absichten des Kaisers und die zweifelhaften Erbrechte des einzigen Mitbewerbers, des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor. Dieser fühlte selbst das Mißliche seiner Lage und zog es vor, sich vorher mit dem kaiserlichen Hofe selbst in Einverständniß zu setzen und den vorauszusehenden Streit noch vor dem Eintreten des erwähnten Falles gütlich beizulegen.

Da starb Kurfürst Maximilian den 30. December 1777 an den Blattern und der ungeschickten Behandlung seines Arztes. Unvermuthet für Oesterreich wurde Karl Theodor als dessen Erbe und Nachfolger in sämmtlichen Landen ausgerufen. Graf von Hartig, österreichischer Gesandter am württembergischen Hofe, sandte sogleich durch einen Eilboten die Proclamation Karl Theodors, welche schon seit vier Jahren fertig war, nach Wien und erbat sich Verhaltungsbefehle. Mit nicht geringem Erstaunen empfing der Wiener Hof diese wichtige Depesche, welche meldete, daß der Kurfürst nicht nur vom Unterland Besitz genommen, auf welches er Oesterreichs Recht schon völlig anerkannt hatte, sondern auch von der Oberpfalz, die er als Ersatz dafür angeboten hatte. Der Kaiser und Fürst Kaunitz konnten nicht umhin, bei diesem, seinem Versprechen ganz zuwiderlaufenden Betragen des Kurfürsten zu argwöhnen, daß man sich ein vermessenes Listspiel mit ihnen erlaubt habe, dessen offenbaren Folgen man nichts mehr entgegensetzen könne, als die größte Strenge und den unverhohlensten Ernst der schleunigst zu ergreifenden Maßregeln.

Allein die Sache verhielt sich anders, als man erwartet hatte. Maximilian Joseph und Karl Theodor hatten nämlich längst einen gegenseitigen Schenkungs- und Erbvertrag geschlossen. Karl Theodor

nahm von ſämmtlichen bairiſchen Landen als nächſter Erbe des Verſtorbenen „nach den Hausverträgen“ (welche aber nur eine bedingte Gültigkeit haben) feierlichſt Beſitz.

Indeſſen ließ der Wiener Hof ſchnell 16 Bataillone, 20 Escadrons und 80 Kanonen in Niederbaiern und die Oberpfalz einrücken, und ſchickte gleichzeitig eine Erklärung nach München, daß der abgeſchloſſene Vergleich zwiſchen beiden Höfen beſtätigt und vollzogen ſein müſſe, oder eine Macht von 60,000 Oeſterreichern werde ganz Baiern und die Oberpfalz beſetzen. Zu dieſen energiſchen Maßregeln hatte man um ſo mehr Grund, da in der obern Pfalz eine kurfürſtliche Rechtsverwahrung gegen das Einrücken fremder Kriegsvölker erſchienen war.

Karl Theodor, ohne deſſen Vorwiſſen ſowohl die Rechtsverwahrung als jene Beſitznahme geſchehen war, rechtfertigte ſich bald beim Wiener Hof auf das Vollſtändigſte, indem er nicht nur ſeine Unzufriedenheit über die Maßregeln ſeiner übereifrigen Behörden zu erkennen gab, ſondern auch den Wiener Vergleich am 15. Januar 1778 unterzeichnete. Durch denſelben wurden von ihm Oeſterreichs Rechte auf die Bezirke Niederbaierns, die einſt Herzog Johann von Straubing beſeſſen, anerkannt und für ſich und ſeine Erben zu Gunſten Oeſterreichs entſagt. Nicht minder räumte er des Erzhauſes Anwartſchaft und unbeſtrittenes Recht auf Mindelheim in Schwaben und andere reichslehnbare Güter, auch den rechtsbeſtändigen Rückfall der böhmiſchen Lehen in der Oberpfalz ein, mit Hoffnung, die letzteren aus neuer Gnade wieder zu erhalten. Beide Theile behielten ſich übrigens vor, über allfällige Austauſchung der niederbaieriſchen Bezirke gegen anderes Gebiet des Kurhauſes weitere Uebereinkunft zu treffen. Der Wiener Hof fand ſich durch die Rechtlichkeit des Kurfürſten in einem Augenblick, wo er mehr als einen Grund gehabt hätte, ſeinem Worte ungetreu zu werden, ſo ſehr zufrieden geſtellt, daß er ihm durch den Fürſten von Lobkowitz den Orden des goldenen Vließes zuſtellen ließ.

Maria Thereſia erließ dagegen ein Edict, worin ſie erklärte, daß mit dem Ableben des Kurfürſten Maximilian Joſeph der kurbairiſche wilhelminiſche Mannsſtamm erloſchen ſei und daß, vermöge der von dem Kaiſer Sigismund im Jahr 1426 dem Herzoge Albrecht von Oeſterreich

ertheilten wirklichen Belehnung, alle diejenigen Landesdiſtricte in Nieder- und Oberbaiern, auch der oberen Pfalz, welche die damalige, mit dem Herzoge Johann von Baiern erloſchene Straubing'ſche Linie beſeſſen habe, dem kaiſerlichen Erzhauſe wirklich anheimgefallen ſeien; demgemäß nehme ſie durch den Commiſſär Freiherrn von Kreſel von dieſen Gütern und Ländern Beſitz.

Die Rechte des kaiſerlichen Hofes zu dieſer Beſitznahme waren um ſo entſchiedener, da ſie mit Einwilligung des einzigen Mitbewerbers Karl Theodor geſchehen war. Natürlich machte Jeder, der nur den geringſten Anſchein von Recht für ſich hatte, daſſelbe ungeſcheut geltend; denn jedes erledigte Beſitzthum iſt eine willkommene Beute, wovon alle Parteien einen Theil zu gewinnen ſtreben. So trat ſogleich gegen die gerechten Anſprüche des Kaiſerhauſes der eben ſo gerechte Widerſpruch auf, daß „die bairiſchen Länder niemals getrennt werden können," was geſchichtlich nachgewieſen wurde; auch erklärte man mit eben ſo großem Recht Karl Theodors Einwilligung in die Theilung von Baiern aus doppeltem Grunde für ungültig: erſtens, weil ſie das obige Geſetz nicht aufheben konnte, zweitens, weil Karl II., Herzog von Zweibrücken, ſeine Zuſtimmung noch nicht gegeben hatte. Der Kurfürſt von Sachſen — dem die damals verwittwete Kurfürſtin von Baiern, Maria Antonia, als nächſte und folglich nach den Lehenrechten als alleinige Nachfolgerin in den geſammten bairiſchen Weiberlehen, Erbe und Eigenthum bereits im Jahr 1766 ihre ſämmtlichen Rechte abgetreten hatte — blieb mit ſeinen Anſprüchen auch nicht aus, ſondern ſandte gleich nach erhaltener Nachricht von dem Abſterben des Kurfürſten von Baiern (1. Januar 1778) den geheimen Rath Adolph Alexander Freiherr von Zehmen nach München mit dem Auftrage, ſowohl das bairiſche Hausarchiv gemeinſchaftlich zu verſiegeln, als auch von alle dem, was dem Kurfürſten als Allodialerben gehörig, Beſitz zu ergreifen. Da aber ſeine Unterhandlung keinen Erfolg hatte, ſo übergab derſelbe vor ſeiner Abreiſe aus München (13. Februar) zur Aufrechthaltung der Gerechtſame ſeines Herrn eine ſchriftliche Proteſtation mit aller erforderlichen Feierlichkeit, welche ſeltſam abſtach gegen die Schwäche des erlauchten Aſpiranten bei ſo gewaltiger Concurrenz.

Aus allen dieſen Anſprüchen entſpann ſich ein Streit, der ſchwerlich von irgend einem großen Rechtsgelehrten auf gerechte Weiſe und zur allgemeinen Befriedigung hätte beigelegt werden können.

Nachdem bereits die Unterthanen in den oberpfälziſchen Gerichten Waldmünchen, Wetterfeld, Rötz, Stadt am Hof, Pfreimd und an anderen Orten für Oeſterreich in Pflicht genommen worden waren, nachdem zu Straubing (am 23. März) kaum ſiebzig Ritter und Prälaten im Namen der Niederlande gehuldigt hatten, zeigten ſich plötzlich die Hinderniſſe der vollſtändigen Beſitznahme ernſtlicher und größer als je. Das bairiſche Volk ſelbſt war für Oeſterreich nicht eingenommen und äußerte ſeinen Unwillen ziemlich deutlich.

Karl Theodor wollte von ſeinem Worte nicht abgehen. Vergebens war ſelbſt die Beredſamkeit ſeiner Schwägerin, der erwähnten Herzogin Clemens, welche ihn zu überzeugen ſuchte, daß die Uebereinkunft mit dem Wiener Hofe den Hausverträgen, den Stiftungen des weſtphäliſchen Friedens, der goldenen Bulle, den Lehenrechten, Landesfreiheiten u. ſ. w. widerſtrebe; Karl Theodor blieb unerſchütterlich.

Da dieſe raſtloſe Frau durch offene Rathſchläge ihren Zweck verfehlte, ſo änderte ſie ihr Betragen und zog ſich öffentlich zurück. Insgeheim aber ſpann ſie die fruchtbarſten Intriguen. Sie ward durch den Rath einiger „Patrioten“ eifrig unterſtützt, welche gleich ihr es liebten, im Dunkeln zu arbeiten für die Gerechtſame des bairiſchen Hauſes.

Zuerſt wurden vertraute Boten an den Herzog von Zweibrücken, den muthmaßlichen Erben Baierns, geſandt, welche ihn warnen mußten, dem Vergleiche Karl Theodors beizutreten. Hierauf wurde ſein Bevollmächtigter am Wiener Hofe, Freiherr Chriſtian von Hohenfels, gewonnen, daß er keine Mühe ſpare, ſeinen Herrn von dem gefürchteten Schritt zurückzuhalten. Um aber allen dieſen Unternehmungen Kraft und Erfolg zu geben, ſuchte man Macht zu den Rechtsausflüchten zu geſellen und wandte ſich nun deshalb an den König von Preußen.

Friedrich II., der keine Gelegenheit überſah, Oeſterreichs Macht Abbruch zu thun oder doch derſelben Vergrößerung zu hindern, empfing den Boten der Herzogin, einen vertrauten Geiſtlichen, mit der größten

Freude. Dieser wachsame Monarch hatte sogleich beim Ableben Maximilian Josephs seine Maßregeln ergriffen, um Oesterreich, im Fall es sich zu vergrößern dächte, entgegenzutreten. Es fehlte ihm jedoch an zuverlässigen Nachrichten, sowohl über Oesterreichs Pläne als auch über die Gesinnungen der auswärtigen Höfe, welche zu kennen für ihn sehr wichtig war, da er nicht den geringsten Schein eines Rechts zum Einspruch in die bairische Erbfolgeangelegenheit für sich hatte. Um daher, ohne Aufsehen zu erregen, sich die nöthige Gewißheit zu verschaffen und dabei keine Gefahr zu laufen, im Fall sich die Sachen wider Vermuthen gestalteten, sendete er den Grafen von Görtz, der weder sein Unterthan war, noch in preußischen Diensten stand und sich daher am besten zum Kundschafter eignete, nach München, um durch ihn die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Indessen verfuhr er dabei mit der größten Vorsicht und übergab dem Grafen zur eigenen Sicherstellung nichts als Notaten, die zwar von des Königs Hand geschrieben, aber weder mit Datum noch mit Unterschrift und Ueberschrift versehen waren. Der Graf trat, unter dem Vorwande einer Reise nach Wetzlar zur Schlichtung eines Familienprocesses, seine Reise an. Allein schon zu Würzburg erkannte er das Gefährliche und Zweideutige der Rolle eines Spions und machte daher dem Könige den Vorschlag, ihn mit einem Creditive zu versehen, damit er dadurch unter den Schutz des Völkerrechts gestellt werde und mit den Kurfürsten und Ministern persönliche Rücksprache nehmen könne. Ehe jedoch das erbetene Creditiv eintreffen konnte, wurde schon die Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Karl Theodor vom 3. Januar bekannt gemacht und durch den österreichischen Gesandten am Reichstage die Erklärung abgegeben, die bairische Erbfolgeangelegenheit sei zwischen den betheiligten Höfen freundschaftlich berichtigt. Dadurch war die Lage der Sache ganz verändert: von dem Kurfürsten war nun nichts mehr zu erwarten, und es blieb selbst des Grafen Versuch, auf denselben durch einen Dritten einzuwirken, vergeblich. Es blieb nur ein Mittel übrig, die Ausübung des Vertrags zwischen Oesterreich und Karl Theodor auf rechtliche Weise zu hintertreiben, nämlich des Herzogs von Zweibrücken Weigerung, diese ohne sein Mitwissen geschlossene Uebereinkunft zu billigen. Der Graf von

Görtz ſetzte ſich daher mit dem Herzog in Einvernehmen. Er wurde für die Pläne Friedrichs gewonnen, verwahrte ſich gegen die Stipulation der Uebereinkunft vom 3. Januar öffentlich und feierlich und erließ an den König von Preußen ein Bittſchreiben um Beiſtand mit Rath und That, was ihm ſchon früher angeboten wurde.

Jetzt war der Zeitpunkt eingetreten, in welchem Friedrich die bei ſeinen Grundſätzen faſt komiſche Rolle „des Beſchützers des deutſchen Reichsſtandes und jene eines ſorgſamen Wächters für Aufrechthaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und die beſonderen Rechte der Reichsglieder“ übernehmen konnte. Der Graf von Görtz wurde beauftragt, den Herzog von Zweibrücken durch Verſprechungen und Drohungen in ſeinen Geſinnungen zu beſtärken. Zugleich wurde er angewieſen, auf Frankreich ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu richten und nichts ohne deſſen Einverſtändniß zu thun.

Frankreichs Stellung war in dieſer Sache ſehr kritiſch. Der Ausbruch eines Kriegs zwiſchen Preußen und Oeſterreich konnte es in große Gefahren bringen. Es ſah zwar mit Mißvergnügen die Abſichten Joſephs II. und fürchtete, nach der Aeußerung des Miniſters Vergennes, daß Oeſterreich ſich in Baiern eine Vormauer errichten würde, um über dieſelbe nach Elſaß und Lothringen einzudringen. Der Graf von Görtz wendete ſich daher an den Hof von Verſailles und erfuhr auf dieſem Wege das Syſtem des dortigen Cabinets, welches darin beſtand: „Alles zu vermeiden, was Frankreich in einen Continental-Krieg verwickeln könnte.“

Der Herzog von Zweibrücken wendete ſich an den Verſailler Hof, ſuchte von demſelben die förmliche Garantie der in den Jahren 1766, 1771 und 1774 erneuerten pfalz-bairiſchen Erbvereine und verlangte daſſelbe vom Könige von Preußen in ſchriftlicher Form. Der franzöſiſche Hof antwortete dagegen, daß er an dieſer Sache keinen unmittelbaren Antheil zu nehmen gedenke, aber dem Herzoge rathe, ſtandhaft zu bleiben und ſeine Rechte nicht aufzuopfern. Eben ſo wendete ſich der Herzog an den König von Schweden und auf beſonderes Anrathen Friedrichs II. an Rußland, um die Garantie ſeiner Rechte zu erbitten. Nachdem der Graf von Görtz den Herzog auf dieſe Weiſe zu allen den

Schritten vermocht hatte, welche Friedrich II. wünſchte, gewährte dieſer endlich die nachgeſuchte Garantie und unter dem 25. März ward eine Acte ausgefertigt, durch welche der König die Verpflichtung übernahm, unter den obwaltenden Umſtänden den Herzog nicht zu verlaſſen, ſein Intereſſe zu befördern und hauptſächlich die bairiſche Verlaſſenſchaft in den vorigen Stand herzuſtellen.

Neunzehntes Capitel.

Der bairiſche Erbfolgeſtreit. (Fortſetzung.) — Briefwechſel zwiſchen Joſeph II. und Friedrich II. — Thuguts Sendung. — Der Zwetſchken-Rummel.

Nachdem Friedrich alſo Alles zur Ausführung ſeines Planes auf geheimem Wege vorbereitet hatte, ſchritt er zu offenkundigen Handlungen. Auf Anrathen des liſtigen Görtz bequemte er ſich, wiewohl mit unſäglichem Schmerz und nach langem Erwägen, den Herzogthümern Jülich und Berg zu Gunſten des Herzogs von Zweibrücken zu entſagen. Somit war in Deutſchland jeder Zweifel an der Reinheit der Abſichten des preußiſchen Hofes völlig niedergeſchlagen, und Friedrich konnte nun mit Entſchiedenheit auftreten, um ſich gegen Oeſterreichs Anſprüche aufzulehnen.

Demnach erklärte der preußiſche Geſandte auf dem Reichstag zu Regensburg, der König habe durch ein ſchriftliches Promemoria dem Wiener Hofe ſeine Bedenklichkeiten zu Anfang des Februar eröffnen laſſen, aber eine unbefriedigende Antwort erhalten. Er bäte daher ſämmtliche Reichsſtände, bei dem offenbar allgemeinen Intereſſe der Frage, ſich mit ihm zu vereinigen, um dem Wiener Hofe gemeinſchaftlich geeignete Vorſtellungen zu machen, damit die bairiſche Erbfolge in den vorigen Stand geſetzt würde. Kurſachſen machte hier ebenfalls ſeine Anſprüche geltend. Hierauf erklärte (10. April) die kaiſerliche Geſandtſchaft Folgendes: „Der kaiſerliche Hof hat mit Verwunderung erſehen, in welcher verwirrten Geſtalt man die einfachſte Sache von der

Welt vorzuſtellen befliſſen geweſen iſt. Daß dieſe einſeitige Vorſtellung den geringſten erweislich entſcheidenden Eindruck gemacht haben ſoll, iſt eine Vermuthung, die ſich Ihre Majeſtät unmöglich erlauben könne, ohne der erlauchten Einſicht und der Billigkeit Ihrer geſammten höchſten und hohen Reichsſtände offenbar zu nahe zu treten."

Es wurde noch viel hin und her geredet und ein lebhafter Schriftenwechſel zwiſchen den Höfen von Berlin und Wien unterhalten, ohne daß ein Reſultat herbeigeführt wurde. Joſeph und Friedrich begaben ſich zu ihren, an den Grenzen von Böhmen, Mähren und Schleſien verſammelten Heeren, und bei der Hartnäckigkeit, mit der beide Theile auf ihrem Willen beharrten, ſchien jede andere Ausgleichung, als die durch die Waffen, unmöglich. Es verſchanzten ſich 100,000 Oeſterreicher, unter den Augen des Kaiſers ſelbſt, welchem Feldmarſchall Lascy zur Seite ſtand, von Arnau bis Königsgrätz. Loudon führte ein anderes Heer der Lauſitz zu. Während deſſen ſetzten Friedrich und Maria Thereſia ihre Bemühungen fort, Frankreichs Beiſtand zu gewinnen, allein Frankreich erklärte durch ſeinen Geſandten, von Breteuil, am 10. März dem Fürſten von Kaunitz: „Die Umſtände erlaubten Sr. Majeſtät nicht, eine andere Entſchließung als jene der Neutralität, bei einem allenfallſigen Kriege in Deutſchland, zu nehmen." Dadurch war die Hoffnung Oeſterreichs auf eine franzöſiſche Hülfsarmee von 24,000 Mann zertrümmert. Kaunitz und Maria Thereſia waren darüber empört; letztere grollte öffentlich dem franzöſiſchen Geſandten, doch fand es Joſeph zweckdienlicher, durch ein wohlwollendes Betragen Frankreichs Freundſchaft ſich zu ſichern. Eingedenk des in Neuſtadt und Neiſſe gegebenen gegenſeitigen Verſprechens, ſich unmittelbar mit einander über künftige Differenzen zu verſtändigen, leitete Joſeph einen freundſchaftlichen Briefwechſel mit Friedrich II. ein, um wo möglich die erhobenen Mißhelligkeiten friedlich beizulegen. Die wohlwollende Vertraulichkeit und Mäßigung, welche Joſeph in dieſer Correſpondenz anfangs zu erkennen gab, ſpricht ihn hinlänglich frei von der Beſchuldigung, als habe er um jeden Preis den Krieg herbeizuführen geſucht und die heiligen Intereſſen des Friedens ſeinem ungeſtümen Ehrgeiz und Thatendurſt aufgeopfert.

Kaunitz war bald gezwungen zu erklären, daß er jede weitere Erörterung für überflüſſig halte, indem der König noch über die Hauptpunkte ſehr verſchiedener Meinung ſei, und Friedrich antwortete, er ſehe die Unterhandlungen nun als abgebrochen an. Da ſchrieb Joſeph an Friedrich:

„Sie wollen in dem Erbfolgeſtreit nach dem Tode des Kurfürſten von Baiern die Rolle eines Beſchützers ſpielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des weſtphäliſchen Friedens an, um Oeſterreich zu kränken, und äußern nach verſchiedenen Unterhandlungen hierüber den Machtſpruch, Baiern wieder abzutreten.

„Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unſerer Reichsverfaſſung gütigſt zugeſtehen, hoffe ich. Demgemäß kann jeder Reichsſtand ſich mit den Agnaten durch eine gütliche Einverſtändniß der angeſprochenen Länder wegen in Tractaten einlaſſen und ſelbe nach ihrer Uebereinſtimmung in Beſitz nehmen. Am allerwenigſten glaube ich, daß Ew. Maj. die Erwartung hegen werden, Oeſterreich unterwerfe ſich dem Tribunal des Kurfürſten von Brandenburg in einem Falle, wo derſelbe nur als Reichsmitſtand auf einer allgemeinen Verſammlung zu reden die Befugniß hätte.

„Erſt damalen äußerten Sie Zweifel, wo die Zeit der Zweifel längſt vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenſtand, deſſen Bedenklichkeiten längſtens durch Uebereinſtimmungen gehoben waren, und idealiſirten ſich vielleicht zu ſehr in die Epoche von dem Tod Karls IV. und die Acquiſition von Schleſien.

„Mir däucht, es ſei Ihnen zu ſehr in der Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General ſind; daß Sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen Oberſten gehabt, der über die Werke Cäſars de bello gallico einen Commentar geſchrieben! Dies hat die Vorſehung außer Preußen noch verſchiedenen andern Puiſſancen auch gegeben. Wenn Ew. Majeſtät ein Vergnügen daran haben, 200,000 Mann aufs Schlachtfeld zu führen, ſo komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Verſuche wiederholen, ob Sie noch ein glücklicher General ſind, ſo bin ich bereit, Ihrer Begierde zu kämpfen ein Genüge zu leiſten; und endlich, was die Schriftſtellerei im Gebiete der Kriegskunſt betrifft, da

könnte ich Ew. Majeſtät von mir noch ein Paar Generale nennen, die auf Penſion ſtehen und aus Langerweile die Commentairs des Grafen von Sachſen commentiren.

„Ich hoffe Sie an den Ufern der Elbe zu finden; und wenn wir uns geſchlagen und Europa ein Schauſpiel von Eigenſinn gegeben haben, ſo ſtecken wir den Degen in die Scheide.“

Nach Abbruch der Unterhandlungen ließ Friedrich II. die drohenden Verhältniſſe auf die bekümmerte Landes- und Kaiſermutter ihre Wirkung thun. Ungeduldig und mißmuthig harrten Joſeph und Loudon des Signals zur Eröffnung ernſtlicher Feindſeligkeiten; allein Maria Thereſia hegte, beſorgt um die Ruhe ihres Alters, friedliche Geſinnungen und war entſchloſſen, ſelbſt wider den Willen ihres Sohnes ihnen gemäß zu handeln. Friedrich hatte ſich in ihrer nächſten Umgebung Freunde zu erwerben gewußt und durch dieſe eben ſo ſehr auf ihr zartes Gewiſſen, als auf ihr kummervolles Gemüth einzuwirken ſich bemüht. Sie ſandte daher insgeheim den Baron von Thugut, unter der Maske eines ruſſiſchen Secretärs, in das preußiſche Lager zu Welsdorf, um neuerdings, ohne Mitwiſſen Joſephs, mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Durch dieſen Abgeſandten ließ ſie dem alten Erzfeinde ihres Hauſes eröffnen: „Sie ſei in Verzweiflung, zu ſehen, wie ſie im Begriff ſtänden, einander ihre vom Alter gebleichten Haare auszuraufen.“

„Ihr Alter — ſchrieb ſie — und ihre friedlichen Geſinnungen ſeien aller Welt bekannt und könnten nicht beſſer erwieſen werden, als durch die Nachgiebigkeit, welche ſie zu zeigen im Begriff ſtehe. Ihr mütterliches Herz ſei ſehr bekümmert, in der Armee zwei ihrer Söhne und einen Schwiegerſohn in Gefahr zu wiſſen. Sie unternehme dieſen Schritt ohne des Kaiſers Vorwiſſen. Sie wünſche die Unterhandlungen, welche bisher von dem Kaiſer geleitet und zu ihrem Leidweſen abgebrochen wurden, geendigt zu wiſſen und habe dem Baron von Thugut Vollmacht gegeben, nach ſeiner Inſtruction zu handeln.“

Alle dieſe erfolgloſen Verſuche der Kaiſerin, den König von Preußen zur Billigkeit zu bewegen, wurden auf das Heftigſte getadelt von zwei Männern, deren Einſichten und Charakterfeſtigkeit allgemein geachtet waren — von Kaunitz und dem Kaiſer. Als Maria Thereſia den

Kaiſer von der Sendung des Barons Thugut unterrichtete, ward er auf das Aeußerſte aufgebracht und ſchrieb ſeiner Mutter, daß er, im Falle ſie Frieden machen wolle, niemals nach Wien zurückkehren und ſeine Reſidenz in Aachen aufſchlagen würde. Er fand die Vorſchläge der Kaiſerin ſchimpflich für ihr Haus und ſelbſt durch keine Rückſicht der Klugheit und Politik gerechtfertigt, da die Stellung des Heeres, gegenüber dem preußiſchen, eine äußerſt vortheilhafte und der Ausgang des Krieges mit ziemlicher Beſtimmtheit voraus zu ſehen war. Um den Kaiſer friedlicher zu ſtimmen, berief ſie den Großherzog von Toscana zu ſich und ſendete ihn zu dem Kaiſer; allein dieſe Zuſammenkunft hatte nicht den gewünſchten Erfolg und gab Anlaß, die beiden Brüder, welche bisher im beſten Einvernehmen geſtanden hatten, auf immer zu entzweien. Zwar ließ die innige Verehrung ſeiner trefflichen Mutter kein bleibendes Mißverhältniß zu; allein ſtets mißbilligte er die unzeitige Nachgiebigkeit derſelben in einem Augenblick, da man Preußen demüthigen und die Schmach der frühern Kriege hätte tilgen können.

Da Joſeph ſeine Behauptung durch die vollgültigen Betrachtungen eines Kaunitz und Lascy gerechtfertigt ſah, hielt er bei ſeinem Gefühle des Rechtes ſich durch die geheime Sendung des Freiherrn von Thugut äußerſt gekränkt und die Bedingungen, unter welchen die Kaiſerin den Frieden abſchließen wollte, für ſo wenig ehrenvoll, daß er ſich gegen mehre Vertraute erklärte: er werde ſich nie bewegen laſſen, einen ſolchen Frieden zu unterzeichnen, und im äußerſten Falle lieber zu Frankfurt am Main ſeine Reſidenz aufſchlagen, als nach Wien zurückkehren. Er hoffte, daß gerade die Männer, die für die Fortſetzung des Krieges geſtimmt wären, auch ſeinen Entſchluß billigen würden; allein in dieſer Meinung fand ſich Joſeph ſehr getäuſcht, und ſchon Graf Lascy, dem er zuerſt dieſe Idee mitgetheilt, erſchrak heftig darüber und bat den Kaiſer, nur ſogleich dieſen unheilbringenden Gedanken aufzugeben, indem er ihm alle nachtheiligen Folgen, die ein ſolcher Schritt nach ſich ziehen müſſe, mit der Gründlichkeit des Staatsmannes und der Wärme des Freundes auseinanderſetzte.

Nicht glücklicher war Joſeph bei dem Fürſten Kaunitz, dem er ſeinen Entſchluß ſchriftlich mitgetheilt. „Er bemerke," war die froſtige

Antwort des Fürſten, „daß man ſeit einiger Zeit ſeinen Vorſchlägen ſeltener beipflichte, ſo daß es ſcheine, als bedürfe man ſeines Rathes nicht mehr. Dieſe Betrachtung habe den Gedanken in ihm geweckt, ſeine Stelle niederzulegen und den Reſt ſeiner Tage in Zurückgezogenheit ſeinen Freunden und den Wiſſenſchaften zu leben. Der Entſchluß Sr. Majeſtät, Ihre Reſidenz nach Frankfurt zu verlegen, beſtimme ihn nun, ſeinen Vorſatz ſogleich auszuführen; denn er könne unmöglich wünſchen, daß man von ihm einſt ſage, er habe während ſeiner Verwaltung ein Ereigniß nicht zu verhindern gewußt, das die Welt mit Staunen vernehmen, das alle öſterreichiſchen Völker mit tiefem Kummer erfüllen müſſe und das dem Staat höchſt verderblich ſei.“ —

Bald nach Friedrichs Einſpruch in die bairiſche Erbfolge-Angelegenheit rüſtete ſich Oeſterreich mit großer Schnelligkeit. Die Energie des Kaiſers zeigte ſich nun glänzend, indem ſie im öſterreichiſchen Heere ein plötzliches Aufraffen bewirkte, das in den Zeiten der kriegsunkundigen Thereſia ohne Beiſpiel war. Europa war dieſe raſche Entſchloſſenheit nur von Friedrich II. gewohnt, ſie hatte Oeſterreich wiederholt in die größte Gefahr geſtürzt und dem Preußenkönig ſeinen Ruhm erworben. Preußen hatte nun mit Oeſterreich die Rollen getauſcht, man ſah durch den Eifer des Kaiſers mit Verwunderung in Böhmen plötzlich ein wohlgerüſtetes Heer ſtehen, ehe ſich noch Friedrich aufgemacht hatte, in das öſterreichiſche Gebiet einzufallen.

Der König von Preußen zog nun auch ſeine ſämmtlichen, in den Inſpectionen der Mark Brandenburg, des Herzogthums Magdeburg, Pommerns, Schleſiens, Preußens und Weſtphalens ſtehenden Regimenter zuſammen. Man formirte zwei Armeen: die eine, unter den Befehlen des Königs, verſammelte ſich aus den Regimentern Schleſiens, der Kurmark und aus 21 Bataillonen, 30 Escadrons nnd ſechs Garniſonbataillonen Preußens; die andere, unter den Befehlen des Prinzen Heinrich, beſtand aus den Regimentern der übrigen Marken und aus den in Preußen ſtehenden Infanterieregimentern von Steinwehr, von Zaſtrow, den formirten Grenadierbataillonen von Herzberg und von Bär, und den Reiterregimentern von Platen, von Pomeisko, von Poſadowsky, von Owſtien und von Uſedom. Der König begab ſich ſchon am 6. April

zu der Armee in Schleſien. Karl Friedrich Wilhelm, damaliger Erbprinz von Braunſchweig, begleitete den König. Beide Heere des Königs bezogen gegen das Ende des Monats April und im Mai die Cantonnirungen.

Während dieſer Gegenrüſtung dauerte die Sammlung von Truppen aus Galizien und den öſterreichiſchen Niederlanden fort, Eger wurde befeſtigt und die Beſatzung von Baiern verſtärkt. Der Kaiſer kam den 20. April in Begleitung des Feldmarſchalls, Grafen von Lascy, bei der Armee in Böhmen an, wo ſie Loudon bereits erwartete. Die Armee ſtand in Cantonnirungen und das Hauptquartier war in den letzten Tagen des Monats April zu Brandeis, unfern Prag. Ein beſonderes Corps, unter den Befehlen des Fürſten von Liechtenſtein, zog ſich an den Grenzen von Sachſen hin, worauf der Kurfürſt ſeine ſämmtlichen Truppen aufbrechen und ein Lager bei Dresden beziehen ließ.

Bisher hatte man ſowohl in Preußen als in Oeſterreich geglaubt, alle dieſe Rüſtungen würden nur zum Schein vorgenommen, allein nachdem am 24. Juli die Staatsunterhandlungen abgebrochen worden waren, rückte der König in Böhmen ein und ließ den Prinzen Heinrich bis nach Sachſen nachrücken. Dadurch wurden plötzlich jene Illuſionen zerſtört und in der Monarchie jene Aufregung hervorgebracht, welche die Nachricht eines Kriegsausbruches ſtets mit ſich bringt. Der König ſchien, wie im Jahre 1757, bei Prag einfallen zu wollen, eine Vermuthung, welche an Wahrſcheinlichkeit gewann, da er 20,000 Mann Reiterei bei ſich hatte, welche er bei Prag oder Czaslau in die Schlacht zu führen hoffte. Allein die Ausführung dieſes Planes war nicht ſo leicht, als er glaubte; Königsgrätz war in den letzten Friedensjahren eine gute Feſtung geworden, aber der König vermuthete nicht, daß jene Reihe von Bergen, welche ſich längs dem Elbfluß von Arnau bis Königsgrätz hinzieht, durch Werke der Feldbefeſtigung undurchdringlich geworden ſei, und zwar in der kurzen Zeit, welche vom Tage der erhobenen Zwiſtigkeiten an verfloſſen war. Ein zahlreiches Kriegsheer ſtand vor Königsgrätz bei Jaromirs in einem feſten Lager, welches von Friedrich ſelbſt, in Erwägung der großen Opfer, welche ein Angriff erfordern würde, als unangreifbar bezeichnet wurde. Der Angriff zweier an ein-

ander hängenden Festungen dieser Art würde die Aufopferung seines 120,000 Mann starken Heeres binnen zwei Monaten erfordert haben. Friedrich untersuchte nun in eigener Person, ob die Operation über Arnau bis Brandeis nicht möglich wäre, allein es bot sich auch hier wider Erwarten ein Meisterstück der Feldbefestigung in Form eines Amphitheaters seinen Augen dar. Durch Alles, was Friedrich auf seinen Speculationsritten beobachtete, wurde er überzeugt, daß es nicht mehr das alte österreichische Heer war, mit welchem er es zu thun hatte, und daß der Feind, welcher ihm jetzt gegenüber stand, in einer achtunggebietenden Verfassung sich befinde.

Diese Ueberzeugung veranlaßte Friedrich zu einer Aenderung seines Operationsplanes. Er ertheilte dem Prinzen Heinrich den Befehl, von dem Wege von Kommotau zurück nach Dresden zu gehen und von dort über Rumburg in den Leitmeritzer Kreis zu dringen. Zur nämlichen Zeit sollte General Werner nach Mähren vorrücken, um die dort stehenden 10,000 Oesterreicher zu bedrängen. Hierdurch glaubte er Lascy zu bewegen, einen Theil seines Heeres nach Mähren abzuschicken, allein dieser ging nicht in die Falle. Der König machte daher mehrere Bewegungen, um das österreichische Heer aus seinem Lager zu locken, und schickte am 21. eine Brigade gegen Arnau. Hier standen 15,000 Oesterreicher unter d'Alton, von dessen Kriegsgewandtheit und Erfahrung man erwarten konnte, daß er sich so lange halten würde, bis man ihn unterstützen konnte. Am 23. Juli ließ der König acht Bataillone und sieben Schwadronen zur Futtererndte über die Bäche Aupa und Jessena vorrücken, um die Oesterreicher zu reizen, einen großen Theil ihrer Macht hieher zu versetzen, allein der Feldmarschall-Lieutenant Wurmser vereitelte seine Absicht. Alles schien darauf berechnet, Lascy zu andern Stellungen zu vermögen, allein dieser bewegte, selbst als Friedrich am 2. August den dritten Theil seiner Macht auf Neustadt in die rechte Flanke der Oesterreicher hinführte, nicht einen Mann aus dem Lager, sondern ließ blos den General Wurmser einen Seitenmarsch machen und sich vor Neustadt aufstellen.

Da Friedrich alle seine Anschläge mißlingen sah, beschloß er, Anstalten zu treffen, um Arnau von vorn anzugreifen. Er sendete deshalb

Bayerische Staatsbibliothek München

Podewill auf Sohr. Indeſſen hatte Loudon durch meiſterhaft bewerkſtelligte Märſche an dem moraſtigen Ufer der Iſer ein unbezwingbares Lager bezogen und war in der Beſetzung des wichtigen Poſtens Türnau dem Prinzen Heinrich zuvorgekommen. Friedrich beorderte daher den Prinzen Heinrich und den Grafen von Platen, die Reſerve von Dresden nach Budin zu führen, und Werner erhielt den Auftrag, mit ſeiner Reiterei einen raſchen Anlauf gegen Mähren zu verſuchen. Zwar gelang es den Generalen des Prinzen Heinrich, die bei Tollenſtein und Gabel aufgeſtellten Truppen am 2. Auguſt zu trennen und zurückzudrängen, andererſeits bei dem Dorfe Teſchen am 10. Auguſt ein Lager von 1½ Reiterregimentern zu überraſchen und zu zerſtreuen, allein der Hauptzweck dieſes Manövres blieb unerreicht: aus dem Lager bei Königgrätz wurde weder Mann noch Pferd nach Mähren geſchickt. Dagegen führte Loudon ſein Heer in das unangreifliche Lager von Münchengrätz und hinderte ſo das weitere Vorrücken des Prinzen Heinrich.

Mittlerweile waren die neuen Unterhandlungen durch Thugut eingeleitet und wieder abgebrochen worden. Ueber die hierauf unternommenen Feldoperationen berichtet Joſeph mit ſichtbar ſarkaſtiſcher Laune Folgendes an die Kaiſerin Mutter:

„Der König von Preußen, der in dem Beſitz des Ruhmes war, eine außerordentliche Behendigkeit in Kriegsrüſtungen zu haben, und der ſich hierin beinahe für unerreichbar hielt, war mißvergnügt darüber, daß ich die Kühnheit hatte, ihm den Beſitz hievon zu beſtreiten, und daß ich mit den Truppen Eurer Majeſtät früher an dem Ort ihrer Beſtimmung eingetroffen, als es wohl den Abſichten deſſelben beförderlich wäre.

„Wir ſtanden in Böhmen, um den Widerſprecher, wenn er ſich zum angreifenden Theile erklärte, in einer gut gewählten Stellung zu empfangen. Ich hatte 200,000 Defenſores der Rechte Eurer Majeſtät, und kluge Generals an meiner Seite.

„Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen und die Fehde erklärt worden, überſchritt der König den Rubikon. Der Vortrab ſeiner Truppen erhielt einige Vortheile über ein Paar Infanterieregimenter aus der Lombardei — und bei Mladenko zerſtreuten die Preußen etwelche Schwa-

dronen Reiter — dieſe Kleinigkeiten verſchafften ihm keine weſentlichen Vortheile. Loudon machte forcirte Märſche von den Ufern der Elbe bis Münchengrätz, und ſtellte den Prinzen Heinrich bei Niemes in Schach.

„Die Großmuth Eurer Majeſtät, und die gemeſſenen Befehle, die ich hierin gehabt, den König auf ſeinem Rückzuge nicht zu verfolgen, machen dem Herzen Eurer Majeſtät Ehre; aber mir wurde die Gelegenheit geraubt, zu beweiſen, daß ich ein General in der Gefahr ſein kann, ſo gut wie Friedrich der Einzige.“

Nachdem es durch dieſe übertriebene Schonung dem König gelungen war, aus einem Lager zu entkommen, das er ſelbſt für höchſt gefährlich erkannte, brach Friedrich die Unterhandlungen in Braunau plötzlich ab, und erklärte, man ſei in den Hauptpunkten noch zu weit von einander entfernt, obgleich er Anfangs ſich geſtellt hatte, als wäre er im Ganzen mit den Vorſchlägen der Kaiſerin zufrieden und wünſche nur noch über einige unweſentliche Details die Unterhandlungen fortzuſetzen.

Der König wünſchte nun bei Arnau durchzudringen, bevor es den öſterreichiſchen Truppen möglich würde, aus ihrem Lager bei Königshof und Jaromirs hinter Arnau anzukommen und ſich bei Els aufzuſtellen. Er beorderte daher die Generale Dallwig und Anhalt, die auf den Höhen von Tſcherma und Leopold ſtehenden Vortruppen der Diviſion des Grafen d'Alton zu vertreiben, aber Graf d'Alton manövrirte in ihre Flanke mit einer Geſchwindigkeit, die ſie ganz von ihrer gedachten Ausführung abhielt. Die zurückgeſchlagenen Truppen, deren Befehlshaber entfernt wurden, bekamen noch vor dem Abend Befehl, gegen Schwarzthal vorzurücken und bei Möhren ſich aufzuſtellen. Zwiſchen Altbuch und Wildſchütz wurde am 19. Auguſt Abends eine breite Brücke geſchlagen. Sie bedeutete einen nahen Marſch der Preußen vorwärts, welcher denn auch am 22. eintraf, ſo daß der König an dieſem Tage mit 20 Bataillonen und 15 Schwadronen in drei Colonnen vorrückte. Er führte ſie in ein neues Lager von Arnau auf die Höhen bei Leopold, und der Erbprinz von Braunſchweig ſtellte ſich bei Langenau auf.

Der 26. Auguſt war der Tag, an welchem der König den letzten Verſuch machte, in die linke Flanke des Poſtens von Arnau zu kommen.

Er marſchirte in drei Colonnen durch faſt ungangbare Defilés der Gegend von Leopold nach Lauterwaſſer, und recognoscirte am 27. mit eigenen Augen, ob es möglich ſein werde, ſeinen Zweck zu erreichen. Er fand die Stellung der Oeſterreicher unangreifbar, ihr Lager meiſterhaft verſchanzt, alle Anhöhen mit Geſchütz ſtark bepflanzt, den Poſten Saboda mit einer beträchtlichen Zahl Truppen beſetzt — und überzeugte ſich, daß ſein Plan nicht ausführbar ſei. Seine taktiſchen Berechnungen hatten ihn getäuſcht, ſeine ſchwachen Sinne verſagten ihm ihre Dienſte und dennoch blieb er entſchloſſen, nur ſeiner eigenen Einſicht zu folgen, Der Grund der auffallenden Erſcheinung, daß Friedrich in dieſem Feldzug ſeine Pläne ſo oft mißlingen ſah, lag indeſſen wohl weniger in ſeiner Altersſchwäche, als in der Veränderung, welche mit ſeinem Feinde vorgegangen war. Sein Heldentalent war vielleicht daſſelbe geblieben, aber ſein Feind war ein anderer.

General Platen rückte den 27. Auguſt auf Budin vor, wobei ſein Vortrab bis zum weißen Berge vor Prag hinſtreifte. Zehntauſend Mann waren eben in forcirten Märſchen aus dem Lager bei Els angekommen, den Feldmarſchall Loudon zu verſtärken, und noch an demſelben Tage operirte dieſer treffliche Feldherr in die Flanke des feindlichen Generals, nöthigte ihn, von Budin nach Leitmeritz zu weichen, und ſendete ſogleich den General Sauer mit leichten Truppen ins ſächſiſche Erzgebirge.

Prinz Heinrich mußte eilen, Dresden wieder zu erreichen, bevor die Gefahr Sachſens ſich vermehrte. Er hob daher ſein Lager bei Niemes auf und wendete ſich nach Leitmeritz. An dem nämlichen Tage verließ auch der König ſein Lager bei Lauterwaſſer, und lenkte ſeinen berühmten Rückzug über Trautenau der Straße zu, welche von Schazlar nach Landshut führt.

In den letzten Tagen des Auguſt und in den erſten Wochen des September war ein anhaltender Regen gefallen, der alle Straßen verdorben hatte. Der König hatte daher beſonders wegen des ſchweren Geſchützes einen äußerſt beſchwerlichen und gefährlichen Rückzug. In dem ſehr engen Defilé bei Leopold blieben vierzig Kanonen in dem naſſen Boden ſtecken. In dieſem Augenblick griffen die öſterreichiſchen

Huſaren den Nachtrab an und verſprengten ihn. Allein von den Anhöhen von Tſcherne ſpielte eine Batterie auf die Angreifenden, und tödtete 19 Mann in dem Augenblick, als Joſeph II. ſelbſt auf dem Platze ankam. Er befahl ſogleich, von der Verfolgung abzulaſſen, wohl abermals aus allzugroßer Rückſicht, welche man wegen der Unſchlüſſigkeit der Kaiſerin zu nehmen gezwungen war. Dieſer Marſch der Preußen hatte von Anbruch des Tages bis nach Sonnenuntergang gewährt, obſchon die Ferne des Lagers, das ſie am Abend bezogen, nur anderthalb Stunden Weges von Lauterwaſſer betrug.

Am 15. October verlegte der König ſein Hauptquartier von Schazlar nach Landshut. Damit endigte ſich dieſer merkwürdige und für Preußen unrühmliche Feldzug.

Nach einem Aufwande von etwa vierzig Millionen Thaler, welchen Kriegsrüſtungen und dieſer erſte Feldzug dem König gekoſtet hatten, bezog nun ſein Heer die Winterquartiere. Er faßte in Schleſien die zwei Städte Jägerndorf und Troppau in ſeinen Wintercordon und ſicherte durch ſchleunig betriebene Feldbefeſtigung ſeinen Stand in denſelben.

Die Feindſeligkeiten wurden nach vielen unbedeutenden Gefechten von Preußen in Böhmen den 7. März, in Schleſien den 8. und in Sachſen den 10. eingeſtellt. Der König begab ſich, nachdem er ſeine Truppen zurückgezogen hatte, nach Breslau.

Dieſe geringfügigen Ereigniſſe waren das ganze Reſultat des Feldzuges. Beide Parteien hatten dadurch nichts an Ruhm gewonnen; denn die kleinen Siege waren mit zu großen Opfern erkauft worden, als daß man hätte darüber triumphiren können. Den größten Verluſt hatte die preußiſche Armee erlitten, obgleich auch die öſterreichiſche durch Krankheiten und übermäßige Beſchwerden viele Mannſchaft verlor. Der ganze Krieg Friedrichs in Böhmen war nichts denn eine große Fouragirung, welche das Land verheerte und ausſog. Durch das verwüſtende Hauſen ſeiner Truppen wurden dieſe ſelbſt hart geſtraft. Der Mangel an Lebensmitteln war ſehr groß, Ruhr und Faulfieber brachen in beiden preußiſchen Armeen aus, ſchaarenweiſe liefen die Söldlinge davon, und der thatenloſe Lagerwechſel lichtete die preußiſchen Regimenter mehr,

als blutige Schlachten. Friedrich ſelbſt ſchrieb an Le Catt: „Dieſer Krieg und dieſer Frieden ſind nichts als Erbärmlichkeiten, das Werk eines erſchöpften Greiſes, ohne Kraft und Aufſchwung, und ich habe mir oft die Verſe von Boileau vorgeſagt:

Malheureux! laisse en paix ton cheval vieillissant,
De peur, que tout à coup étouffé sans haleine
Il ne laisse en tombant son maître sur l'arène!"

Zwanzigstes Capitel.

Friede zu Teſchen.

Während dieſer für Friedrichs Ruhm unfruchtbaren Kriegshändel ſuchte der König durch ſeine Verbindung mit Rußland die „günſtige Gelegenheit" zum Abſchluß der Unterhandlungen herbeizuführen. Maria Thereſia ſuchte dagegen durch Frankreichs Vermittlung den Frieden zu erwirken, nachdem der Verſailler Hof wiederholt und vergeblich an ſeine im Jahr 1756 eingegangene Verbindlichkeit, bedeutende Hülfstruppen zu ſtellen, erinnert worden war. Dieſe Macht befand ſich durch den herrſchenden Streit in großer Verlegenheit; ſie fürchtete einerſeits die Vergrößerung Oeſterreichs zu befördern und ſich in einen Landkrieg zu verwickeln, deſſen Ausgang nicht abzuſehen wäre; andererſeits, daß Oeſterreich, erzürnt über die pflichtwidrige Hülfsverweigerung, wieder mit den Seemächten eine Verbindung anknüpfen möchte. Man ſuchte alſo das Begehren des Wiener Hofes ſtets zu umgehen und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, durch Vermittlung den gefährlichen Streit zu endigen. Frankreich erklärte daher dem König Friedrich gleich nach Abbruch der Unterhandlungen von Braunau: die von Oeſterreich gemachten großmüthigen und uneigennützigen Anträge hätten die angeblichen Urſachen und Beweggründe des Krieges gehoben und Deutſchlands Beſorgniſſe beruhigt, daher könne der Kampf, der bei ſeinem Beginnen für einen der Gerechtigkeit halber unternommenen ausgegeben worden ſei,

nur noch als ein Rivalitätskrieg angeſehen werden. Allein bald darauf machte Katharina dem Wiener Hof die Erörterung: „daß ſie ſehr betheiligt ſei bei der Ruheſtörung in Deutſchland, ſowohl als Souveränin eines Staates, welcher in natürlichen Verhältniſſen mit dieſem Theil von Europa ſtände, als auch deshalb, weil ſie gegen die meiſten deutſchen Fürſten Freundſchaftsverpflichtungen habe, beſonders gegen Jenen, der ſich gezwungen geſehen habe, die Waffen zu ergreifen und die Unternehmungen des Wiener Hofes aufzuhalten; daß ſie, ohne ſich an das öffentliche Recht von Deutſchland zu kehren, nur die Regel der Billigkeit und die Grundſätze, worauf die Geſellſchaft ſich ſtütze, erwäge, und nach dieſen Grundſätzen finde, daß das ganze Reich in ungerechter Bewegung ſei, weil Oeſterreich ſeit mehreren Jahrhunderten erloſchene Rechte geltend zu machen ſuche; daß der weſtphäliſche Friede die Schutzwehr der deutſchen Verfaſſung bilde, und das Dawiderhandeln des Wiener Hofes das ganze Reich in offenbare Gefahr bringe; daß der Sturz dieſes Reiches nothwendig eine gewaltſame Bewegung in allen Nachbarſtaaten hervorbringen und das Gleichgewicht Europa's ſtören müſſe, ja ſogar in der Folgezeit eine große Gefahr für Rußland hervorbringen könne; daß jeder weiſe und kluge Regent dieſem Unglück vorbeugen müſſe, und daß Rußland in dieſer Beziehung keine andern Grundſätze annehmen könne, als jene, welche der Wiener Hof bei ähnlichen Gelegenheiten geltend gemacht habe; daß folglich der ruſſiſche Hof die Kaiſerin Königin und den Kaiſer einlade, ſich freundſchaftlich auf eine den Reichsgeſetzen gemäße Weiſe mit dem König abzufinden, weil im entgegengeſetzten Falle die Kaiſerin von Rußland verbunden wäre, ernſtlich darauf Rückſicht zu nehmen, was ſie ihrem Reich und den Intereſſen der Fürſten, welche ihre Freundſchaft und Hülfe nachgeſucht hätten, ſchuldig ſei, und daß ſich endlich die ruſſiſchen Truppen mit den preußiſchen vereinigen würden, wenn die Kaiſerin nicht ihre Verbindlichkeit gegen den König und das deutſche Reich erfülle.“

Dieſe unerwartete Eröffnung brachte die größte Beſtürzung hervor, und ſelbſt Kaunitz ſchien überraſcht, da er ſich auf dieſen Fall nicht vorgeſehen hatte. Nur Joſeph bewies in dieſer Zeit ſeine eigenthümliche Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit, welche ihn nur

image
not
available

grafſchaften Anſpach und Baireuth begebe. Sie ſchloß ihren Brief mit den Worten: „daß ohne alle andere Rückſichten, als die Freude, ihren Wünſchen nachzukommen, ſie ihr allein die Wahl der Verſöhnungsmittel überlaſſe, welche ſie im Verein mit Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät für die billigſten oder zur Herſtellung des Friedens tauglichſten erachten würde, überzeugt, daß ſie ihr Heil und ihre Würde in keine beſſeren Hände legen könne.“

Dieſer verſöhnliche, freundſchaftliche Brief that die erwünſchte Wirkung und würde wahrſcheinlich die obige ſtrenge Erklärung des Petersburger Hofes verhindert haben, wäre er zur rechten Zeit eingetroffen. Indeſſen war er doch von entſchiedenem Nutzen; denn obgleich ſchon 20,000 Mann ruſſiſcher Truppen an der Grenze von Galizien ſtanden, um nach der mit Preußen genommenen Verabredung in die Monarchie einzufallen, ſo zögerte doch Rußland mit dieſem bewaffneten Einſchreiten und bemühte ſich, durch ſeinen Einfluß die Sache friedlich beizulegen. Friedrich dagegen, der auf Rußlands vollkommenſten Beiſtand rechnete und insgeheim von Frankreich aufgemuntert worden war, ſteigerte ſeine Forderungen, verlangte förmliche Verzichtung auf Baiern und eine Summe von 40 Millionen Kronen für den Kurfürſten von Sachſen. Allein weder Frankreich noch Rußland wollten dieſe übertriebenen Forderungen Friedrichs, welche von dem Wiener Hofe mit Unwillen abgewieſen worden waren, unterſtützen.

Der franzöſiſche Hof begann ſeine Vermittelung durch Mittheilung eines Ausgleichungsplanes, deſſen Hauptbedingungen waren: Oeſterreich ſolle den zwiſchen der Donau, dem Inn und der Salzach gelegenen Theil des Rentamts Burghauſen behalten, Preußen aber ermächtigt ſein, die fränkiſchen Fürſtenthümer mit der Primogenitur ſeines Hauſes zu vereinigen; über die jülich-bergiſche Erbfolge ſolle zwiſchen Preußen und der Pfalz eine Uebereinkunft geſchloſſen werden.

Mit dieſem Plane war der Wiener Hof ſogleich einverſtanden und nahm ſolchen am 11. Januar an; der preußiſche Hof aber ſetzte ſich darüber mit jenem zu Petersburg ins Benehmen und gab in den erſten Tagen des Februar ſein Ultimatum im Weſentlichen dahin ab: Die Abtretung des erwähnten Theils des Rentamts Burghauſen werde zu-

gegeben, jedoch gegen Verzicht Oeſterreichs auf irgend einen Theil der baieriſchen Verlaſſenſchaft und Garantie derſelben für das ganze pfälziſche Haus und namentlich für die zweibrückiſche Linie; es ſolle auf geeignete Art dahin gewirkt werden, daß dem Hauſe Pfalz die in Baiern und Schwaben gelegenen Reichslehen wieder verliehen werden; der Wiener Hof ſolle zwar von dem früher verlangten Beitrage einer Million Thaler zu Befriedigung der ſächſiſchen Allodialanſprüche enthoben bleiben, der König erwarte aber, daß der kaiſerliche Hof ſowohl, als die vermittelnden Mächte andere Mittel, den Kurfürſten von Sachſen auf billige Urt zu befriedigen, in Antrag bringen werden, wozu vielleicht auch die Abtretung der Herrſchaft Mindelheim beitragen könnte; Oeſterreich ſolle auf die Lehensrechte über die Grafſchaft Schönburg und andere Lehen in Sachſen, mit Ausnahme der Lauſitz, verzichten; dem Hauſe Mecklenburg ſolle die Befreiung von dem Gerichtsſtande der Reichsgerichte ertheilt und Preußen keine Schwierigkeit erregt werden, die fränkiſchen Fürſtenthümer mit ſeiner Primogenitur zu vereinigen; die jüliſch-bergiſche Erbfolge, rückſichtlich welcher der König mit Kurpfalz die Uebereinkunft vom Jahre 1741 zu erneuern keinen Anſtand nehme, gehöre nicht zu den gegenwärtigen Unterhandlungen. Auch dieſes Ultimatum nahm der Wiener Hof an. Alle dieſe Unterhandlungen fanden in Breslau Statt, die eigentlichen Friedensnegociationen wurden in Teſchen am 13. März eröffnet und die verſchiedenen Conventionen am 13. Mai unterzeichnet.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Neue Anſtalten. — Reiſe ins Innviertel. — Reiſe nach Rußland. — Beweggründe zur Reiſe nach Rußland. — Friedrichs Gegenmaßregeln.

Nachdem Joſeph durch den Frieden ſeiner Kriegsgeſchäfte enthoben war, ſetzte er, im Einverſtändniß mit der Kaiſerin, ſeine unermüdliche Sorgfalt für das gemeine Weſen fort. Verbeſſerung der Schulen und Akademien, Aneiferung der Studirenden und Ermunterung des Landbaues und der Induſtrie durch Ausſetzung von Prämien bildeten den wichtigſten Theil ſeiner Friedensgeſchäfte. Die Früchte dieſer Bemühungen zeigten ſich bald in nützlichen und ſchönen Werken. Joſeph bewies die Aufrichtigkeit ſeines Ausſpruches: „So ſehr ich die Schöngeiſter haſſe, ſo ſehr liebe ich die wahrhaft Gelehrten.“

Der letzte Krieg hatte bewieſen, daß Friedrichs Nachbarſchaft dem öſterreichiſchen Staate noch in ſeinen letzten Tagen gefährlich ſein könne. Oeſterreichs nördliche Grenzen gegen die Einfälle des eiferſüchtigen Königs zu beſchützen, auf daß es ihm nicht wieder gelinge, in einem Augenblick zwei Provinzen mit ſeinen Heeren zu überſchwemmen, ließ ſich Joſeph ſehr angelegen ſein. Er begab ſich in eigener Perſon, im Herbſte 1779, in Begleitung einiger ſachverſtändigen Ingenieure, nach Böhmen, um die Grenzen von Schleſien, der Lauſitz und Sachſen zu unterſuchen und die Mittel ausfindig zu machen, durch welche man ſie auf zweckmäßige Weiſe dergeſtalt befeſtigen könnte, daß es einem feindlichen Heere in Zukunft ſchwer ſein ſollte, über die Grenze einzudringen. Es wurden unter ſeiner Aufſicht die geeigneten Stellen zur Anlegung neuer Feſtungen aufgeſucht und die Pläne zu dem heutigen Thereſienſtadt und zu Joſephsſtadt entworfen. Zugleich wurden Anſtalten getroffen, die feſten Plätze Königsgräz und Eger noch wehrhafter zu machen. Bei dieſer Gelegenheit verſäumte er auch nicht, in den Provinzen Böhmen und Mähren, welche durch den Krieg außerordentlich gelitten hatten, die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen.

Von hier aus begab er sich in das neu erworbene Innviertel, wo ihn die ehemals bairischen Unterthanen mit Freuden erwarteten. Man hatte sich über die Stimmung dieses Kreises sehr getäuscht und sie unvermuthet erwünscht gefunden. Die schlechte Verwaltung unter dem bairischen Regiment und der allgemein verbreitete Ruf von des Kaisers seltenen Regententugenden waren die Ursache, daß man in den an Oesterreich abgetretenen Gegenden über den Wechsel des Landesherrn nicht sonderlich betrübt war.

Diesen kleinen Reisen im Innern der Erblande folgte bald eine größere, welche in politischer Hinsicht fast wichtiger war, als jene im Jahre 1777 nach Frankreich.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, hatte im Jahre 1779 den höchsten Gipfel ihres Ruhmes und ihrer Macht erreicht. Ihre seltenen Vorzüge und eine in damaliger Zeit außerordentliche Geistesbildung, so wie das natürliche und künstliche, durch gute Anstalten herbeigeführte Wachsthum ihrer Macht hatten ihr die Achtung von ganz Europa erworben — wenigstens jene Achtung, welche mit der Furcht verwandt ist. Alle Mächte der gebildeten Welt bewarben sich um ihre Freundschaft und brachten ihr Huldigungen dar, deren sich noch kein russischer Selbstherrscher von Seiten der europäischen Machthaber erfreut hatte. Da sie bei der großen Thätigkeit ihres Geistes sich mit den Angelegenheiten aller Staaten beschäftigte, um nie ihr Interesse zu übersehen, so gewann sie immer mehr Einfluß auf das Schicksal fremder Staaten. Ihre letzte Einmischung in die deutschen Reichshändel hatte ihr Ansehen vermehrt; man betrachtete sie in Deutschland von nun an als Schiedsrichterin in allen Streitigkeiten.

Preußen erfreute sich bisher der Freundschaft dieser ehrfurchtgebietenden Macht, und suchte fortwährend dieses unschätzbare Bündniß mehr und mehr zu befestigen und Oesterreich, mit Hülfe dieser Allianz, mehr und mehr seines Gewichtes in Deutschland und Europa zu berauben. Kaum war der bairische Erbfolgestreit beendigt, so schmiedete es schon wieder neue Pläne zur Einschränkung der Macht Oesterreichs, und unter diesen war die projectirte Tripelallianz (deren Entwurf bald

Friedrich II., bald dem Reis-Effendi zugeſchrieben wird) zwiſchen Rußland, Preußen und der Pforte der gefährlichſte. Der Zweck derſelben ſollte ſein: gegenſeitige Hülfeleiſtung, wenn eine der contrahirenden Mächte in ihren europäiſchen Staaten von einer andern Macht, unter was immer für einem Vorwande, angegriffen würde; dieſe Hülfe könnte entweder durch ein Hülfscorps, deſſen Stärke näher zu beſtimmen wäre, oder durch eine mächtige, gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu unternehmende Diverſion, worüber ſich die drei Höfe einverſtehen würden, geleiſtet werden. Es hieß, dieſes Project ſei durch Frankreich veranlaßt worden, eine Sage, die Friedrich ſogleich beſtimmte, auf dieſe Tripelallianz einzugehen. Auch in Rußland fand dieſer Plan Freunde, die ſich bemühten, die Kaiſerin zur Ausführung deſſelben zu bewegen. Zwar zeigte Katharina den größten Widerwillen gegen ein ſo ſeltſames Bündniß, in dem ſich zwei chriſtliche Mächte mit einer barbariſchen gegen eine andere chriſtliche Macht vereinigen ſollten; allein Friedrich gab darum ſein Syſtem nicht auf. Oeſterreich auf allen Seiten zu ſchwächen war ſein Lebenszweck. Es war daher dringend nöthig, Rußlands Beiſtand zu gewinnen und den für Oeſterreich ſo gefährlichen Einfluß Friedrichs auf den Petersburger Hof zu vernichten.

Um dieſe wichtigen Zwecke zu erreichen, mußte der Wiener Hof einen Geſandten von ſehr hohem Range nach Rußland ſenden. Katharina's Eitelkeit war weltbekannt; der König von Preußen hatte nur dieſer Schwachheit und ſeiner ungemeſſenen Schmeichelei und erheuchelten Ehrfurcht die Freundſchaft Rußlands zu verdanken. Eine Auszeichnung von Seiten des Wiener Hofes mußte Katharinen noch ungleich willkommener ſein. Deshalb beſchloß Joſeph, in eigener Perſon die Sendung zu übernehmen und durch ſeinen perſönlichen Einfluß auf die Geſinnungen des ruſſiſchen Hofes einzuwirken.

Dieſer Vorſatz Kaiſer Joſephs kam im Anfang des Jahres 1780 zur Reife. Am 26. April 1780 trat Joſeph ſeine Reiſe in gewohnter Begleitung und, wie immer, incognito an. Die Provinzen Mähren und Galizien erfuhren bei Gelegenheit ſeiner Durchreiſe die rühmlichſten Beweiſe der landesväterlichen Sorgfalt eines Monarchen, wie deſſen ſämmtliche Reiſen einen gleich wohlthätigen Zweck hatten, die allgemeine

Wohlfahrt zu befördern, die Macht und das Anſehen des Staates zu befeſtigen.

Er verließ den 18. Mai Lemberg, wo er fünf Tage verweilt, von Jedermann Bittſchriften mit Güte angenommen und viele weiſe Anordnungen getroffen hatte, und fuhr mit einem Gefolge von 27 Perſonen in ſieben Wagen nach Brody, der letzten Stadt an der Grenze Polens. Das Gefolge erhielt hier die von dem Kaiſer eigenhändig geſchriebenen Verhaltungsbefehle: 1) Niemand nenne mich im Auslande Kaiſer oder Majeſtät, ſondern blos Graf von Falkenſtein; 2) Niemand ſpeiſe ohne meine ausdrückliche Erlaubniß an einem fremden Tiſche; 3) Niemand führe mit den Fremden allzulange Geſpräche; 4) Jeder bezahle die erkauften Sachen, ohne zu handeln; 5) Niemand laſſe ſich verleiten, Jemanden zu ſchimpfen oder zu ſchlagen; 6) Keiner treibe die Fuhrleute an, und wenn dieſe auch den Wagen umwerfen, ertrage er es geduldig.

Von der galiziſchen Grenze ging die Reiſe durch Podolien und die Ukraine nach Kiew, wo der Kaiſer am 25. Mai eintraf. Dieſe Stadt, am Dniepr gelegen, den Ruſſen gehörig, iſt ungeheuer groß, elegant, aber größtentheils von Holz gebaut, mit einer dreifachen Befeſtigung verſehen und berühmt durch die prächtigen Kirchen der Schismatiker, ihre vergoldeten Thürme und merkwürdigen Höhlen. Der Kaiſer beſuchte den Erzbiſchof und fand zu ſeiner Verwunderung in den ruſſiſchen Prälaten gebildete Männer, welche verſicherten, ſie wünſchten die Vereinigung (mit der römiſchen Kirche). Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, der römiſche Kaiſer ſei nach Rußland gekommen, um dieſe Vereinigung zu bewerkſtelligen! An den Grenzen des Reichs empfing Romanzow den Kaiſer, wider die genommene Abrede, mit großer militäriſcher Auszeichnung. Daſſelbe geſchah auf dem ganzen Wege, und es fanden ſich überall Truppen in den verſchiedenen Stationen zum Befehle und zur Begleitung des Kaiſers aufgeſtellt; allein er begnügte ſich, ihren verſchiedenen kriegeriſchen Uebungen beizuwohnen. Auf Befehl der Kaiſerin waren von der polniſchen Grenze an, durch die Arbeit vieler Tauſende, alle Wege geebnet, mit Ehrenpforten und Bäumen geſchmückt und mit Blumen beſtreut, Dörfer und Städte, durch welche

der Kaiſer des Nachts kam, feſtlich beleuchtet. Ein ungeheurer Zulauf des frohlockenden Volks verherrlichte die rieſigen Anſtalten, welche weniger darauf berechnet ſchienen, den Fremden zu ehren, als vielmehr den Ruf von der Macht und dem Reichthum der Czarin zu vermehren. Joſeph ließ ſich durch den Glanz, in welchen ſich auf einen Augenblick das armſelige, faſt verheerte Land kleidete, nicht verblenden; allein die Politik gebot ihm, für ſolchen Empfang ſich dankbar zu zeigen. Nach dreitägigem Verweilen zu Kiew hörte er, die Kaiſerin ſei auf dem Wege, und nun eilte er Tag und Nacht, um ihr zu Mohilew zuvorzukommen. Schon am 2. Juni langte er dort an. Die Kaiſerin hielt hier am 4. um zehn Uhr Morgens unter dem Donner der Geſchütze und dem Geläute aller Glocken ihren Einzug. Sie fuhr in einem Wagen, der von zehn Poſtpferden gezogen wurde; ihr zur Seite ſaß das Fräulein und die Fürſtin Potemkin, voran fuhren drei andere Damen vom erſten Adel, einige Große des Reichs begleiteten ſie mit hundert Reitern, denen ſich nur wenige Perſonen des polniſchen Adels angeſchloſſen hatten. Sie war nur wenig geſchmückt und wollte, ſo weit es der Majeſtät in Rußland erlaubt iſt, die Einfachheit des Kaiſers nachahmen. So wie ſie die Stadt betreten, begab ſie ſich geraden Wegs in die Kirche, wohnte dem Gottesdienſte, welchen der ſchismatiſche Biſchof hielt, eine Stunde lang bei und fuhr dann in die für ſie bereitete Wohnung, die ganz neu aus Holz, aber ſehr bequem gebaut worden war, wo ſie der Kaiſer in Begleitung des Generals Browne beſuchte. Er trug ein einfaches, aſchgraues Kleid, ohne irgend ein Abzeichen ſeiner Würde, und ſeine Einfachheit ſtach ſeltſam ab gegen den ihn umgebenden Prunk. Die Kaiſerin hatte ihn mit großer Sehnſucht erwartet und mit noch größerer Zuneigung empfangen. Er unterhielt ſich beiläufig eine Stunde insgeheim mit ihr und ſpeiſte auch bei ihr, was während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts geſchehen iſt.

Täglich wurden zur Unterhaltung des hohen Gaſtes verſchiedene Schauſpiele gegeben; Bälle, Opern, Komödien, Beleuchtungen, Feuerwerke u. ſ. w. wechſelten unaufhörlich mit einander ab.

Am 9. Juni reiſten Katharina und Joſeph nach Smolensk. Sie fuhren in einem Wagen, was den Kutſcher der Kaiſerin veranlaßte,

zu sagen: „er rühme sich, in dem engen Raume eines Wagens zwei Mächte zu führen, für welche der Erdball fast zu klein sei.“ Dieser Witz trug dem vornehmen Kutscher von Seiten des Kaisers 1000 Ducaten, von seiner Herrin aber 6000 Rubel ein. Smolensk, am Dniepr gelegen, ist eine sehr große Stadt, blos von einer einfachen Mauer und einem Graben umgeben. Auch hier wurden verschiedene Schauspiele gegeben. Nach drei Tagen ging die Kaiserin nach Petersburg, Joseph nach Moskau. Den 17. Juni empfing man den Kaiser zu Moskau unter großem Zulauf und freudiger Begrüßung der Einwohner. Alle Straßen und Fenster, an denen der Kaiser vorbeizog, waren von Neugierigen besetzt. Der Kaiser blieb hier sieben Tage, eine Zeit, welche kaum hinreichte, die ungeheure Stadt theilweise kennen zu lernen. Indessen wurde nichts Sehenswürdiges übergangen. Den 24. Juni verließ der Kaiser Moskau und legte den Weg nach Petersburg in drei Tagen zurück. Die dahin führende Straße gab jedoch dem Kaiser keinen Anlaß zur Bewunderung der Fürsorge der Kaiserin für Vermehrung der öffentlichen Bequemlichkeit. Den 27. Juni langte Joseph in Petersburg an. Die Kaiserin erwartete den Monarchen in ihrer Sommerresidenz Zarskoe-Selo, drei Meilen von Petersburg, und nachdem sie drei Tage lang mehrere Schauspiele genossen, gingen sie nach Petershof, einer sehr angenehmen Residenz, vierthalb Meilen von Petersburg, wo die Newa sich ins Meer ergießt. Das Peter-Paulsfest, welches zum Andenken an die Krönung der gegenwärtigen Kaiserin alljährlich zu Peterhof begangen wurde und aus der ganzen Umgegend unzähliges Volk herbeiführte, gewährte dem Kaiser ein wunderbares Schauspiel. Der kaiserliche Garten war während der ganzen Nacht festlich beleuchtet; die großen Springbrunnen, der Fluß, dessen Fluthen sich am Felsen brachen und von tausend Lampen erleuchtet waren, der Canal, durch die Mitte des Gartens bis ans Meer sich ziehend und ganz in Feuer glänzend, sechs festlich erleuchtete Schiffe auf der See, Feuerwerke, Musik, Sänger und Sängerinnen — Alles das vereinigte sich zu einem fast mährchenhaften Anblick. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte verließ Joseph am 18. Juni Petersburg. Sein Rückweg führte über Riga, Litthauen und Polen (jedoch mit Vermeidung von

Warſchau) nach Zamosk auf öſterreichiſchem Gebiete, wo er am 3. Auguſt eintraf.

Des Kaiſers große Leutſeligkeit wurde in Rußland noch mehr geſchätzt, als in Frankreich. Handwerker und Künſtler ſprachen mit ihm, wie mit ihres Gleichen, und der Kaiſer freute ſich ihrer Belehrung. An öffentlichen Plätzen, wo Menſchen aus allen Ständen verſammelt waren, weilte er am liebſten, wenn er der einſamen Wanderungen zur Aufſuchung merkwürdiger Alterthümer und intereſſanter Anſtalten überdrüſſig war.

Bei dieſer Methode, die innere Beſchaffenheit eines fremden Staates zu erforſchen, und dem natürlichen Scharfblick Joſephs konnten ihm die Gebrechen des ruſſiſchen Reiches eben ſo wenig unbekannt bleiben, als ihm die Mängel des franzöſiſchen unbekannt geblieben waren. Die aſiatiſche Pracht, womit ſich Katharina umgab, und der coloſſale Luxus in den öffentlichen Anſtalten, die Herrlichkeit der Reſidenz und Schönheit der Paläſte konnten Joſephs Augen die innere Schwäche und verhältnißmäßige Armuth des ruſſiſchen Reiches nicht verbergen. „Die furchtbaren, nachtheiligen Folgen des letzten Krieges waren überall noch ſichtbar, die Lücken der Bevölkerung waren noch nicht ausgefüllt, der Zuſtand der Armee konnte einen Kenner, wie Joſeph, nicht befriedigen. Die grenzenloſe Verſchwendung des Hofes machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich, bei ſchimmernder Pracht fehlte in den Caſſen oft das Geld zu den dringendſten Bedürfniſſen.“ Die moraliſche Verderbtheit der Gewalthaber ließ keine wahre Fürſorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichem Eifer und Gewiſſenhaftigkeit bei Verwaltung der Geſchäfte fehlte es überall, gute Rechtspflege, Beförderung der Induſtrie und des Wohlſtandes ſah man entweder gar nicht oder doch nur zufällig vorhanden. Die Unzufriedenheit war deshalb auch allgemein, und die Kaiſerin zitterte vor ihrem Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächſten Umgebungen, ſie fürchtete ſogar ihren eigenen Sohn, da ſie bei ſeiner Volljährigkeit eigentlich verpflichtet war, ihm den Thron zu überlaſſen. Sie fürchtete ſelbſt ihren Günſtling Potemkin, von dem ſie faſt gänzlich abhängig war.

Alle dieſe Bemerkungen ſtimmten Joſephs Achtung für Katha-

rinen gewaltig herab. Er verließ endlich Rußland, gleich erstaunt über dies Gemisch von Verfeinerung und Barbarei, von Größe und Schwäche. Er konnte nicht begreifen, wie eine Frau von solchen Gaben dennoch über die Schwächen ihres Geschlechts nicht erhaben und selbst von ihren Günstlingen abhängig sein könne.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Görtz über Joseph. — Politische Folgen der Zusammenkunft mit Katharina II.

Die überaus günstige Aufnahme, welche Joseph am Petersburger Hofe gefunden hatte, machten Friedrich und den Grafen von Görtz äußerst bestürzt. Der Letztere spielte wieder seine beliebte Rolle als Späher am russischen Hofe und beobachtete jeden der Schritte des Kaisers. Zu welchen Künsten die Angst des preußischen Hofes den Grafen von Görtz bestimmte und wie sehr er bemüht war, die parteiische Ansicht von Josephs persönlichem Charakter mit Hilfe Panins und Anderer am Hofe geltend zu machen, ersieht man am besten aus des Grafen eigenem Berichte, worin es unter Anderem heißt:

„Mehr als die Hof- und Salon-Anekdoten interessirten den Grafen von Görtz die geheimen Unterhandlungen des Kaisers. Während seines Aufenthalts in Petersburg hatte der Kaiser mehrere Unterredungen mit dem Grafen Panin, theils allein, theils in Gegenwart der Kaiserin. Er überhäufte dabei diesen alten Minister mit Lobeserhebungen auf Kosten seines eigenen Ministers, des Fürsten Kaunitz. Graf Panin benutzte eine dieser Unterredungen, um dem Kaiser die Bemerkung zu machen: „Nach seiner Ueberzeugung werde Europa der Allianz der Höfe von Wien und Petersburg mit Frankreich und Preußen seine Ruhe zu verdanken haben; daher sei es Pflicht der großen Mächte, diese Wohlthat der Menschheit zu verschaffen.“ Weit entfernt, zu widersprechen, erkannte Joseph die Richtigkeit dieser Be-

merkung. Ja, bei einer nachfolgenden Unterredung kam er selbst auf diese Grundsätze zurück; Rußlands und Preußens Allianz, versicherte er, sei zur Aufrechthaltung der Ruhe Europa's nothwendig, hinzufügend jedoch: sein einziger Zweck sei, sich Rußlands Freundschaft zu erwerben."

„Auch des Fürsten Potemkin Versicherungen konnten den Grafen über des Kaisers Plane und deren Erfolg vollkommen beruhigen. Es sei sehr natürlich, sagte Potemkin, daß man sich durch so einen Besuch geschmeichelt finde; aber dies ändere an dem bisherigen Systeme nichts."

„Ungeachtet dieser übereinstimmenden Versicherungen hatten doch zwischen Katharina und dem Kaiser persönlich vertraute Unterhandlungen und selbst Verabredungen stattgefunden, worüber man aber erst später Aufschlüsse erhielt. Joseph II. wollte die Allianz Preußens mit Rußland trennen und sich der erstern Macht gegen die letztere versichern; Katharina II. suchte Oesterreichs Allianz, um ihren Plan gegen das osmanische Reich auszuführen. Der Erstere machte der Kaiserin den Antrag, er wolle die Pforte in den gehörigen Schranken halten und ihr die Mittel nehmen, den Frieden und die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören; dagegen hätte die Kaiserin die nämliche Verpflichtung gegen Preußen zu übernehmen. Auf diesen Antrag ging die Kaiserin nicht ein, weil solches ihrer Allianz mit Preußen zuwider sei, vielleicht auch, weil sie besorgte, sie könnte dadurch in einen Krieg in Europa verwickelt und in ihrem Vorhaben gegen die Pforte gehindert werden. Aber Katharina, welche allein, und ohne Jemand zu Rathe zu ziehen, die Politik leitete, beschäftigte sich von nun an mit dem Plane, zu gleicher Zeit mit den beiden Höfen alliirt zu sein."

Dieser Bericht ist, so weit er politischen Inhalts ist, theilweise glaubwürdig. Indessen bewies die folgende Zeit, daß es Joseph vollkommen gelungen war, den Einfluß Preußens auf Rußland zu vernichten. Seine Persönlichkeit, welche Katharina bisher nur aus entstellenden Berichten kennen gelernt hatte, machte den besten Eindruck auf sie; denn sie erkannte, daß seine guten Eigenschaften nicht affectirt, sein Wille edel seien. Daher mag sie auch seine Entwürfe wohlwollend zu unterstützen und Preußens Allianz abzubrechen versprochen haben. Auch scheint sie,

nach der Verſicherung Dohms, den Plan zur Befeſtigung der deutſchen Reichswürde, welchen Joſeph hegte, gut aufgenommen zu haben. Kaiſer Joſeph habe nämlich gewünſcht, den Erzherzog Franz, ſeinen Neffen, zum römiſchen König gewählt zu wiſſen; denn es ſei ſeine Abſicht geweſen, dieſem unter ſeinen Augen gebildeten, durch die liebenswürdigſte Perſönlichkeit ausgezeichneten Prinzen, mit Uebergehung ſeines Vaters Leopold, die unmittelbare Nachfolge zu ſichern.

Um das Wohlwollen der Kaiſerin und Potemkins von allen Seiten zu unterſtützen, bemühte ſich Joſeph, auch auf den Petersburger Staatsrath Einfluß zu gewinnen und die Freundſchaft mit dem britiſchen zu befeſtigen. England ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das Uebergewicht Preußens zu vernichten und ſeine Verhältniſſe zu Oeſterreich wieder herzuſtellen. Der engliſche Geſandte Sir James Harris, ſpäter Lord Malmesbury, unterſtützte den Kaiſer mit dem größten Erfolg.

Wie vollkommen die durch dieſe Zuſammenkunft bewirkte Sinnesänderung bei Katharina geweſen iſt, bezeugt ihre Aeußerung über Friedrich II. „Er war nur," ſagte ſie, „ein räuberiſcher Alter, der lediglich auf ſeinen Vortheil ſah und eine ränkevolle, treuloſe Staatsklugheit hatte." Dagegen ergoß ſie ſich in Lobeserhebungen über Joſephs II. Offenheit und Anmuth und nannte ihn den vollkommenſten Mann ſeiner Zeit. Selbſt die preußiſche Partei mußte ſich nun geſtehen, daß Joſeph ſeinen Zweck vollkommen erreicht habe.

„Gewiß hat Joſeph II.," ſchreibt Dohm, „von ſeiner Reiſe nach Petersburg den wichtigen Vortheil gehabt, daß er ſich die Ueberzeugung verſchaffte, Katharina II. lege einen viel höhern Werth auf eine Allianz mit Oeſterreich und perſönlich mit ihm, als auf die mit Preußen."

Indeſſen glaubte Friedrich einen Verſuch machen zu müſſen, das alte Verhältniß wieder herzuſtellen und den günſtigen Eindruck, welchen Joſeph gemacht hatte, zu verwiſchen. Man glaubte dies durch die Perſönlichkeit des Prinzen von Preußen bewerkſtelligen zu können. Man rüſtete daher dieſen zu einer Reiſe nach Petersburg aus, wo er durch ſeine Erſcheinung Joſeph verdunkeln ſollte. Friedrich ſelbſt beſorgte mit großer Sparſamkeit das Reiſegeräthe des Prinzen und ſetzte

ihm eine äußerſt geringe Summe (30,000 Thaler) für die Reiſekoſten aus. Dabei durfte der Prinz nicht incognito reiſen, ſondern ſollte mit allem, ſeinem hohen Rang und der Würde des preußiſchen Hofes angemeſſenen Glanz erſcheinen. Die Kaiſerin jedoch, welche über dieſen Beſuch nicht ſonderlich erfreut war, hielt den Prinzen durch allerlei Vorwände bis zum 27. Auguſt in Riga zurück. Als er nun endlich in Petersburg erſchien, erregte ſein buntſcheckiges krauſes Gefolge, ein ſeltſames Gemiſch von Pracht und Sparſamkeit, große Heiterkeit am ruſſiſchen Hofe. De Ligne und Potemkin machten ſich ziemlich laut über die preußiſche Armuth luſtig, und die Kaiſerin hörte ihre Scherze mit Vergnügen an. Sie ſelbſt fand den Prinzen blöde und ſchwerfällig, und er hielt ſeinerſeits den Empfang der Kaiſerin für kalt und unſchmeichelhaft. Es wurden ihm zu Ehren zwar Feſtlichkeiten gegeben, aber dieſe waren am ruſſiſchen Hofe nichts Ungewöhnliches. An unverkennbaren Zeichen aufrichtiger Aufmerkſamkeit ließ es jedoch die Kaiſerin fehlen, und der Adel folgte genau ihrem Beiſpiel. Ueberall nahm man ihn kalt auf, wodurch ſeine Verlegenheit und die Entfremdung der Kaiſerin zunahm. Endlich ging Katharina ſo weit, ihr Mißfallen zu äußern und dem Grafen von Panin anzudeuten, daß dieſer Beſuch ſie langweile. Statt die gute Meinung der Kaiſerin von dem Kaiſer vermindert zu haben, hatte er ſie vielmehr erhöht und reiſte ſehr mißvergnügt ab. Der Zweck ſeiner Sendung war ſo vollkommen verfehlt, daß Katharina ſelbſt nicht zu bewegen war, den im Jahre 1764 auf acht Jahre geſchloſſenen Allianzvertrag, wie ſolches im Jahre 1772 geſchehen war, zu erneuern. Vergeblich waren alle Bemühungen Friedrichs II., die Erwählung des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Münſter zu hintertreiben. Die ruſſiſche Kaiſerin erwiderte alle diesfalls gemachten Anträge mit beſtimmter Weigerung. Sie erklärte: ſie habe beſchloſſen, Maria Thereſia mit ihrer ganzen Macht zu unterſtützen, und gab Befehl, allen ihren Miniſtern an den deutſchen Höfen zu melden, daß ſie die Erwählung Maximilians fördern möchten. Somit war Friedrichs Einfluß auf Katharina gänzlich vernichtet.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Tod der Kaiserin.

Maria Theresia war es nicht mehr vorbehalten, die Früchte dieser frohen Ereignisse zu erleben. Das Schicksal schien ihr für das Unglück ihrer Jugend Ersatz zu leisten, indem es ihr einen heiteren Lebensabend bescheerte. Das feste Vertrauen dieser frommen Fürstin auf des Himmels unwandelbare Gerechtigkeit mußte in ihren letzten Tagen seine Bewährung finden. Sie sah ihren bittersten, ungerechtesten Feind gedemüthigt und der Seelenheiterkeit beraubt, ihren Staat blühend, ihres Hauses Macht größer als je, ihre Familie hoch geachtet in ganz Europa wegen ihrer eigenen und der Tugenden ihrer berühmten Söhne Joseph und Leopold. Das Morgenroth des Friedens beleuchtete ihre glückliche Zeit, aus den Wohnungen ihres Volkes stiegen Segenswünsche der Wohlbesorgten für ihr Heil zum Himmel. Jetzt war der Zeitpunkt zu sterben, angelächelt von der Heiterkeit der Scene zu entschlafen, um die nahen Stürme einer neu anbrechenden Zeit nicht mehr zu sehen.

Schon lange litt Maria Theresia in Folge ihrer großen Beleibtheit am Stickfluß. Ihre Gesundheit wurde immer schwächer, ihre angeschwollenen Füße so kraftlos, daß sie nur durch fest einschnürende Camaschen einige Festigkeit erhielten. Am 19. November ward sie endlich von einem starken Brustkatarrh befallen, der schon am 26. höchst bedenkliche Symptome herbeiführte und am 29. Abends um neun Uhr ihr Leben endigte. Sie befand sich in diesem Augenblick der Abrufung im 62. Jahre ihres Lebens und im 41. ihrer Regierung.

Bis zum letzten Augenblick zeigte diese außerordentliche Frau eine Ergebung in den Willen des Himmels, die von einer ungemeinen Seelenstärke Zeugniß gab. Die heftigsten Leiden konnten ihr keine Klage, keine Regung von Ungeduld entreißen, und nichts fürchtete sie so sehr, als eine Verwirrung ihrer Gedanken in dem Augenblick der stärksten Prüfung. Nur einmal rief sie betend: „Gebe Gott, daß es bald

ende, ſonſt weiß ich nicht, wie ich es ertragen ſoll.“ In demſelben Sinne ſagte ſie zu dem Erzherzog Maximilian: „Bis jetzt hat mich meine Feſtigkeit und Standhaftigkeit nicht verlaſſen. Bitte Gott, nach welchem meine Sehnſucht ſteht, daß ich ſie bis zum letzten Augenblick behalte.“ Von Schmerz vernichtet ſtand Joſeph vor ihr und ſchluchzte. „Schone mich,“ rief ihm die Mutter zu, als ſie es bemerkte, „dieſer Anblick könnte mich um meine Feſtigkeit bringen.“

Nachdem ſie das Sacrament empfangen, ließ ſie ihre ganze Familie zu ſich berufen und redete ſie folgendermaßen an: „Liebe Kinder, ich habe nun die heiligen Sacramente empfangen, und ich weiß, es iſt keine Hoffnung zur Geneſung mehr. Erinnert euch, mit welcher Sorge und Kümmerniß euer Vater, der ſelige Kaiſer, und ich ſtets an eurer Erziehung gearbeitet, wie ſehr wir euch ſtets geliebt, und wie wir Alles, was euch glücklich machen konnte, euch zu verſchaffen bemüht geweſen. Da Alles, was ich auf dieſer Welt habe, dir von Rechtswegen gehört,“ ſagte ſie, auf Joſeph hinblickend, „ſo brauche ich darüber nicht zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir und werden immer mein bleiben. Ich übergebe ſie dir, ſei ihnen Vater! Ich werde ruhig ſterben, wenn du mir verſprichſt, durchaus und überall für ſie zu ſorgen.“ Nun richtete ſie ihr Wort an die übrigen Kinder und ſagte: „Fortan betrachtet den Kaiſer als euern Gebieter; gehorcht ihm und achtet ihn als ſolchen! Folgt ſeinem Rath, vertraut ihm, liebt ihn aufrichtig, damit er Urſache habe, euch ſeine Sorge, ſeine Freundſchaft, ſein Wohlwollen zu ſchenken.“ Als ſie durch dieſe Reden alle ihre Kinder außer Faſſung ſah vor Schmerz, bat ſie die Frauen, ſich in ein Nebengemach zu verfügen.

Nachdem dies geſchehen war, beſprach ſie ſich in den Zwiſchenräumen der häufigen Ohnmachten mit dem Kaiſer über die Regierungsangelegenheiten. Sie ſchilderte in gedrängten Umriſſen den Zuſtand jeder einzelnen Provinz, deren Bedürfniſſe und Verwaltungsart, und gab dem Kaiſer ſo treffliche Rathſchläge, daß er nachher oft geſtand, die Regeln der Staatsverwaltung und Politik, welche ſie in ihrer Sterbeſtunde mit matter Zunge gab, hätten dem Geiſte Montesquieu's Ehre gemacht. Sie ermahnte Joſeph mit beſonderem Nachdruck, zu wachen

über die Bedürfnisse der Unglücklichen, und niemals von der Religion seiner Väter abzulassen. Hierauf traf sie noch einige Verfügungen, schrieb dem Fürsten Kaunitz einen Danksagungsbrief für seine geleisteten Dienste, trug dem Kanzler von Ungarn, Grafen von Esterhazy, auf, der ungarischen Nation für ihre Anhänglichkeit zu danken, und ließ sie bitten, dasselbe für Joseph zu thun, was sie für sie gethan hatten.

Als sich der Augenblick ihrer Auflösung immer mehr näherte, ließ sie sich eine Erbauungsschrift vorlesen. Ihre Vorleserin wollte eine Todesbetrachtung, welche in dem Buche stand, überschlagen, aber Maria Theresia verlangte Alles zu hören. Allein die Kraft dazu versagte der bekümmerten Leserin, sie brach in lautes Weinen aus. „Geh'," sagte die Kaiserin, „und wenn du ausgeweint hast, komm wieder und lies weiter."

„Ihr seid Alle so zaghaft," sagte sie bei einer andern Gelegenheit zu einer Wärterin, „ich fürchte mich nicht im Geringsten vor dem Tode. Schon seit fünfzehn Jahren mache ich mich mit ihm bekannt." Ein anderes Mal sagte sie zu einer Hofdame, welche ihr das Kissen zurecht legen wollte, damit sie schlafen könne: „Nein, laßt mich doch nicht schlafen, ich will den Tod kommen sehen, und ihm so steif, als ich vermag, in's Gesicht sehen." Um die kalte Luft, welche sie sehr liebte, noch einmal zu genießen, ließ sie sich an ein Fenster führen. Der Tag war in Nebel gehüllt, und Theresia bemerkte lächelnd: „das Wetter ist nicht das günstigste zu einer so weiten Reise."

In der Nacht vom 28. auf den 29. sprach sie lange mit Joseph, der sie ersuchte, sich doch etwas Ruhe zu gönnen. Sie antwortete aber: „in einigen Stunden soll ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen, und du meinst, ich könne schlafen?" Den größten Kummer machte ihr die Zurücklassung ihrer Kinder und ihrer vielen Schützlinge, die sie insgeheim unterstützte, und für welche sie besorgte, sie würden in Zukunft verwaist sein. „Könnte ich unsterblich sein," sagte sie einige Augenblicke vor ihrem Tode, „so wünschte ich es nur, um die Unglücklichen zu unterstützen."

Als endlich ihr Auge brach und der Tod schon in ihr tobte, fragte sie wiederholt: „sind das die letzten Todeszüge?" Als der Arzt ihr

hierauf sagte, daß sie es noch nicht wären, seufzte sie und sagte: „Nun, so müssen die letzten denn noch sehr schwer sein.“ In der brennenden Hitze, welche sie zuletzt überfiel, versuchte sie eine Bewegung nach Athem und Kühlung, worauf aber ein krampfhafter Anfall erfolgte, der sie gewaltig emporwarf. Es schien, als sie sich so aufrichtete, als wolle sie ihren Lehnstuhl verlassen. „Wohin wollen Ew. Majestät?“ fragte der Kaiser besorgt, da er ihr stieres Auge erblickte, das zum Himmel gerichtet war. „Zu dir hinauf! — ich komme —“ antwortete die Kaiserin, und sank leblos zurück. Der Kaiser küßte ihr den letzten Athemzug von den Lippen und sank von Schmerz überwältigt zu Boden.

Die Charakteristik dieser trefflichen Frau im ersten Buche dieser Geschichte wird durch wenige Züge in der Skizze vollendet. Zu der Frömmigkeit und Herzensgüte, welche dieser Fürstin den Beinamen der Gütigen hätten erwerben sollen, gesellte sich eine wunderbare Festigkeit des Willens, welche weder durch ihr Geschlecht, noch durch ihre Erziehung gerechtfertigt wurde. Dennoch war ihr Gemüth nicht so gegen alle äußeren Eindrücke gewappnet, daß man sie wie andere Fürstinnen ein Mannweib hätte nennen können. Sie verzichtete auf den Ruhm unweiblicher Eigenschaften, auf den Ruhm der Fürstengröße, und war um so mehr eine große Frau. Ihr Temperament war sanguinisch, reizbar, leicht zum Zorn gereizt, aber eben so leicht besänftigt. Sie vergab gern, wenn man nur gegen sie fehlte, und suchte mit Eifer wieder gut zu machen, wo sie gefehlt zu haben glaubte. Ihre Arbeitsamkeit war unermüdlich, und die Sorgfalt für ihr Land der wichtigste Zweck ihres Lebens. Obgleich an ihrem Hofe viel auf Anstand und Etiquette gehalten wurde, war sie doch gegen ihre Unterthanen bis zur Selbstvergessenheit leutselig und herablassend, wenn irgend ein Anlaß ihr Gemüth in Bewegung brachte. Sie betrachtete ihr Volk als ihre Familie. Als sie einst spät am Abend durch einen Courier die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn Leopold von seiner Gemahlin mit einem Prinzen beschenkt worden sei, rannte sie, vor Freude außer sich, im Nachtkleide, wie sie war, durch die verschiedenen Gänge und Corridors der Burg in die kaiserliche Loge des Burgtheaters und rief laut in's Parterre

hinab: „Der Lepold hât an Buab'n!“ Alle dieſe Eigenſchaften machten ſie zum Abgott ihres Volks.

Was ihre Leibesgeſtalt betrifft, ſo war ſie in jüngeren Jahren eine der ſchönſten Frauen in Europa. Sie hatte mehr als gewöhnliche Frauengröße und ihr Körper war durch das ſchönſte Ebenmaß ausgezeichnet. Ihr ovales Geſicht gewann an Liebreiz durch den Zug der Güte, der ihre Lippen umſpielte, und den Glanz ihrer grauen Augen. Mit ihrem Vater hatte ſie, außer der gebogenen Naſe, wenig Aehnlichkeit und die „öſterreichiſche Lippe“ war bei ihr verſchwunden. Ihr Haar war mehr blond als braun, ihre Stimme hell, die Sprache raſch, begleitet mit lebhafter Geberde und dem feurigſten Ausdruck in der Bewegung. Ihre Haltung war voll Würde. Als ſie jedoch älter ward, wurde ſie ſehr fett, verlor alles Ebenmaß, ihr Geſicht ward von den Pocken und durch Beſchädigung bei einem Sturz aus dem Wagen gänzlich entſtellt.

Bei ihrem Putz nahm ſie nie ihre Zuflucht zur Kunſt. Ihr Haar war unter der ſchwarzen Florhaube glatt zurückgeſtrichen und im Nacken ſehr kurz geſchnitten. Sie trug es ſtets gepudert. Seit des Kaiſers Tode hatte ſie die Trauerkleider nie abgelegt. In ihrer Jugend war ſie jedoch dem Vergnügen ergeben, liebte Tanz, Redouten und alle öffentlichen Luſtbarkeiten ſehr. An Hoftagen ſpielte ſie im Geſellſchaftsſaal Karte, außerdem nicht. Aus Betrübniß über den Tod ihres Gatten hat ſie ſeit dem Verluſt deſſelben nie das erſte Geſchoß der Burg bewohnt. Ihre Zimmer befanden ſich im zweiten, an der Mittagsſeite, wiewohl ſie ſich aus der Kälte ſo wenig machte, daß ſie auch mitten im Winter ihre Fenſter den ganzen Tag offen hatte und oft das Feuer ausgehen ließ. Der Kaiſer, der ſehr froſtig war, trug immer einen Pelz, wenn er ſie beſuchte. Ihre Trauer um ihn blieb ſich immer gleich. Als ſie am 18. November das letzte Mal die Gruft deſſelben beſuchte, ſagte ſie zum Kapuziner-Guardian, er würde ſie nicht wieder ſehen.

Durch Thereſia's Tod war Joſeph von dem letzten und ſtärkſten Hinderniß ſeiner Thatkraft befreit. Zugleich mit dieſer großen Frau ging ihre Zeit unter, und mit Freude und Bangigkeit ſah das öſter-

reichische Volk dem anbrechenden Tag der Bewegung entgegen. Die größere Menge zeigte durch tiefe Trauer und laute Klagen, wie wenig sie geneigt sei, eine neue Ordnung der Dinge zu sehen. Europa erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit die neuen Dinge und Friedrich rief aus: **Voilà un nouvel ordre des choses!**

Vierundzwanzigstes Capitel.

Joseph, Selbstherrscher **virtute et exemplo.** — Zur Charakteristik seines Planes. — Erste Maßregeln. — Reise nach den Niederlanden.

Noch nie starb ein Fürst, ohne in seinem Reiche unendlich viel zu wünschen übrig zu lassen. Auch nach Maria Theresia's Tod befand sich die österreichische Monarchie keineswegs in einem Zustande, der einen Stillstand derselben hätte erlauben können. Das Meer der Kümmernisse und Leiden, mit welchen die Zeit den Boden des Völkerglücks überschwemmt, war nicht ausgeschöpft, kaum ein wenig zurückgedämmt worden. Noch zeigte sich in der äußern Erscheinung dieses Staates, im Vergleich mit den civilisirten Staaten Europa's, ein unverhältnißmäßiger Rückstand, dessen Ursachen so nahe zu liegen, so leicht ergreiflich und zu beseitigen schienen, daß es einen von solcher Macht unterstützten Feuergeist, wie den Josephs **II.**, drängen mußte, sie unwirksam zu machen.

Europa sah mit Spannung den reichbegabten Sohn der Kaiserin Maria Theresia den Thron besteigen. Joseph stand in der Blüthe seines Alters. Volle Manneskraft vereinigte sich in ihm mit einer schönen, einnehmenden Gestalt, und die Stärke seines Geistes entsprach der Vollkommenheit seines Körpers. Seine Zerstreuung war Arbeit, seine Natur erforderte unaufhörliche Bewegung.

Kaum im Besitz der Regierungsgewalt setzte er ein Cabinet zusammen, in welchem er mit einigen Secretären vom Morgen bis in die Nacht arbeitete. Ueberzeugt, daß die Hauptgebrechen des Staates ihre Symptome oft in den geringfügigsten Erscheinungen verrathen, wendete er seine Aufmerksamkeit auch den kleinsten Dingen zu und gab zu jeder

Stunde des Tags den Beschwerden seiner geringsten Unterthanen Gehör. Er suchte sich auf diese Weise zu orientiren und erfuhr so bald, wie dringend nöthig seine Reformen schienen. Wie ein plötzlich entfesselter Strom stürzten sich nun lange verhaltene Klagen und Beschwerden hervor. Das Herz des gütigen Monarchen wurde häufig verletzt durch die eindringenden Klagelaute der Noth und der gerechten Entrüstung. Dagegen belästigten die Geduld des Kaisers auch die anmaßenden Begehren des Eigennutzes, des Adelstolzes, die schreiende Stimme des fanatischen Vorurtheils, die trotzigen Worte der Thorheit, die Sarkasmen berechnender, ihrer Macht sich bewußten Bosheit. Alles dies überzeugte ihn mehr und mehr von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Umgestaltung; denn wo er nur an einzelne Theile Hand anlegte, begegnete ihm Widerstand und die Zeichen allgemeiner Uebelstände.

Josephs Streben nach Herstellung der Einheit des österreichischen Staatenbundes gab sich gleich im Anfang auf eine unzweideutige Weise kund. Er glaubte diesen Zweck nicht schneller erreichen zu können, als indem er gleich beim Antritt der Regierung die Gesammtheit seiner Staaten als eine „factisch“ unzertrennbare Einheit annahm. In dieser stillschweigenden Voraussetzung theilte er die ganze Monarchie, die bisher als „österreichische Erbländer“ selbst den Namen eines Staates entbehrte, in dreizehn Regierungsbezirke oder Gubernien:

1) Galizien.
2) Böhmen.
3) Mähren und Schlesien.
4) Unterösterreich.
5) Innerösterreich (Steiermark und das heutige Illyrien).
6) Tyrol.
7) Vorderösterreich oder die schwäbischen Besitzungen.
8) Siebenbürgen.
9) Ungarn und das Temeswarer Bannat.
10) Croatien.
11) Die Lombardei.
12) Die Niederlande.
13) Die Grafschaften Görz und Gradisca mit Triest.

Dieſe Regierungsbezirke zerfielen wieder in Kreiſe, deren Chefs, die Kreishauptleute, als Anwälde des Volks zur Beſchützung des Landmannes und des Bürgers gegen die Gutsbeſitzer aufgeſtellt waren, — eine Einrichtung, welche noch jetzt in ſegensreicher Kraft beſteht.

Ein anderes, nicht minder unzweideutiges Wahrzeichen der diesfälligen Geſinnungen des Kaiſers war die abſichtliche Täuſchung der allgemeinen Erwartung, daß er ſich nach herkömmlicher Weiſe huldigen und krönen laſſen werde. Beſonders zuverſichtlich erwartete man die Krönung in Ungarn, allein es geſchahen keine Vorbereitungen zu der wichtigen Feierlichkeit. Es vergingen mehrere Monate, während welcher Joſeph die Niederlande, Holland und Frankreich bereiſt hatte, es waren die Huldigungen in Brüſſel, Mons, Gent ꝛc. durch Bevollmächtigte vollzogen worden; allein vergeblich erwartete man in Ungarn, Böhmen und Oeſterreich ein Gleiches. Indem Joſeph dieſe Ceremonie überging, bekannte er öffentlich den Grundſatz der vollkommenen Erblichkeit aller ſeiner Regentenrechte und der vollkommenen Gleichheit derſelben in allen Provinzen. Von nun an hieß auch Ungarn nur öſterreichiſche Provinz; denn indem Kaiſer Joſeph ſich weigerte, jenen verhängnißvollen Eid zu leiſten, der jeden ungariſchen Regenten verpflichtet, die herkömmlichen Geſetze, Rechte, Freiheiten und Gebräuche der ungariſchen Nation unangetaſtet zu erhalten, ſie zu ſchützen und zu verfechten, unterwarf er dieſes zur Widerſpenſtigkeit geneigte Reich eben ſo, wie alle übrige Provinzen, dem gewaltigen Einwirken ſeines thätigen Herrſchergeiſtes.

Die nachherige Eintheilung des Königreichs, das bisher in funfzig Geſpannſchaften zerfiel, in zehn Gebiete beſtätigte den Grundſatz der vollkommenen Unterthänigkeit des Landes. Die Verbreitung deutſcher Cultur durch die deutſche Sprache und deutſche Anſiedler, welche die wüſte liegenden Flächen bevölkern ſollten, die Herſtellung eines ſyſtematiſchen Volksunterrichts und die Einſchränkung der Rechte des anmaßenden Adels ſollten Ungarns Kraft verdoppeln und ganz aſſimiliren. Gleichartige Geſetze, gleichartige Verwaltung, gleichartige Steuern und Einheit der Sprache im Geſchäfts- und Staatsleben ſollten in allen Theilen der weitläuftigen Staaten herrſchend werden.

Die Gleichförmigkeit und Kraft des Staatenbundes sollte befördert werden durch ein unabänderliches Ineinandergreifen der Verwaltungsmaschinen. Wien sollte der Centralpunkt der Monarchie, in jeder Hinsicht Muster für die Provinzen sein.

Damit aber die Verwaltung auch von den Beamten den erforderlichen Schutz genieße, faßte Joseph vorzüglich ihre verderblichen Fehler, Anmaßung, Lauheit im Dienste, Bestechlichkeit und Untüchtigkeit, ins Auge. Er war darauf bedacht, zweckmäßige Vorkehrung zu treffen, damit ein Amt nicht blos eine Versorgung des Individuums sei. Um das zu bewirken, führte er in den Civilämtern Conduitenlisten ein, worin die Fähigkeit, Aufführung und Thätigkeit der Beamten von den Oberen geschildert werden mußte.

Aus dem allen geht hervor, daß es des Kaisers Hauptzweck gewesen, die ganze Regierung in allen ihren kleinsten Theilen nach einem allgemeinen, aber im Kleinsten vollkommenen System zu organisiren.

Joseph erkannte wohl die Nothwendigkeit, zur Deckung und Sicherung seiner Reformen im Inneren durch eine gut berechnete Politik einen Wall gegen äußere Feinde aufzuführen und den schwierigen Besitz der Niederlande, von welcher Seite die meiste Gefahr drohte, zu befestigen. Dort lag die schwache Seite der Monarchie und daher die Stelle, auf welche Oesterreichs Feinde ihr Hauptaugenmerk richteten. Seit 150 Jahren hatten die Niederländer keinen ihrer Regenten gesehen — die Stimmung gegen Oesterreich war dort äußerst abgespannt. Es lag Alles daran, ihre Gesinnungen zu erforschen und ihre Herzen zu gewinnen. Der Ruf des Kaisers bereitete eine wohlwollende Erregung vor, sein persönliches Erscheinen sollte das Band der Liebe zwischen dem Regenten und dem Volke fester knüpfen. Aus diesem Grunde unternahm Joseph gleich in den ersten Monaten seiner Regierung eine Reise nach den Niederlanden. Mit gewohnter Leutseligkeit allen pomphaften Empfang ablehnend, stets der größten Thätigkeit seine Kräfte widmend und alle Beschwerden streng prüfend, schien sich Joseph auf allen seinen Wegen nur günstige Vorurtheile zu erwecken. Die Zeichen seiner Herablassung und Humanität, seine Achtung vor der Menschenwürde selbst im niedrigsten Gewande, die ächt christliche Demuth

vor Gott und Duldſamkeit gegen die Menſchen waren ſtets ſo weit entfernt von liſtiger Berechnung und Heuchelei, daß Niemand ein ungerührter Zeuge der ſchönen Gefühlsäußerungen ſein konnte, die er auf ſeinen Wegen zeigte. Die fromme Selbſterniedrigung, mit der er in Luxemburg bei einem Hochamte, den für ihn beſtimmten Platz ablehnend, mitten unter das Volk kniete, indem er ſprach: „Vor dem Höchſten ſind wir Alle gleich!“ — und andere unzählige Beweiſe machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die Stimmen zu Gunſten des Kaiſers und ſeiner Tugenden wurden immer zahlreicher und lauter. „Seht nur,“ riefen die erſtaunten Niederländer, „wie gütig, wie leutſelig und wie herablaſſend er iſt!“ Und Joſeph, tief gerührt von der ſchnell erwachten Liebe, antwortete mit liebenswürdiger Zutraulichkeit: „Kinder, was wundert ihr euch darüber, bin ich nicht euer Vater, euer Freund!?“

Nachdem der Zweck der Reiſe des Kaiſers in den Niederlanden vollkommen erreicht ſchien, blieb dem Kaiſer nur noch eine wichtige Unternehmung übrig — Frankreich zu verſöhnen und den übeln Eindruck, den ſeine erſte Reiſe auf einen Theil der höheren Geſellſchaft gemacht hatte, wieder zu verlöſchen. Ehe er ſich jedoch zu dieſem Zwecke nach Paris begab, beſuchte er Holland, theils um ſich hinſichtlich der Verhältniſſe dieſes für ihn ſo wichtigen Staates zu orientiren, theils um wieder neue Kenntniſſe einzuſammeln. Die Reiſe ging über Rotterdam, Delft, Leyden und Amſterdam. Wie gewöhnlich beſuchte er allenthalben die vorhandenen Sammlungen, öffentlichen Anſtalten und lehrreichen Merkwürdigkeiten, worunter auch das Dorf Saardam, wo einſt Peter der Große als Zimmermann beim Schiffbau gearbeitet hatte. Während Joſeph auch in Holland durch ſein leutſeliges Betragen alle Gemüther gewann, gab er auch dem Prinzen Heinrich von Preußen, der ihm erſt vor Kurzem als Feind gegenüber geſtanden, Beweiſe von Verſöhnlichkeit und friedfertigen Geſinnungen und befeſtigte ſo die Freundſchaft mit dem eiferſüchtigen Friedrich, der in Joſeph den Feind ſeines Ruhms erblickte. Der Herzog von Gloceſter, welcher ebenfalls anweſend war und den Kaiſer im Namen ſeines Vaters zu einer zu Gunſten Englands zu machenden Diverſion am Rhein oder in den Nie-

derlanden eingeladen haben soll, wurde, einer unverbürgten Sage nach, mit Offenbarung derselben Gesinnungen zurückgewiesen. „Ich habe weder Ursache noch Lust zum Kriege," habe er ihn bedeutet, „und suche meinen Ruhm blos in der Beförderung des Wohlstandes meiner Unterthanen."

Wenn auch die Wahrheit dieser Aeußerung nicht verbürgt werden kann, so sprechen doch die Umstände und Josephs eigenes Betragen für die Wahrheit dieser Gesinnungen. Selbst seine Reise nach Frankreich, die nur kurz währte und von der er schon im August zurückkam, bürgt für seine friedfertigen Absichten; denn andere waren mit einem Bündniß mit Frankreich nicht vereinbar. Mehr als je mußte Joseph geneigt sein, die Ruhe in den Staaten zu erhalten, mit welchen er solche Umwälzungen vorzunehmen gesonnen war. Joseph blieb der Politik seines Ministers getreu: Oesterreich gegen außen stark und achtunggebietend zu erhalten, dabei sich aber allein auf die Eroberungen im Innern zu beschränken.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Reformen. Religion und Kirche. — Kirchlicher Zustand der Monarchie bei Josephs II. Regierungsantritt. — Verfall der katholischen Religion durch Ausartung des Priesterstandes.

Schon unter der frommen Maria Theresia zeigten sich deutliche Spuren des zunehmenden Verfalls der katholischen Kirche, wie sich schon früher in Frankreich solche Spuren gezeigt, als man die Namen der berüchtigten Cardinäle Dubois, Richelieu, Mazarin, Maury ꝛc. — dieser großen kirchlichen Autoritäten — in Verbindung mit Lasternamen, die eine keusche Zunge kaum auszusprechen wagt, öffentlich nennen hörte. Es ist ein schwerer Irrthum, wenn viele Schriftsteller es als eine erwiesene Thatsache annehmen, daß die Irreligiosität in die große Gesellschaft, welche man Publicum nennt, ihre ersten Wurzeln gesenkt habe; denn die Thatsachen beweisen unumstößlich den festen, beharrlichen

Glauben der Menge in einer Zeit, da sich schon die ärgste Sittenlosigkeit und gottesleugnerische Frivolität und Blasphemie eines großen Theils der Geistlichkeit bemächtigt hatte. Da aber dieser Irrthum in jener Zeit allgemein war, so täuschte man sich auch über die geeigneten Mittel zur Ausrottung des Uebels, und die kirchlichen Autoritäten selbst verschlimmerten es, indem sie mit Hülfe der weltlichen Gewalt der Obrigkeiten sich verzweifelter Maßregeln gegen die Ungläubigen im Volke bedienten und so die Meinung der nicht Unterscheidenden bestärkten, daß ihre Gewalt nicht auf der Macht der Wahrheit beruhe.

So auch in Deutschland und in den österreichischen Staaten. Der Verfall der Religion zeigte sich hier wie in Frankreich, nur nicht so auffallend, unter der höchsten Geistlichkeit. Zuerst gab der fürstliche Aufwand der Bischöfe und Cardinäle, ihre prächtigen Carrossen, ihre lucullischen Mahlzeiten und glänzende Dienerschaft dem natürlichen Neide ein heilloses und gefährliches Aergerniß. Zahlreiche Anekdoten, Lüge und Wahrheit, gingen von Mund zu Mund über die wenig erbauliche Lebensweise der vornehmen Priester. Während das Volk streng an den von der Kirche vorgeschriebenen Entbehrungen und Kasteiungen hielt, sah man die höchsten geistlichen Autoritäten gewissermaßen ihr eigenes Verbot häufig übertreten und die müßigen Stunden mit nichts weniger als mit frommen Betrachtungen ausfüllen. Man hörte mit Entrüstung, wie sich diese hohen Herren, um des täglichen Kirchgangs überhoben zu sein, eine bequeme Vorrichtung anschafften, welche in einem zierlichen Wandschranke bestand, der in seinem Innern einen vollkommenen Altar enthielt. Hier lasen sie in Pantoffeln nach Bequemlichkeit ihre Messen. Wenn nun der gemeine Volksverstand, der in seinen Forderungen von den Höheren immer sehr streng ist, diese modernen Bischöfe mit den ersten Bischöfen der Kirche und ihrem mühevollen Leben verglich, da fand er hinlängliches Aergerniß. Allein dieses war noch nicht das Schlimmste, was man sich von dem ärgerlichen Lebenswandel der hohen Geistlichkeit erzählte, und wiewohl die Gerüchte, welche schändliche Beschuldigungen gegen sie enthielten, aus dem katholischen Auslande kommen mochten, so stifteten sie darum doch nicht minderes Unheil

in der Monarchie, da man ſchon in dem populären Leben der niedern Geiſtlichkeit hinlängliche Bürgſchaft für die Glaubwürdigkeit der Fama zu finden glaubte.

Die „Meßpfaffen," wie man ſie gewöhnlich nannte, waren ſehr übel berüchtigt. Es befanden ſich deren in Wien allein über 500, welche nach geleſener Meſſe mit Hofmeiſterei und Unterricht ſich abgaben, die Jugend verführten oder dem Müſſiggang und den gröbſten Ausſchweifungen ſich ergaben. Ihre Liederlichkeit war zum Sprüchwort geworden. Eben ſo anſtößig, wie der Lebenswandel der Meßpfaffen, war der ſichtliche Verfall der Disciplin in den Klöſtern und der gräßliche Mißbrauch, der mit den Ordensregeln getrieben wurde. Das Mönchswesen hatte in Deutſchland — das bisher frei davon geblieben war — eine eigenthümliche ſcandalöſe Literatur hervorgebracht. Auch die öſterreichiſchen Klöſter gaben hierzu zahlreiche Veranlaſſungen. Es wurden hier, wie an anderen Orten in Deutſchland, der Begierde, der Leidenſchaft und den Cabalen des Eigennutzes ihre Opfer gebracht. Das ſittliche Gefühl ſträubt ſich, an Abſcheulichkeiten zu glauben, wie ſie in manchen Klöſtern heimiſch geworden waren.

Mit den Abläſſen wurde ein verwerflicher Mißbrauch und Handel getrieben. Es lag im Intereſſe der Mönche, die Kraft der Abläſſe ungebührlich anzupreiſen, und darum war von den Bedingungen ihrer Wirkſamkeit wenig die Rede. Die Unwiſſenheit des Pöbels wurde auf den Wahn hingeleitet, daß man ſich für alle künftige Zeiten mit Geld und ohne Bußfertigkeit einen vollkommenen Ablaß erkaufen könne. Der Papſt ſelbſt begünſtigte dieſen Unfug oder hinderte ihn doch nicht.

In den Hauptſtädten bedienten ſich die Mönche der ſogenannten Bruderſchaften, um den Aberglauben durch die unſinnigſten Tractätchen zu verbreiten und ihre Macht beſſer zu organiſiren. Alle dieſe Mißbräuche halfen nur den Feinden der Religion und gaben Stoff zu Spott und Aergerniß.

Die Staatsgewalt hatte bisher dieſen Uebeln nicht zu ſteuern gewußt. Der frommen Fürſtin wurde der Irrthum berichtet, daß die Urſachen derſelben hauptſächlich in der Verbreitung des Lutherthums zu finden ſeien. Dies veranlaßte die Kaiſerin zu Maßregeln der öffent-

lichen Intoleranz, die das bei weitem schrecklichste Uebel wurde und den Unglauben noch mehr beförderte.

Die religiöse und sittliche Strenge der Kaiserin Maria Theresia bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte. Da sich ihre Strenge nicht nur auf Ketzer erstreckte, sondern auch auf die lauen Katholiken und Unfrommen, da zum Fortkommen eines jeden Unterthans wenigstens der äußere Schein der Religiosität erfordert wurde und der Mangel desselben nicht nur Zurücksetzung, sondern nach Umständen sogar die strengsten Strafen und Verlust des Amtes und Brotes zur unausbleiblichen Folge hatte, so geschah es, daß dieser äußere Schein namentlich unter den Staatsbeamten und selbst den Militärs weit sorgfältiger beobachtet wurde, als die Amtspflicht und die Ausbildung des Geistes. Die Erfahrung lehrte, daß die äußerliche Frömmigkeit ein sicheres Beförderungsmittel sei und höher angerechnet werde, als Fähigkeit, Fleiß und guter Wille. Man bemühte sich daher gar nicht, die erforderliche Amtstauglichkeit sich anzueignen, wenn man im Stande war, seinen Religionseifer bemerkbar zu machen. Es wurde durch die Absicht der Kaiserin, Tugend zu befördern, ein großes moralisches Uebel — die Heuchelei — mehr und mehr begünstigt.

Mit der bestehenden Glaubenspolizei eng verschwistert und eben so schädlich war die vielbesprochene Sitten- oder Keuschheits-Commission. Der ursprüngliche Plan dieses Instituts versprach zwar nur gute Erfolge, und selbst Sonnenfels billigte denselben, allein die praktische Ausführung der frommen Idee entsprach durchaus nicht den gehegten Erwartungen. Die Werkzeuge, deren man sich zur Ausspähung des Lasters und Ausrottung der in Wien so überhand nehmenden Immoralität bedienen mußte, waren meistens selbst höchst unmoralische Menschen, die ihre amtliche Gewalt nur zur Privatrache und selbst zur Ausschweifung mißbrauchten. Es fanden sich Spione, die blos, um Geld zu erpressen, anständige Familien bedrohten, sie der Unsittlichkeit öffentlich anzuklagen.

Maria Theresia hatte den Anfang zu den Kirchenreformen gemacht, welche Joseph II. nun in ihrem Geiste fortsetzte. Sein Unglück war, daß er sie nicht auch mit ihrer Gesinnung vornahm und durch

Vernachläſſigung eines mildernden Scheins ſeine Feinde bewaffnete. Es war vor der öffentlichen Meinung nicht gleichgültig, ob dieſelben Reformen in einem ſo heiligen Gebiete mit oder ohne die Rückſichten zartſinniger Schonung ins Werk geſetzt wurden.

Maria Thereſia hatte der Vermehrung der Klöſter geſteuert, ihre Reichthümer eingeſchränkt, die Mönche für unfähig erklärt, bei Teſtamenten als Zeugen aufzutreten, und ihre Güter beſteuert; ſie hatte dem Einfluſſe Roms gewaltige Schranken geſetzt, indem ſie 1767 befahl, daß **sine placito regio** keine Bulle publicirt werden ſollte; ſie hatte die prieſterliche Willkür beſchränkt, indem ſie die Excommunicationen **sine placito regio** verbot, hatte die Aſyle abgeſchafft, die **Bulla in coena Domini** entkräftet, die Recurſe in Eheſachen bis auf die **impedimenta occulta** verboten, den Pilgrimen nach Rom Päſſe verweigert, keine Bruderſchaften ohne landesfürſtliche Erlaubniß errichten laſſen, die Kloſterkerker aufgehoben, der Geiſtlichkeit alle Geldnegotien unterſagt, alle theologiſchen Bücher der Cenſur unterworfen ꝛc. Dadurch wurde die Macht der römiſchen Jurisdiction in den öſterreichiſchen Staaten in ihren Grundpfeilern angegriffen und ihr gänzlicher Sturz vorbereitet; allein Maria Thereſia gab dieſe Einrichtungen als das, was ſie waren, als Staatsnothwendigkeiten, ohne dem Oberhaupt der Kirche mindere Ehrfurcht zu erweiſen als zuvor. Sie unterhielt vielmehr noch bis an ihr Lebensende ein freundſchaftliches, durch beiderſeitiges Wohlwollen unterſtütztes Verhältniß, dem der Hof zunächſt nur die Beſtätigung der Coadjutorſchaft des Erzherzogs Maximilian — welche von Rom gegen den Willen von Preußen, Spanien und Frankreich gegeben wurde — zu danken hatte.

Der Tod der Kaiſerin geſtaltete dies Verhältniß anders. Joſeph zeigte ſich in der dreifachen Eigenſchaft als Denker, Regent und Sohn als einen Feind der päpſtlichen Gewalt. Als Denker beſtritt er das Vernunftgemäße jener Gewalt, als unumſchränkter Selbſtherrſcher wollte er ſie aus ſeinen Staaten verbannt wiſſen, und als Sohn fand er in dem Betragen des römiſchen Hofes beim Tode der Kaiſerin Anlaß zu der gerechteſten Entrüſtung. Bisher war es in Rom Sitte geweſen, daß der Papſt in eigener Perſon dem Andenken eines eben

verſtorbenen Monarchen eine Todtenfeier hielt. Die Jeſuiten, welche in Rom einen großen Einfluß hatten, brachten es aber durch ihre Intriguen dahin, daß dieſer Sitte zuwider gehandelt und dem Andenken der allverehrten Kaiſerin keine Todtenfeier gehalten wurde. Als nachher der kaiſerliche Geſandte, Cardinal Hrzan, dem Papſte lebhafte Vorſtellungen machte über die möglichen ſchlimmen Folgen dieſer Unhöflichkeit, zeigte Pius ſich hartnäckig und äußerte zornig: „Nun denn, mag der Kaiſer über dieſe geſchehene Sache zürnen oder ſie verachten.“ — Der Kaiſer nahm indeſſen für die ſeinem Hofe zugefügte Beleidigung keine andere Rache, als indem er im Unmuthe unter eine Depeſche an ſeinen Geſandten in Rom ſchrieb: „Mir gilt es gleich, ob dieſer Biſchof von Rom höflich oder grob iſt.“ Der Vorfall hatte indeſſen ſchlimmere Folgen, als man erwartet hatte. Die längſt beſchloſſenen Reformen im Kirchenweſen, welche Joſeph gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung ins Leben rief, wurden von ſeinen Feinden ſogleich als Werke einer kleinlichen Rache bezeichnet, und dieſer gehäſſige Schein, der nachher, trotz der unwiderſtehlichſten Beweiſe vom Gegentheil, auf allen ſeinen kirchlichen Reformen haften blieb, ſchadete dem Kaiſer in der öffentlichen Meinung mehr, als ſelbſt die weſentlichſten ſeiner Veränderungen. Die Geſchichte allein kann dieſen ungerechten Vorwurf durch Thatſachen widerlegen, welche zum wenigſten beweiſen, daß, wenn auch wirklich Joſeph gegen das Oberhaupt der Kirche im Innern verſtimmt war, dieſe Abneigung doch auf ſeine öffentlichen Schritte nicht den geringſten Einfluß gehabt hat.

Allerdings betrafen die erſten Verordnungen des Kaiſers hauptſächlich die Verhältniſſe der politiſchen Staatsgewalt zur römiſchen Hierarchie; allein es wäre widerſinnig, ſie durch die perſönliche Stimmung des Kaiſers erklären zu wollen, da ſie doch ſichtbar nur darauf berechnet waren, die Bedingungen der Ausführbarkeit aller ſeiner ſpäteren Reformen zu erfüllen. Unter dieſe unerläßlichen Bedingungen gehörte die am 26. März 1781 ergangene Verordnung, durch welche befohlen ward, daß alle päpſtlichen Breven, Bullen und anderweitigen Verordnungen „ſowohl in materia diplomatica, als ecclesiastica aut disciplinaria,“ vor ihrer Kundmachung der betreffenden politiſchen

Landesstelle zur Ertheilung des placiti regii oder exequatur vorgelegt werden sollten; im Falle des Dawiderhandelns würde jede Verlesung ꝛc. als eine ungültige und strafbare Handlung angesehen werden.

Gleichen Sinn mit der obigen Verordnung hatte die unter dem 2. April 1784 erlassene, wodurch es den inländischen Bischöfen untersagt wurde, gedruckte oder geschriebene Anordnungen, Belehrungen und Hirtenbriefe ohne vorläufige Bewilligung der Landesstelle an ihre Diöcesanen auszufertigen. Die größte Garantie gegen willkürliche Einmischung Roms in Staatsverhältnisse glaubte sich Joseph durch Abschaffung des gefährlichen Eides erwerben zu müssen, kraft dessen jeder Bischof den Befehlen des Papstes unterworfen wurde. Er erließ daher am 1. October 1781 ein Decret, worin den Bischöfen befohlen wurde, auch hinsichtlich der sogenannten literae apostolicae, welchen jedesmal die Eidesformel beigeschlossen war, das placitum regium einzuholen, um zu verhüten, daß der dem Papste zu leistende Eid in einem anderen als dem ursprünglichen, ächten Sinne der professionis obedientiae canonicae und überhaupt anders, als in jenem Verstande genommen werden könne, der den „Souveränetätsrechten und den Unterthanspflichten" des Bischofs nicht widerstreite. Zugleich wurde angeordnet, daß jeder Bischof noch einen besondern Eid in die Hände des Landesfürsten leisten sollte, dessen Formel vorgeschrieben wurde.

So löste Joseph ein Band nach dem andern auf, durch welches die österreichische Geistlichkeit vom römischen Hofe abhängig war. Auch die facultates absolvendi et dispensandi, namentlich a casibus reservatis in bulla „coena domini", welche eine obligatio observantiae ex receptione voraussetzten und die sich die Päpste vorbehalten hatten, wurden durch ein Hofdecret vom 14. April 1781 aufgehoben.

Diesen Anordnungen folgte am 21. August 1787 eine Verordnung, worin die Gunstbezeugungen des Papstes, welche er, um sich treue Anhänger zu erwerben, durch Verleihung kirchlicher Titel und Würden seinen Lieblingen erwies, unter die Controle des Landesfürsten gestellt wurden.

Durch diese Verordnungen wurde die einheimische Kirche vom

römiſchen Hofe faſt unabhängig, und es wurden bedeutende Summen, welche ſonſt für Dispenſationen und Abſolutionen nach Rom gingen, dem Lande erhalten. Welchen Widerſtand dieſe Maßregeln hervorriefen, werden wir ſpäter ſehen.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Die Reformen. Religion und Kirche. — Reform des Prieſterſtandes. — Umgeſtaltung des Mönchsweſens. — Anſtalten zur Bildung des Weltprieſterſtandes. — Regelung des Gottesdienſtes. — Abſtellung verſchiedener religiöſer Gebräuche. — Beſchränkung des Ablaßhandels. — Abſchaffung der Bruderſchaften. — Chriſtenlehre.

Die Geſchichte des Jeſuitenordens hatte gezeigt, wie gefährlich die Macht iſt, welche er ſich durch ſeine über die ganze Welt ſich ausbreitenden Verbindungen verſchaffte, und wie leicht es ihm war, dieſe Macht zum Böſen anzuwenden. Solche Verbindungen beſtanden noch immer in anderen Orden, und es traf ſich oft, daß das betreffende Oberhaupt eines ſolchen im Auslande reſidirte und an die vaterländiſchen Intereſſen in keiner Art gebunden war. Joſeph fand ſich dadurch ſchon im Jahr 1781 (24. März) veranlaßt zu verordnen:

„Alle geiſtlichen Orden in den k. k. Militärgrenzbezirken, keinen davon ausgenommen, ſollen allem nexui passivo, folglich aller Verbindlichkeit und wie immer Namen habenden Zuſammenhange (die alleinigen Conföderationen quoad suffragia et preces ausgenommen) gegen und mit auswärtigen Provinzen, Klöſtern und ſonſtigen Ordenshäuſern und Vorſtehern gänzlich und auf alle Zeiten entſagen ꝛc.“

Die große Anzahl der Mönchsklöſter abſorbirte einen Theil der tüchtigſten Bevölkerung und entzog ſie und ihre Dienſtleiſtungen dem Staate.

Man berechnete, daß in den 2067 Klöſtern der Monarchie ein Heer von 31,000 Mann verſchloſſen war, welches Staatskräfte conſumirte, ohne ſolche zu produciren. Joſeph beſchloß, trotz der ihm

drohenden Gefahren, dieſes Menſchencapital zu vermindern und auf eine dem Staate nützlichere Weiſe zu verwenden. Er verordnete zuerſt die Entfernung aller ausländiſchen Mönche und unterſagte den Klöſtern, innerhalb zwölf Jahren Novizen aufzunehmen. Später ließ er ſich ein genaues Verzeichniß der beweglichen und unbeweglichen Güter ſämmtlicher Kloſter- und Weltgeiſtlichen, Stiftungen und Bruderſchaften einreichen. Alle dieſe Vorbereitungen ließen die Abſichten des Kaiſers errathen und ſicherten ihm die Billigung aller Verſtändigen. Allein der große Anhang der Gegner dieſer Maßregeln wurde dadurch vermehrt, daß der humane Monarch, durch trotzigen Widerſtand und hinterliſtige Gegenwehr aufgereizt, ſich hinreißen ließ, die beabſichtigten Reformen mit einem beklagenswerthen Ungeſtüm vorzunehmen und die Schonung, welche jene Inſtitute als Gegenſtände der Volksverehrung erheiſchten, außer Acht zu laſſen. Nicht alle ſeine gebildeten Zeitgenoſſen waren ſo nüchtern, daß ſie in der Umwandlung der Klöſter und Beſtimmung ihrer Fonds nicht eine unnöthige Profanation erblickt hätten. Indem Kaiſer Joſeph nach vorläufiger Aufhebung einiger Klöſter die Kloſter- und Kirchengebäude mit beſonderer Vorliebe zu Caſernen und Findelhäuſern verwenden ließ, verletzte er nicht nur die Anhänger der Mönchspartei, ſondern alle Religiöſen, welche in der Art und Weiſe der Ausführung der Reformen eine unwürdige, mit dem chriſtkatholiſchen Glauben unverträgliche Verhöhnung des Prieſterſtandes ſahen. Das nachſtehende Handbillet an die Staatskanzlei vom 20. December 1781 iſt in dieſer Hinſicht merkwürdig:

„Die Betrachtung, daß diejenigen geiſtlichen Orden, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche ein blos beſchauliches Leben (vitam contemplativam) führen und alſo in deſſen Betracht zum Beſten des Nächſten und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts Sichtbarliches beitragen, hat mich veranlaßt, die Aufhebung ſolcher geiſtlichen Orden beiderlei Geſchlechts, die weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtſtuhl verſehen, noch Sterbenden beiſtehen, noch ſonſt in Studien ſich hervorthun, von nun an allgemein in meinen Staaten feſtzuſetzen ꝛc.“

Demzufolge wurden am 12. Januar alle Ordenshäupter der

Karthäuſer und Camaldulenſer, der Karmeliterinnen, Kapuzinerinnen und Franziscanerinnen aufgehoben.

Joſeph II. hob in acht Jahren ſiebenhundert Klöſter auf und verminderte die Zahl der Ordensleute um 36,000. Doch blieben noch ſehr viele Klöſter, nämlich 1324, in welchen noch 27,000 Mönche und Nonnen hauſten. Es blieben auch die reichſten, was den Vorwurf des Eigennutzes vernichtet.

Die Unwiſſenheit der Mönche war von jeher ſelbſt dem gemeinen Volke häufig das größte Aergerniß. Darauf bezieht ſich eine Verordnung vom 27. Juni 1784 des Inhalts: „Wer immer aus den ſtudirenden Kloſtergeiſtlichen ſich den vorgeſchriebenen Prüfungen nicht unterzieht oder dabei in die dritte Klaſſe geſetzt oder wohl gar nicht einmal dieſer Klaſſe würdig befunden wird, ſoll, wenn er die Profeſſion noch nicht abgelegt, noch ſchon höhere Weihungen empfangen hat, aus dem Orden entlaſſen werden.“

Die Abſchaffung der unnöthigen Meßprieſter, welche ſich in der Hauptſtadt zwecklos umhertrieben (durch ein Hofdecret vom 30. Auguſt 1784), war blos eines der vielen Palliativmittel gegen einen allgemeinen Uebelſtand, deſſen einzelne Erſcheinungen dringend ein locales Gegenwirken erheiſchten. Hauptreſultate konnten nur durch ein radicales Verfahren erreicht werden. Ein ſolches einzuleiten lag im Sinne des Monarchen. Eine der erſten diesfälligen Unternehmungen war dahin gerichtet, die Quelle des antinationalen Sectengeiſtes unter der hohen römiſch-geſinnten Geiſtlichkeit zu verſtopfen. Es wurde durch ein Hofdecret (12. Januar 1781) allen öſterreichiſchen Unterthanen verboten, ſich in das deutſche Collegium nach Rom zu begeben.

Um den Mangel an ſorgſamen und aufgeklärten Obergeiſtlichen, die in gleichem Geiſte überall wirkend ſich vereinigt hätten zur Cultivirung des niedern Prieſterſtandes, zu erſetzen, beſchloß Joſeph ein allgemeines Erziehungsſyſtem für den Prieſterſtand und verwirklichte daſſelbe durch Errichtung ſeiner General-Seminarien, welche ſeitdem alle jene Früchte getragen haben, welche Joſeph erwartete.

Die Erhebung des Prieſterſtandes wurde ferner befördert durch größere Strenge und Wachſamkeit bei Vergebung der Pfründen und

viele neue Einrichtungen, welche Unwürdige vom Priesterstande entfernt hielten.

Statt aller dieser abgestellten Unregelmäßigkeiten in der öffentlichen Seelsorge bemühte sich der Kaiser, durch eine neue Pfarreintheilung eine gleichmäßige religiöse Verpflegung in allen Theilen der Staaten einzuführen.

Auch die Einkünfte der höhern Geistlichkeit wurden besser regulirt. Obgleich Joseph die Gewalt der Bischöfe durch Abstellung ihrer Abhängigkeit von Rom sehr vergrößert hatte, wünschte er doch ihre unmäßigen Reichthümer zu schmälern, weil sie nicht dazu dienten, das Ansehn der Religion zu vermehren. Demgemäß mußten die Bischöfe und Pfarrer, welche zwei Beneficien genossen, auf eines derselben resigniren (Hofv. v. 10. Febr. 1785), und wurden die Einkünfte der ungarischen Bischöfe vermindert.

Die Bisthümer in Ungarn hatten nämlich folgende Einkünfte:

		Transp.	680,000
Gran	360,000	Bacs	50,000
Erlau	80,000	Großwardein	70,000
Neitra	40,000	Zagrab	20,000
Raab	20,000	Syrmien	25,000
Waizen	50,000	Bosnien	25,000
Fünfkirchen	30,000	Carlsburg	12,000
Weszprim	50,000	Czanad	9,000
Kolotscha	50,000		
	680,000 fl.		891,000 fl. *)

Statt dieser enormen Einkünfte wurde jedem Erzbischof ein Gehalt von 20,000, jedem Bischof von 12,000 fl. ausgesetzt, wodurch dem Lande 633,000 fl. erspart wurden.

Eine der auffallendsten Anstalten war die aus dem Vermögen der von 1782—1783 aufgehobenen Klöster gebildete Religionscasse, welche bestimmt war, die ausgetretenen Mönche zu erhalten, nach ihrem

*) Leben und Geschichte Josephs II. 2. Bd. S. 57. Nach dem politischen Portefeuille 1784. S. 571 betrugen sämmliche Einkünfte 900,000 fl.

Tode aber allein zur Beförderung der Religion und des damit verknüpften Beste des Nächsten verwendet zu werden.

Die Saumseligkeit der höhern und niedern Geistlichkeit, welche wenig Lust zeigte, in ihren Sphären im Sinne des Monarchen zu wirken und den religiösen Eifer des Volkes auf wahre, ungemischte Gottesverehrung zu reduciren, verleitete den Ungestüm des Monarchen, seine Reformen auch über ein Gebiet auszudehnen, wo ihm nach der allgemeinen Meinung keine Eingriffe zustanden.

Das erste Aergerniß gab die neue Gottesdienstordnung vom 21. April 1783, welche mit großer Umständlichkeit nicht nur die Stunden, die Anzahl und Feierlichkeit der Messen bestimmte, sondern auch über einzelne Altargebräuche, über die Ausstellung der Monstranzen, die Kirchenmusik, die zu betenden Litaneien, über die Predigten, über in der Charwoche nach römischem Rituale vorzunehmende Ceremonien ꝛc. sehr bestimmte und genaue Vorschriften enthielt. Diese Anordnungen, wenn sie wirklich nothwendig waren, hätten wenigstens von der geistlichen Behörde allein ausgehen und ohne alles Geräusch ins Werk gesetzt werden sollen. Höchst unzweckmäßig war Josephs unglückliche Verordnung vom 7. Januar 1785, worin anbefohlen wurde, das Innere der Gotteshäuser nach gegebenen Vorschriften von allen unnöthigen Verzierungen zu reinigen, die vielen Seitenaltäre zu entfernen, die umherhängenden Ablaßtafeln, Bilderchen, Statuen, Lampen und „solches Gezeug" zu beseitigen, und nur ein „ewiges Licht" in jeder Kirche zu lassen. Wie sehr auch die frommen Gaben der Gläubigen, die Votivtafeln und geopferten Bilder dem ästhetischen Auge mißfallen mochten, so war doch gewiß hier nicht der Ort dazu, den herrschenden Geschmack zu verbessern. Die sinnlichen Zeichen sind von dem katholischen Gottesdienst unzertrennlich, und eine schonungslose Vereinfachung derselben konnte leicht als eine Annäherung zur protestantischen Kircheneinrichtung betrachtet werden. Selbst die gemäßigten Religiosen fanden die Anordnungen des Kaisers passender für Schauspielhäuser und Casernen, als für katholische Kirchen, wo keine Zierrath ohne Bedeutung, kein Bild ohne Verehrung war. Zudem verdiente es Rücksicht, daß dem größeren Theil der Kirchenbesucher alle jene kleinen Gegenstände

und Verzierungen, welche die kaiſerliche Verordnung mit dem unanſtändigen Worte „Gezeug“ bezeichnete, weit mehr imponirte, als jene große Einfachheit, deren Bedeutung nur durch Reflexion von gebildeten Geiſtern erfaßt werden kann. Weniger anſtößig war die Abſchaffung der von Rom „privilegirten Altäre“ durch ein Hofdecret vom 7. Auguſt deſſelben Jahres.

Von weſentlichem Nutzen und ganz im Intereſſe der aufrecht zu erhaltenden äußern Würde der Religion war die Entfernung ſolcher ungeſchickter Verzierungen, welche die Bilder lächerlich machen konnten. Schon 1751 wurde durch Maria Thereſia verboten, den Bildern und Statuen Perrücken aufzuſetzen, was oft geſchehen war.

Eine den Volksglauben ſtark berührende gefährliche Neuerung war diejenige, welche die Proceſſionen und Wallfahrten betraf. Es wurden außer der Frohnleichnamsproceſſion und den allgemeinen Bittgängen, in den Städten ſowohl, als auf dem Lande, alle übrigen Proceſſionen eingeſtellt. Außer den neuen Gottesdienſtvorſchriften und anderen wurden noch viele andere Verordnungen erlaſſen, welche ſich auf religiöſe und abergläubiſche Gebräuche bezogen. Schon Maria Thereſia beſchäftigte ſich mit Abſtellung der letzteren und erließ 1755 eine Verordnung, durch welche der Geiſtlichkeit, ohne Mitwirkung der politiſchen Behörde, jede einſeitige Unterſuchung oder gar Billigung der Geſpenſter, Erſcheinungen, Zaubereien, des Schatzgrabens und der Teufelsaustreibungen oder des in einigen Gegenden herrſchenden Vorurtheils des Blutſaugens unterſagt wurde. Joſeph blieb jedoch dabei nicht ſtehen. Alle Segensſprüche über Brot, Waſſer, Wein, Kerzen, Samen, Früchte, ſo wie den Vincentiusſegen und die General-Abſolutionen der Bruderſchaften, wurden mit dem Bemerken verboten, daß man es bei den im römiſchen Rituale ausdrücklich vorgeſchriebenen Segen, Weihungen und General-Abſolutionen bewenden zu laſſen habe.

Die Mißbräuche am Portiuncula-Feſt, bei welchem, dem allgemeinen Wahne nach, der kräftigſte Ablaß gewonnen werden konnte, wurden abgeſtellt durch eine Verordnung vom 28. November 1781.

Um dem Mißbrauch der Abläſſe entgegenzuwirken, wurde am 7. Mai 1782 verordnet, daß über alle Verrichtungen und Breven der Ab-

lässe das **placitum regium** eingeholt werden, daß alle Ablaßgesuche an die Bischöfe zur Prüfung vorgelegt werden sollten.

Aller übermäßige, dem Kirchengeiste ohnehin nicht angemessene Kirchenaufputz, Prunk und die Beleuchtung der Heiligen, in Kirchen und Kapellen sowohl, als vorzüglich in Privathäusern, wo ein großer Unfug mit dem Heiligendienste getrieben und nach Versicherung Nicolai's Heiligenbilder zur Verehrung für Geld an fromme Familien vermiethet wurden, wurden gänzlich abgeschafft und verboten.

Vollkommen eingestellt wurde die Beleuchtung und das Darreichen der Heiligenbilder und Reliquien zum Küssen. Am wichtigsten war die Abschaffung der bisherigen Bruderschaften. Diese unter dem besonderen Schutz der Mönche stehenden Vereine frommer Menschen hatten ursprünglich einen guten Zweck, waren aber sehr ausgeartet, und man kann sagen, daß durch sie der Aberglaube mehr als wahre Religiosität befördert worden sei. Nur eine einzige unter dem Titel der Bruderschaft zur „thätigen Liebe des Nächsten in Beziehung auf die hülflosen Armen" wurde eingeführt.

Joseph beschränkte sich in seinen Maßregeln gegen den Aberglauben des Volkes keineswegs auf gewaltsame Unterdrückung der schädlichen Gebräuche, sondern bediente sich auch der vorbauenden Methode, indem er für den religiösen Volksunterricht Vorschriften gab, deren Zweckmäßigkeit noch heute in der Monarchie anerkannt ist.

Es wurde den Predigern befohlen, die Unwissenden zu belehren über die Glaubenssätze, Standespflichten, schädlichen Vorurtheile und die Unrechtlichkeit der Schmuggelei. Wegen Gefahr der Abtreibung der Leibesfrucht wurde geboten, die Meinung, daß Kinder, die ohne Taufe stürben, zwar nicht zur ewigen Glückseligkeit, doch nie in das höllische Feuer kämen, nach dem Lehrbuche der Dogmatik in Predigten und Beichtstühlen zu berichtigen. Besonders wurde den Predigern eingeschärft, den Wahn, „als ob Niemand einen Menschen, der sich selbst entleibt oder zu entleiben versucht, ohne Befleckung seiner Ehre berühren dürfe," durch passende Belehrung auszurotten.

Eine der nöthigsten Einrichtungen Josephs **II.** war die des

katechetiſchen Unterrichts in den Kirchen an den Sonntagen, Chriſtenlehre genannt, worin Kinder und Erwachſene in den Gegenſtänden der Religion und Moral durch Fragen und Antworten unterrichtet wurden.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Die Reformen. Religion und Kirche. — Ehepatente. — Begräbniſſe. — Toleranzgeſetze.

Die Ehe betrachtete Joſeph II. als einen bürgerlichen Vertrag, der ſo viel als möglich erleichtert, vereinfacht, der geiſtlichen Jurisdiction entzogen werden und mehr der Willensfreiheit der den Vertrag Eingehenden überlaſſen werden müſſe. Dieſe Anſicht erklärt die meiſten ſeiner trefflichen Verordnungen in Eheſachen, welche ſämmtlich einen Hauptzweck zu haben ſcheinen. Zuerſt wurden die ſo ſchädlichen Eheverlöbniſſe, wodurch ſehr oft gezwungene, dem Staate wie den Individuen ſchädliche Ehen entſtanden, für null und nichtig erklärt, ſo zwar, daß ſie in Zukunft, „auch im Fall einer Schwächung und Schwängerung“ weder die Verbindlichkeit zu zukünftiger Ehe, welche ſie vormals erzeugten, noch ſonſt eine rechtliche Wirkung nach ſich ziehen ſollten. Im Falle der Schwängerung hatte die geſchwächte Perſon wohl Recht zur Klage auf Koſtenerſatz und Verſorgung des Kindes, doch dies auch ohne Eheverlöbniß. Nach dem Wortlaute des kaiſerlichen Patents vom 16. Januar 1783 erhielt die „Ehe als bürgerlicher Vertrag und die daraus fließenden Gerechtſame und Verbindlichkeiten ihre Kraft und Beſtimmung ganz allein von den landesfürſtlichen Geſetzen.“

Die Verordnungen des Kaiſers hinſichtlich der Begräbniſſe hatten zwar nur Sanitätsrückſichten im Auge, dürfen jedoch hier als Eingriffe in die bisherigen kirchlichen Gewohnheiten nicht übergangen werden. Als ſolche wurden ſie nämlich von Vielen betrachtet, welche die Beſtattung der Todten aus rein religiöſem Geſichtspunkte betrachteten. Die Todten waren ihnen ehrwürdig, die Gräber heilig, und allgemein ver-

ſammelte man ſich bei ihnen, um zu beten. In der Andacht, mit welcher man ſich ſolchen geweihten Orten nahte oder ihre Nähe betrachtete, vergaß man die ſchädlichen Ausdünſtungen, welche die Verweſung der Leichname verbreitete. Faſt in allen Kirchen gab es Grüfte, mitten in der Stadt Begräbnißplätze auf den Kirchhöfen, in den Spitälern und Klöſtern. Um dieſen für die Geſundheit ſo ſchädlichen Gebrauch in den Städten abzuſtellen, erließ Joſeph am 7. Februar 1782 eine Verordnung, worin verboten wurde, künftig Leichen in Kirchengrüften beizuſetzen. Alle dieſe wohlthätigen Maßregeln wurden mehr oder minder verkannt, am meiſten aber folgende Anordnung anſtößig gefunden:

Verordn. v. 23. Aug. u. 13. Sept. 1784. §. 4. u. 5.

„4) Da bei Begrabung kein anderes Abſehen ſein kann, als die Verweſung ſo bald als möglich zu befördern, und ſolcher nichts hinderlicher iſt als die Eingrabung in Todtentruhen, ſo wird für gegenwärtig geboten, daß alle Leichen in einen leinenen Sack ganz blos ohne Kleidungsſtücke eingenäht, ſodann in die Todtentruhe gelegt und in ſolcher auf den Gottesacker gebracht werden ſollen.

„5) Soll bei dieſen Kirchhöfen jederzeit ein Graben von 6 Schuh tief und 4 Schuh breit gemacht, die dahin gebrachte Leiche aus der Truhe allemal herausgenommen und, wie ſie in den leinenen Sack genäht iſt, in dieſe Grube gelegt, mit ungelöſchtem Kalk überworfen, und gleich mit der Erde zugedeckt werden. Sollten zu gleicher Zeit mehrere Leichen ankommen, ſo können mehrere in die nämliche Grube gelegt werden ꝛc.“

Allein ſchon am 20. Januar 1785 machte der Kaiſer dieſen anſtößigen Befehl wieder unwirkſam, indem er Folgendes verordnete:

„Da Se. Majeſtät wahrgenommen haben, daß durch die heilſame Anordnung, vermöge welcher die todten Körper in einen leinenen Sack eingenäht und ohne Truhe zur Erde beſtattet werden ſollen, viele Gemüther beunruhigt und die Eingrabung der Körper ſammt den Truhen aus Vorurtheil vorgezogen, Sie hingegen in dieſem an ſich minder bedeutenden und dem allgemeinen Beſten gleichgültigen Gegenſtand den Willen ihrer Unterthanen mit Zwangsmitteln zu beugen nicht geſinnt

ſind, ſo haben Se. Majeſtät erklären laſſen, daß Sie zu dieſer Beerdigungsart keinen Menſchen, der nicht von dem Vorzug derſelben überzeugt iſt, zu zwingen denken, ſondern einem Jeden, was die Truhen betrifft, frei zu thun geſtatten wollen, was er für ſeinen Körper im Voraus zu thun für das Angenehmſte hält."

Dagegen wurde ein weniger zu entſchuldigendes Vorurtheil ausgerottet durch die Verordnung vom 31. März (und 30. Auguſt) 1785, welche die abgeſonderte Beſtattung der ohne Taufe verſtorbenen Kinder unterſagte.

So ſehr man das Bedürfniß einer religiöſen Duldſamkeit fühlte, ſo unklar und verworren waren die Anſichten über die Grenzen einer allgemeinen Toleranz, ſo widerſprechend die Wünſche der Glaubensgenoſſen einer jeden der im Lande befindlichen Confeſſionen. Während die Proteſtanten als ſolche nur Duldung der „chriſtlichen" Secten wünſchten, während die Katholiken ſie entweder gar nicht, oder doch unter demüthigenden Beſchränkungen zu bewilligen geneigt waren, gab es Aufgeklärte von allen Confeſſionen, welche, mehr oder minder gemäßigt in ihren Wünſchen, theils unumſchränkte Gewiſſensfreiheit und freie Ausübung aller Religionsgebräuche, theils eine allgemeine ausſchließliche Vernunftfreiheit, verbunden mit verächtlicher Duldung der Religionen, theils eine bedingte, nicht auf Koſten der Staatsreligion gewährte Toleranz begehrten.

Joſeph ſuchte ein Syſtem der Toleranz aufzuſtellen, welches einerſeits den Stolz und Eifer der Katholiken nicht verletzen konnte, andererſeits den Proteſtanten nur ſolche Rechte und Prärogativen entzog, welche der Vernünftige als unweſentlich neidlos ſeinen Gegnern überließ.

Dieſen Grundſätzen gemäß verordnete er, daß die Akatholiſchen, außer der öffentlichen Ausübung des Gottesdienſtes, den Katholiſchen vollkommen gleichzuhalten, daß den augsburgiſchen und helvetiſchen Religionsverwandten und den nichtunirten Griechen allenthalben das Privatexercitium ihrer Religion geſtattet ſein ſolle, ſo daß der „katholiſchen Religion nur der Vorzug der öffentlichen Gottesdienſtübung blieb," daß den akatholiſchen Gemeinden von wenigſtens 100 Familien erlaubt ſein ſolle, ein eigenes Bethaus, „jedoch (mit Ausnahme von Un-

garn) ohne Glocken, Thürme und öffentliche Eingänge," sowie auch eine Schule zu errichten; daß ihnen alte Gebäude zu Kirchen überlassen werden können. Das Toleranzedict gestattete ferner die Zulassung der Akatholiken zum Häuser- und Güterkaufe, zum Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden und Civilbedienstungen. Auch durften sie nicht gezwungen werden, nach einer andern als der ihrer Religion angemessenen Eidesformel zu schwören. Den akatholischen Geistlichen wurde ferner die Ausübung des Gottesdienstes und Administrirung ihrer Sacramente erlaubt, doch war es ihnen streng verboten, „die Herbeirufung eines katholischen Geistlichen zu hindern, wenn dieser von dem Kranken verlangt wurde." Den Gemeinden wurde das Recht gewährt, ihren Pastor selbst zu präsentiren, doch mußte stets die Bestätigung des Kaisers durch die protestantischen Consistorien nachgesucht werden. Den wegen der Religion Ausgewanderten, welche wieder zurückkehren wollten, durften keine Hindernisse in den Weg gelegt werden; „doch durften ihnen ihre bereits katholisch erzogenen Kinder nicht zurückgestellt werden." Religionsstreitigkeiten und Discurse über Glaubenssachen an öffentlichen Orten wurden allen Confessionen untersagt, und den Geistlichen geboten, sich auf der Kanzel aller Controversen zu enthalten und den Anhängern anderer Religionen liebevoll zu begegnen. Ein Kind, welches aus Furcht des Glaubenszwanges nicht zu seinen akatholischen Eltern zurückkehren wollte, sollte zwar nicht dazu gezwungen werden, doch durfte ein solches, wenn es nicht sui juris war und keinen wahren Beruf nachweisen konnte, den Eltern nicht entzogen werden. Eben so wenig durfte ein Judenkind vor Erlangung reifer Einsichten im katholischen Glauben erzogen werden.

Die verkündete Toleranz erstreckte sich nur auf die drei christlichen Confessionen, und folglich war auch die in Böhmen sich bildende Secte der Deisten davon ausgeschlossen. Es wurde verordnet, daß jeder Katholik, der sich als Deist oder Israelit angeben würde, mit 24 Stockstreichen nach Hause geschickt werden sollte. Diese mit Verachtung gepaarte Strenge verletzte zwar Viele, doch war sie sehr geeignet, die Keime religiöser Zwietracht in Böhmen, deren Ausbruch Josephs Regierung auf ewig befleckt haben würde, zu ersticken. Zudem war diese

Strenge der Verordnung nicht gegen die Anhänger des Deismus überhaupt gerichtet, sondern ausdrücklich nur gegen die, welche sich öffentlich vor Gericht als Deisten erklärten, welche die gegen sie vom Kaiser vorgeschriebene Milde durch Hartnäckigkeit und offenen Trotz mißbrauchten und Aufregung hervorbrachten. Der Sinn des kaiserlichen Willens geht am deutlichsten aus der gleichzeitigen Verordnung hervor, „daß wegen der Deisten und Israeliten keine Untersuchung veranlaßt und die des Deism Verdächtigen niemals berufen und befragt werden, Derjenige aber, welcher Jemand in der Gemeinde einen Deisten nennen oder angeben würde, mit 10 Stockstreichen bestraft werden solle." Auch lautete die strenge Verfügung gegen die sich angebenden Deisten ausdrücklich dahin, „daß sie nicht deshalb bestraft würden, weil sie Deisten *) seien," sondern weil sie nicht wüßten, was sie seien und wollten. Wenn auch damit nichts erklärt ist, so zeigt sich doch hierin die Verlegenheit des Gouvernements, in die es durch die scheinbare Nothwendigkeit, von allgemeinen Grundsätzen abzugehen, versetzt wurde. Die Maßregel gegen die Deisten war daher jedenfalls ein Uebel. Um die Vergrößerung dieser Secte zu verhindern, erließ Joseph folgende, seine Absichten am besten charakterisirende Verordnung:

„1) Alle Männer, Weiber, Dienstmägde und Wittfrauen, welche sich erklären werden, auf dem Deism beharren zu wollen, sollen, um Ansteckung zu vermeiden, unter die ungarischen Militärcorps gesteckt und dort von fünf zu fünf Personen in die slavonischen, siebenbürgischen, galizischen und andere Regimenter zerstreut werden. Ihre Häuser und ihr übriges Vermögen soll ihren minderjährigen Kindern, oder in deren Ermangelung ihren nächsten Verwandten, jedoch mit der Bedingniß erhalten werden, daß sie ihnen die nöthige Nahrung und Kleidung verschaffen. 2) Kranke und schwache Greise sollen in Militärspitäler ge-

*) Das Glaubensbekenntniß der Deisten war folgendes: „Es ist nur ein Gott und dieser nicht in drei Personen. Die Bibel ist nicht auf Gottes Eingebung geschrieben, wohl aber ein Buch, das viel Gutes enthält. Jesus, ein bloßer Mensch, hat viel Gutes gelehrt, aber an seinen Wundern ist zu zweifeln. Sein Tod, obwohl unschuldig, war kein Versöhnungstod. Taufe und Abendmahl sind unnöthige Ceremonien. Der heil. Geist ist in der Bibel die Kraft Gottes." Dieses Glaubensbekenntniß würden noch Mehrere abgelegt haben ohne die kaiserlichen Verordnungen.

bracht und dort, insoweit sie hierzu tauglich sind, zur Krankenpflege angestellt werden. 3) Man soll sie menschlich behandeln, aber auch strafen, wenn sie sich unterstehen, Proselyten zu machen. 4) Die Feldprediger sollen sich Mühe geben, diesen Sectirern, jedoch ohne alle Gewaltthätigkeit, bessere Gesinnungen und von der Religion überhaupt richtigere Begriffe beizubringen. Diejenigen, welche ein Verlangen äußern, zu ihrer Pflicht und auf den wahren Weg zurückzukehren, sollen ein oder zwei Jahre geprüft, und wenn sich Beweise einer aufrichtigen Bekehrung zeigen, der Kriegsrath darüber berichtet werden. 5) Diejenigen, welche etwa, durch die Bekanntmachung und Vollziehung des gegenwärtigen Edictes bewogen, jetzt sagen würden, daß sie die katholische Religion oder eine der tolerirten annehmen wollten, sollten nicht eher nach Hause geschickt und in ihr Eigenthum wieder eingesetzt werden, als bis sie zuvor an den für ihre Prüfung bestimmten Orten ihre Bekehrung erprobt haben werden. 6) Verheiratheten Weibern soll es gestattet sein, mit ihren Ehemännern zu leben. 7) Wittwen aber und Töchter sollen unter militärischer Bedeckung bis an die Grenzen von Polen, der Türkei und von Dalmatien geführt und dort, soviel es sich thun läßt, von einander getrennt werden. So lange, bis sie im Stande sein werden, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, sollen ihnen täglich aus der Kriegscasse drei Kreuzer gereicht werden."

Die Toleranz der Juden wurde zwar nicht durch ein Gesetz vollkommen ausgesprochen, doch in der That auf alle Weise vorbereitet. Der Zustand ihrer Bildung, ihre schmutzigen Gebräuche, ihre verrufene Moral, ihre Lebensweise und endlich ihr ganz verdorbener Charakter machten sie mehr als ihr Glauben in der Monarchie zu einem Gegenstande der allgemeinsten Verachtung. Man konnte daher diesen zur Zeit noch Unwürdigen keine unumschränkte Duldung gewähren. Es blieb bei der alten Ordnung, welche ihnen verbot, eine eigene Gemeinde auszumachen und öffentlichen Gottesdienst zu halten. Es war ihnen jedoch bewilligt, für ihre Kinder eine eigene, normalmäßig eingerichtete, mit jüdischen Lehrern besetzte Schule auf ihre Kosten zu errichten. Die hohen Schulen zu besuchen war ihnen erlaubt. Trotz der Ausschließung aus dem allgemeinen Duldungssysteme wurde doch auf Josephs Geheiß

ſehr viel gethan, ſie durch Verbeſſerung ihres bürgerlichen Zuſtandes, ihrer Bildung und Sitten zu einer dereinſtigen vollkommenen Emancipation vorzubereiten, wovon ſpäter die Rede ſein wird.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Oeffentlicher Unterricht. — Geiſtescultur und Cenſur. — Volks- und Normalſchulen. — Allgemeine Anſtalten zur Verbeſſerung des Volksunterrichts. — Gymnaſien. — Cenſur.

Beim Antritte ſeiner Regierung fand Joſeph „einen Haufen unwiſſender, feiler Beamten, Miniſter ohne Weisheit, Richter ohne Achtung für das Recht und von Vorurtheilen befangen, eine Menge gemeiner Prieſter ohne Religion, ohne Wiſſenſchaft, ohne kirchlichen Sinn, eingekaufte Hauptleute ohne Talent und ohne Bildung, Soldaten ohne Ehrliebe und Zucht, Bürger ohne Sitten und Gemeingeiſt.“ Er erkannte als Urquell aller dieſer Uebelſtände eine höchſt unvollkommene, einſeitige und durch die größten Verkehrtheiten verkümmerte Volksbildung, eine barbariſche Vernachläſſigung der Geiſtescultur. Joſeph faßte daher den Entſchluß, den Nachwuchs ſeines Volkes nach einem großen Erziehungsplan gleichmäßig überall zu guten, unterrichteten Bürgern, brauchbaren Staatsbeamten, Militärs und Volkslehrern zu bilden. Um dieſen Zweck zu erreichen, mußte ein allgemeines Syſtem vorgeſchrieben werden, deſſen genaue uud ſtrenge Befolgung die Einſeitigkeit des bisherigen Unterrichts aufhob und die Zeitverſchwendung der Lehrer durch unnütze Gegenſtände und jede unpraktiſche Richtung ihrer Lehren vermied. Strenge Ordnung, Disciplin und eine durchaus gleichmäßige Einrichtung der Schulen, Lehrſtunden und Lehrgegenſtände ſollten zum Ziele führen. Das Ehrgefühl, der Gemeingeiſt, die Vaterlandsliebe, die Frömmigkeit und der Unterthanengehorſam ſollten ſchon in den Schulen den Gemüthern eingepflanzt werden. Die ganze Volkserziehung ſollte nach ſtreng militäriſchen Grundſätzen mit eiſerner Conſequenz ausgeführt werden. Inſofern die Anwendung dieſes Syſtems nicht

überall passend war, verdient Joseph einige der ihm gemachten Vorwürfe; allein sein Plan entsprach den Gesetzen der Nothwendigkeit und Klugheit weit mehr im Ganzen, als in seinen Einzelnheiten.

Joseph beförderte das Schulwesen im Allgemeinen, indem er verordnete (7. Febr. 1781), daß die begüterten Klöster vorzüglich Normalschulen errichten und die bestehenden in vorschriftmäßigen Stand setzen sollten, daß ein Theil der entbehrlichen Kircheneinkünfte dort, wo die Schulen nicht hinlänglich versorgt seien, auf diese (17. Aug. 1781), die Stiftungen für Processionen ebenfalls zum Besten der zu erziehenden Jugend verwendet werden sollten. Es wurde befohlen, daß die größte Achtsamkeit hinsichtlich der Anstellung tüchtiger Schullehrer beobachtet und die Anzahl der schulfähigen Kinder immer streng angegeben werde. Um das Schulwesen überhaupt in guter Ordnung und vorschriftmäßiger Fortübung desto gewisser zu erhalten, wurde die Anstellung von Kreis-Visitations-Schulcommissären anbefohlen, welche durch beständige Reisen sich von allem Nöthigen unterrichten und Berichte abstatten sollten. Eltern, welche den wohlthätigen Schulunterricht ihren Kindern versagten, wurden, wenn sie aus dem Armeninstitute Unterstützung genossen, derselben verlustig. Durch alle diese Maßregeln gelang es den unermüdlichen Bemühungen des Monarchen, den Werth der Schulen zur allgemeinen Erkenntniß zu bringen, und er hatte die Freude, die Begierde nach Unterricht täglich zunehmen zu sehen. Ein merkwürdiges Beispiel des zunehmenden Eifers in Befolgung der kaiserlichen Verordnungen gaben vier Väter aus dem Dorfe Triebischl in Böhmen, welche ihre Kinder durch die mit Schnee angefüllten Thäler und beeisten Anhöhen bei wüthenden Sturmwinden auf ihren Schultern nach Wohlau zur Schule trugen. Der Kaiser, von diesem Vorfall unterrichtet, ließ ein Belobungsdecret ausfertigen, zur Ermunterung öffentlich bekannt machen und die Kinder dieser Eltern reich beschenken.

Nachdem Joseph durch diese vielmal erneuerten Maßregeln dafür gesorgt hatte, daß der Unterricht eine größere Ausbreitung gewinne und die Lehre alle Gegenden seines Reiches gleichmäßig durchdringe, gab er eine allgemeine Disciplinarvorschrift des Normalinstitutes für die deutschen Schulen im Königreich Böhmen, welche in vieler Hinsicht

merkwürdig iſt. Sie hatte den Zweck, vor allen Dingen in den Schulen die alte, alles Gefühl tödtende Zuchtmethode mit Schlägen abzuſchaffen und körperliche Züchtigung nur in den äußerſten Fällen, auch nur in den niedern Claſſen, zu geſtatten. Statt deſſen wollte er das Schulregiment auf das natürliche Ehrgefühl der Kinder begründet wiſſen und verordnete als gewöhnliche Strafen und Belohnungen das Eintragen in die Schand- und Ehrenbücher, die öffentliche Beſchämung und Auszeichnung. Nur unſittliche Handlungen, Diebſtahl und unehrerbietiges Betragen gegen die Lehrer durften mit körperlicher Züchtigung beſtraft werden (17. Sept. 1782).

Zunächſt an die Volksſchulen ſchloſſen ſich die ſogenannten Gymnaſien (Mittelſchulen) an, welche den Uebergang zu den Univerſitätsſtudien bildeten.

Einer vollſtändigen Umgeſtaltung hätten auch die höhern Studienanſtalten ohne Weiteres bedurft; allein es ſcheint, daß Joſeph weniger Werth auf dieſelben gelegt und mit Recht den Volksunterricht für das bei Weitem Wichtigſte und Dringendſte gehalten habe. Es wurden daher keine weſentlichen Veränderungen damit vorgenommen, doch aber mehrere offenbare Mißbräuche und ſchädliche Gewohnheiten abgeſtellt. Eine der verrufenſten unter den letzteren war der den Profeſſoren auferlegte Eid **de immaculata conceptione**, welcher lautete, wie folgt:

Ego spondeo, voveo ac juro, me juxta summorum pontificum Pauli V. et Gregorii XV. constitutiones publice ac privatim velle pie tenere et asserere beatissimam Virginem Mariam Dei genitricem absque originalis peccati macula conceptam esse, donec aliter a sede apostolica definitum fuerit. Sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia.

Dieſer Eid war unter Papſt Paul V. durch die Jeſuiten auf allen katholiſchen Univerſitäten eingeführt worden und mußte jedesmal am 8. December, als am Feſttage Mariä Empfängniß, in der Kirche öffentlich abgelegt werden. Im Jahre 1782 traf es auch den Dr. der Theologie und Profeſſor Schwarzl in Insbruck, daß er dieſen Eid ablegen ſollte. Um dieſer Nothwendigkeit auszuweichen, verfaßte er für

sich eine eigene Eidesformel, in welcher ausgedrückt war, daß er die katholische Lehre hinsichtlich der Empfängniß Mariä anerkenne und den Glauben der Kirche selbst beschwöre. Darüber entstand unter den verschiedenen Parteien eine ärgerliche Aufregung, die sich dem gemeinen Volke mittheilte und selbst die persönliche Sicherheit des Professors gefährdete. Man klagte gegen ihn bei dem Fürstbischof von Brixen als **cancellario perpetuo** der Insbrucker Universität, welcher gegen den Beklagten entschied. Allein das Landesgubernium mischte sich in den Streit und gab die schriftliche Verantwortung Schwarzl's an die Hof-Studiencommission, welche darüber an den Kaiser selbst Bericht erstattete. Joseph II. erließ hierauf am 3. Juni die Resolution:

„Man solle dem Professor Schwarzl allergnädigst zu erkennen geben, daß er besser gethan haben würde, wenn er gar nicht geschworen, sondern seine diesfalls gefaßten Bedenken der Behörde angezeigt hätte; seinen Klägern hingegen solle man einen scharfen Verweis geben."

In Folge dieses ärgerlichen Vorfalls erging am 5. Juni folgende merkwürdige Verordnung:

„Da die Wichtigkeit eines Eides erfordert, daß solcher nur alsdann abgelegt werde, wenn er eine gewisse Wahrheit zum Stoffe und die Noth zum Beweggrunde hat: so soll die Ablegung des Eides **de immaculata conceptione** bei allen Universitäten, Lyceen, Doctorpromotionen und größern lateinischen Congregationen, wo sie üblich ist, künftig weggelassen und überhaupt nach den Formeln der Gerichtseide gleichfalls diese bei den Universitäten in Zukunft abgelegt werden."

Die wesentlichsten und erwünschtesten Veränderungen im Studienwesen betrafen das chirurgische und medicinische Fach, um welches sich Joseph, gleichwie um das ganze Sanitätswesen, unsterbliche Verdienste erworben hat. Von dem Zustande der Arzneikunde vor Joseph und der Bildung der Aerzte, wie auch von dem herrschenden Mißbrauch der ärztlichen Praxis kann man sich kaum einen Begriff machen. Die Curschmiede waren noch immer als Landärzte angesehen, selbst die Schafhirten entsagten ihrer Praxis nicht, und die Chirurgen befaßten sich mit allen Krankheiten.

Von 1780—1784 erschienen in Bezug auf die Ausübung der

Chirurgie folgende Verordnungen. Es wurde den Regimentschirurgen bewilligt, auch im Civile Curen vorzunehmen, und dadurch eine wesentliche Verbesserung der Gesundheitspflege erzielt; denn da das Militär über alle Provinzen vertheilt war, so konnten die Feldscherer in Gegenden, wo keine Aerzte waren, zur Noth Aushülfe leisten. Die Wundarzneikunst, welche bisher als eine Profession, als ein bürgerliches Gewerbe betrachtet worden war, wurde für eine freie Kunst erklärt; die unzweckmäßige Einrichtung, vermöge welcher jeder Chirurg bei einem bürgerlichen Bader oder Barbier in die Lehre gehen mußte, aufgehoben und einem Jeden gestattet, sich diesem Studium zu widmen. Eine der wichtigsten Einrichtungen war die zur Bildung guter Militärärzte, welche unter dem Namen medicinisch-chirurgische Militärakademie — Josephinum — bekannt ist, durch Hofentschließung vom 15. Febr. 1786, eine der musterhaftesten Lehranstalten, deren großartige Zwecke vollkommen erreicht wurden und die noch heute in unnachgeahmter Vollendung dasteht.

Eine bedeutende Reform war endlich die Einführung der deutschen Sprache bei den öffentlichen Vorlesungen, anstatt der bisher üblichen lateinischen, durch welche der Unterricht bedeutend schwerfälliger geworden war. Es wurde den Professoren ein Verzeichniß der Lehrbücher in deutscher Sprache gegeben, welche auf der Wiener Universität gebraucht wurden. Den zu Graduirenden wurde es freigestellt, ob sie ihre Prüfungen in deutscher oder lateinischer Sprache machen wollten.

Schon im ersten Jahre seiner Regierung gab Joseph dem Censurwesen eine ganz neue Gestalt. Seine hierüber erlassene Verordnung vom 11. Juni 1781 bestimmt unter anderm: „1) Man soll gegen Alles, was unsittliche Auftritte und ungereimte Zoten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit, keine Aufklärung jemals entstehen kann, streng, gegen alle übrige Werke aber, wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfinden, um so nachsichtiger sein, als erstere nur vom großen Haufen und von schwachen Köpfen gelesen werden, letztere hingegen schon bereiteten Gemüthern und in ihren Sätzen standhafteren Seelen in die Hände kommen. 2) Werke, welche die katholische und öfters die christliche Religion systematisch angreifen, können eben so wenig als jene

geduldet werden, welche die geheiligte Religion öffentlich, und um den zu verbreitenden Sätzen des Unglaubens Eingang zu verschaffen, zum Spotte und lächerlich, oder durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes und unächte, schwärmerische Andächteleien verächtlich darstellen. 3) Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen besonders, wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auch auf diesem Wege zukommt.„

Die Bedeutung dieser und aller übrigen Censurgesetze ist unverkennbar und die ihnen zu Grund liegende Absicht nicht minder deutlich. Herstellung einer nach humanen Grundsätzen geregelten Geistespolizei, welche die Aufklärung nicht hindern, nur Mißbrauch hindern sollte, war der Plan, der alle kaiserl. Verordnungen durchdrang.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Bestimmung der Unterthanenpflichten. — Einleitung. — Vorschriften für Beschwerden ꝛc. — Gesetze gegen den Wucher. — Abschaffung schädlicher Gebräuche. — Robotabolition. — Aufhebung der Leibeigenschaft und darauf bezügliche Verordnungen. — Steuergesetze. — Ergänzende Gesetze über die Unterthanenverhältnisse.

Unter der milden Regierung der Kaiserin Maria Theresia waren die ersten Vorarbeiten zur Regelung der Unterthanenverhältnisse und Steuerangelegenheiten gemacht und durch das rectificirte Urbarium der Grund einer gerechteren Ordnung gelegt, der Zustand des Landmanns merklich verbessert worden; allein abgesehen von der später zu erwägenden Verschiedenheit der Grundsätze Josephs in Bezug auf die Besteuerung fand er schon in den Verhältnissen zwischen Unterthanen und Behörden eine so heillose Unordnung eingerissen, daß selbst den be-

stehenden Gesetzen selten streng gemäß gehandelt werden konnte, und weder der Unterthan genau wußte, wie weit seine Pflichten gingen und wem er vorzugsweise zu gehorchen hatte, noch die Behörden, wie weit sich ihre Gewalt erstreckte. Einerseits entstand dadurch Unzufriedenheit, ja Ungehorsam der ihre Obliegenheiten einschränkenden Unterthanen, andererseits unmäßige Ausdehnung der amtlichen Gewalt, und durch Beides Verkümmerung der Gerechtigkeit. Der Unterthan verlor zunächst dabei, aber auch der Staat, dem es überall an Consistenz der Formen gebrach. Das auffallendste Uebel war die Schutzlosigkeit der Unterthanen gegenüber der Amtsgewalt der Behörden, welche der bestehenden Ordnung gemäß hätten unfehlbar sein müssen, und der Mangel einer mit Macht bekleideten Autorität, die als Anwalt der Unterthanen deren Rechte und Ansprüche sorglich bewacht und gegen amtliche Willkür vertheidigt hätte. Anstatt einer solchen Autorität gab es nichts als eine Anzahl unwissender Schreiber, welche, mit meist unvollkommener, einseitiger Kenntniß der Landesgesetze und Unterthanenrechte versehen, den Unterthanen für Geld zu ihrem Rechte verhalfen, was den Letzteren oft theuer genug zu stehen kam, ja sie oft um ihr Vermögen brachte. Das ehrwürdige Amt der Vermittelung zwischen Unterthanen, Herren und Behörden war daher, weit entfernt, im Besitz einer vom Staate sanctionirten Autorität zu sein, vielmehr das verächtliche Gewerbe einer gewissenlosen Menschenclasse, die stets vom Elend Anderer zu leben angewiesen war. Ihr Vorhandensein in großer Anzahl zeugte denn auch von um sich greifenden Mißbräuchen und Hülflosigkeit des Rechts.

Eine der ersten Verordnungen Josephs **II.** war gegen den herrschenden Unfug dieser Winkelschreiber gerichtet und gebot den Landesstellen, diesen streng zu ahnden und den Unterthanen alle an des Kaisers Majestät gerichteten Bittgesuche von dem Unterthansagenten, der dazu eigens vom Staate besoldet war, unterzeichnen zu lassen. (4. Mai 1781.)

Hinsichtlich aller bei Gesuchen zu beobachtenden Formalitäten wurden allgemeine Vorschriften kund gemacht (1781), in Bezug auf die Klagen der Unterthanen gegen ihre Herrschaften aber verfügt, daß solche nicht

schriftlich, sondern mündlich angebracht werden sollten, damit jene von den Winkelschreibern in keine Unkosten versetzt werden könnten (1784). Noch wichtiger war das Patent vom 1. September 1781, welches die Verhältnisse zwischen Unterthanen und Herrschaften genauer bestimmte und das theilweise von Uebermuth und Willkür unterdrückte Volk gegen seine Bedrücker in Schutz nahm, aber auch die Rechte der Herren gegen unbefugte Anmaßungen schützte. Da jedoch letztere weit seltener vorkommen konnten, als Willkürlichkeiten der Herren, so erhielt das Gesetz durch entschiedene Einschränkung dieser eine besonders genaue und — im edlen nichtdemokratischen Sinne des Worts genommen — republikanische Bedeutung, da es eine factische Anerkennung von Rechten enthielt, deren Besitz den Unterthanen ziemlich zweifelhaft geworden war. Durch dieses denkwürdige Gesetz wurde nicht nur das Recht der Beschwerdeführung den Unterthanen vollkommen gesichert, sondern auch genaue Erläuterungen über die Art und Weise, dasselbe geltend zu machen, gegeben. Zwar wurde den Unzufriedenen die Weisung gegeben, sich, wie bisher, mit ihren Beschwerden zunächst an ihre Obrigkeit zu wenden; doch wurden sie berechtigt, nach Verlauf von dreißig Tagen, im Fall eines kränkenden oder der Ermangelung eines Bescheides, beim Kreisamte Hülfe zu suchen, zu welchem Behuf ihnen die Obrigkeit selbst eine Abschrift des Anmeldungsprotocolls auszufertigen hatte. Das Kreisamt selbst wurde beauftragt, die Sache der gekränkten Unterthanen zu vertreten, wo möglich gütlichen Vergleich zu stiften, im entgegengesetzten Fall aber unverzüglich über die Streitsache zu entscheiden. Im Falle der Unzufriedenheit des Unterthans mit dem Ausspruche des Kreisamts blieb ihm das Recht zu neuem Recurse an die Landesstelle vorbehalten, und dann mußte das Kreisamt selbst die betreffenden Acten binnen vierzehn Tagen an die Landesstelle einsenden und Alles anführen, was zur Unterstützung des Klägers vorgebracht werden konnte. Gegen die Entscheidung der Landesstelle war binnen zwei Monaten auch ein Recurs an die höchste Hofstelle gestattet, deren Erkenntniß unwidersprechlich war. Im Falle der Fruchtlosigkeit des Vermittelungsversuchs des Kreisamtes wurde der königliche Fiscus beauftragt, die Unterthanen unentgeltlich zu vertreten. Um jedoch zu verhüten, daß durch diese

Verordnung zum Schutz der Unterthanen der Zweck derſelben gemißdeutet und der Geiſt der Widerſetzlichkeit genährt werde, wurden Beſchwerden von zuſammengerotteten Haufen für ſtrafbar und unſtatthaft erklärt, auch Geldſammlungen ohne eingeholte Erlaubniß dazu, zur Betreibung einer in Rechtsſtreit befindlichen Gemeindeſache, verboten. Dagegen wurde, nach wahrgenommenem Mißbrauche der magiſtratlichen Amtsgewalt, wodurch oft gemeinſchaftliche Berathungen der Bürger unter dem Vorwande der Ruheſtörung verhindert wurden, den bürgerlichen Mitgliedern geſtattet, ſich zur Beſprechung einer Gemeindeſache zu verſammeln.

Um das Landvolk gegen die verderblichen Folgen der Schulden zu ſchützen, erließ der Kaiſer ein für Galizien beſtimmtes Hofdecret gegen den dortigen Wucher.

Schon der milden Kaiſerin Maria Thereſia lag die Noth des Landmanns, der beſonders in Böhmen, Galizien und Ungarn ſehr gedrückt war, ſchwer am Herzen. So weit es in ihrer Macht ſtand, erleichterte ſie ſeine Lage weſentlich durch weiſe Geſetze; aber radical zu helfen vermochte ſie nicht, ohne die Stände in ihren Rechten zu kränken. Die Roboten lagen ſchwer auf dem böhmiſchen Landmann. Die aufrühreriſchen Scenen von 1775, welche das Einſchreiten der bewaffneten Macht nöthig machten, waren die betrübenden Früchte des Streits zwiſchen Recht und Noth, und das Sprüchwort: „Noth kennt kein Gebot!“ bewährte ſich blutig. Maria Thereſia nannte dieſes Ereigniß den Schandfleck ihrer Regierung! Was darauf folgte, waren ebenfalls nur halbe Maßregeln, die das Uebel nicht aufhoben. Die Unzufriedenheit der Bauern blieb rege, Abhülfe war durch die Umſtände dringend geboten. Das Robot-Abolitionsſyſtem, welches 1777 durch ein Patent verkündet wurde, ſuchte den Bauern Erleichterung zu verſchaffen, ohne die Herren in ihren Rechten zu kränken. Es ſetzte feſt, daß ein

unbehauster Unterthan 13 Tage zu roboten oder 1 fl. 30 kr.
ein Häusler . . 26 „ „ „ „ 3 „
ein Gärtler . . 26 „ „ „ „ 3 „
ein zu Zugrobot Verpflichteter . . . . . 6 „

zu entrichten habe.

Dieſe und die übrigen Beſtimmungen des Raabiſchen Syſtems

wurden unter Joseph II. durch neue Zusätze und Erläuterungen vervollständigt, so daß bloße Inleute in Galizien auch nicht mehr als dreizehn Tage roboten, da, wo die Gattung der Roboten festgestellt war, die Herrschaft nicht berechtigt sein sollte, mehrere oder eine andere Gattung von Roboten zu fordern, bei der auf das ganze Jahr mit zweiundfunfzig Tagen bestimmten Robot jeder Unterthan nur zwei Tage in einer Woche zu roboten habe, die zu Zug- und Handrobot Verpflichteten wechselsweise nur eine Woche zwei Tage zum Zug und einen mit Hand zu frohnen verbunden sein sollten, die auf herrschaftliche Gründe bestimmte Robot nicht an fremde Grundeigenthümer abgetreten werden könne ꝛc.

Für Galizien erschien im Jahr 1786 (16. Juni) ein aus 84 Paragraphen bestehendes Robotpatent, wodurch die Art und Weise der Frohndienste nach dem Beispiele der anderen Erbländer genau bestimmt wurde, damit Obrigkeiten und Unterthanen die Grenzen der wechselseitigen Rechte und Pflichten genau kennen lernen möchten. Es wurden für jeden Robottag in der Sommerhälfte des Jahres zwölf, in der Winterhälfte acht Arbeitsstunden festgesetzt, den Herrschaften untersagt, den Robotern ihre Arbeit auszumessen (ausgenommen beim Holzschlag, wo sie verpflichtet waren, täglich eine halbe Klafter Holz zu schlagen), preßhafte und über sechzig Jahre alte Inleute von Roboten befreit, hinsichtlich der weiten Fuhren bestimmt, daß sie im ganzen Jahre nicht über vierzig Meilen betragen dürfen, Jagen, Botengehen, Nachtwache ꝛc. als Roboten erklärt und viele andere Bestimmungen gegeben, welche in einem Lande von so geringer gesetzlicher Cultur, wie Galizien, doppelt wichtig waren.

Joseph II. huldigte dem Grundsatze: „was der Allgemeinheit eines Staates oder der Mehrzahl der Menschen wohlthut, nur dies ist wahrhaft gut; um so vielmal die Zahl der Landleute jene aller übrigen Stände übertrifft, um so vielmal mehr muß der gerechte Fürst jene hülflosen, durch Unwissenheit armen, durch Armuth furchtsamen, durch Furchtsamkeit gemißhandelten Geschöpfe gesetzlich schirmen und decken."

Diesem Grundsatze gemäß handelte er, als er die Leibeigenschaft in Böhmen durch folgende Worte aufhob: „Da wir in Erwägung gezo-

gen haben, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beispiele unserer österreichischen Erblande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbesserung der Landescultur und Industrie den nützlichsten Einfluß habe, auch daß Vernunft und Menschenliebe für diese Aenderung das Wort sprechen, so haben wir uns veranlaßt gefunden, von nun an alle Leibeigenschaft auch in den slavischen Ländern aufzuheben und statt derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen."

Die Bestimmungen der diesfälligen, in Böhmen verkündeten Verordnung waren folgende: 1) Der Unterthan kann sich gegen Anzeige verehelichen. 2) Der Unterthan kann mit einem zu fordernden Entlaßschein von der Herrschaft wegziehen. 3) Der Unterthan kann ohne Losbrief Handwerke und Künste erlernen; 4) er darf keine Hofdienste mehr leisten. 5) Nur die Waisen, deren Obervormundschaft die Obrigkeit unentgeltlich zu besorgen hat, haben dort, wo es gebräuchlich ist, die üblichen drei Waisenjahre auf dem Hofe abzudienen. 6) Außer den vorgeschriebenen Roboten und Prästationen darf den Unterthanen nichts abgefordert werden. (1. November 1781.) Dieser Vorschrift gemäß wurde später auch in Kärnthen und den österreichischen Vorlanden die Leibeigenschaft aufgehoben (1782). Für das Herzogthum Kran erschien ein eigenes Unterthansregulativ, vermöge dessen in dieser Provinz ebenfalls eine gemäßigte Unterthänigkeit nach dem Beispiele der übrigen Erbländer eingeführt wurde, und zwar nach folgenden Grundsätzen: 1) Es steht dem Unterthan frei, von seiner Herrschaft wegzuziehen. 2) Jene Obrigkeiten, welche bisher berechtigt waren, Abkaufgeld von dem Vermögen des Wegziehenden zu nehmen, sollen nicht mehr als 5 Procent davon nehmen dürfen. Die übrigen Bestimmungen waren mit jenen des Patents für Böhmen gleichlautend.

Bei der unverhältnißmäßig kleinen Bevölkerung in Galizien, welche ebenfalls durch die bestehenden Unterthansverhältnisse am Wachsthum gehindert war, suchte Joseph durch Erleichterung der Ehen der Population aufzuhelfen.

Am 11. August 1785 erschien endlich für Ungarn ein eigenes, die Leibeigenschaft betreffendes Patent. Da durch die Aufhebung der

Leibeigenſchaft auch neue Begriffe der Dienſtverpflichtungen entſtehen mußten, ſo war es nothwendig, dieſe in einer eigenen Ordnung für das Landgeſinde feſtzuſtellen. Eine ſolche erſchien für Böhmen und Mähren in einem Patente vom 30. September 1782. Zur Vorbereitung einer größern Gewerbefreiheit waren ſchon 1775 geeignete Verordnungen ergangen.

Joſephs große Abſicht, Gleichmäßigkeit der Staatseinrichtung, Verwaltung und Rechtsvertheilung zu bewirken, veranlaßte ihn nicht nur, an die Beſtandtheile des Staatskörpers Hand anzulegen, ſondern riß ihn in der Begeiſterung für ſeinen ſchönen Zweck hin, mit verwegener Hand, vielleicht zu früh, vielleicht unbedachtſam, die Hauptpulsadern ſeines Lebens, worin der Quell ſeines Bluts, das ſchlagende Herz des kranken Körpers, anzugreifen. Das geſammte Steuerweſen war in den verſchiedenen Provinzen ſo verſchieden organiſirt, ſo voll von Widerſprüchen, Mißbräuchen und Fehlern, daß es dem nach Harmonie und Einheit ſtrebenden Geiſte Joſephs ſchon deshalb ein Gräuel ſein mußte, wenn auch nicht die Rechte der Menſchen in Betracht zu ziehen geweſen wären. Ein allgemeiner Steuerfuß ſchien ihm das erſte Bedürfniß eines wohlorganiſirten Staates, und einen ſolchen nur nach dem Boden zu beſtimmen möglich und gerecht. Seine eigenen Worte, mit welchen er ſeinen Entwurf einer Steuerregulirung begleitete, erläuterten dieſe Anſicht:

„Ein klarer und richtiger Steuerfuß iſt gewiß das größte Glück eines Landes. Durch dieſen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staates auf die billigſte und wohlfeilſte Art zu ſammeln und alles Gute im Lande zu ſtiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menſchen Unterhalt angewieſen hat, iſt die einzige Quelle, aus welcher Alles kommt und wohin Alles zurückfließt, und deſſen Exiſtenz trotz allen Zeitläuften beſtändig verbleibet. Aus dieſer Urſache ergiebt ſich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfniſſe des Staates ertragen und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterſchied gemacht werden könne. — Dieſes vorausgeſetzt folgt nun von ſelbſt, daß zwiſchen Dominical- und Ruſtical-, dann Cameral- und Eccleſiaſtical-Gründen eine vollkommene Gleichheit

ſein und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Claſſification geſetzt werden müſſe. Wenn Geſetze und Verfaſſungen dieſem entgegenſtehen, ſo können ſie doch die Wahrheit und Ueberzeugung nicht ſchwächen, daß das Heil des Staats dieſen Grundſatz unentbehrlich macht. Iſt es nicht Unſinn, zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land beſaßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß ſie das Ihrige unter gewiſſen Bedingungen an die Letzteren abgetreten haben? Mußten ſie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete? Eben ſo abſurd wäre es, wenn ſich ein Landesfürſt einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; Millionen Menſchen ſeien für ihn und nicht er für ſie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfniſſe des Staates gedeckt ſein müſſen, ſo können ſolche nicht übertrieben werden, ſondern der Landesfürſt in einem monarchiſchen Reiche hat über deren Verwendung nach ſeiner Ehre, Gewiſſen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

Allein wie ſchön auch dieſe Worte im Munde eines Fürſten klingen, wie trefflich die ſolcher Theorie zu Grunde liegenden Principien ſind, ſo läßt ſich doch nicht beſtreiten, daß in den Zeiten Joſephs bei Anwendung derſelben ihrem Schöpfer aus der wirklichen Natur der Sache wichtige Bedenklichkeiten hätten aufſteigen ſollen. Abgeſehen von aller menſchenfreundlichen Träumerei, die keinen Einfluß auf die Staatsökonomie üben kann und darf, war die Thatſache einfach. Der damalige Zuſtand der Steuer war die gewohnte Nahrungsweiſe des Staats, und die Wege ihrer Verbreitung in die äußerſten Theile des Körpers beſtimmt und geebnet. War auch der Körper krank, ſo mußte doch, und vielleicht eben deshalb, Rückſicht genommen werden auf die gewohnte Lebensweiſe. Störungen in derſelben, wenn ſie nicht allmählig eintraten, konnten die Heilung nicht beſchleunigen. Allein Joſeph **II.** liebte die heroiſchen Mittel und gebrauchte ſie zuweilen im Uebermaße. Die Steuerverhältniſſe der Erbländer, in ſeinen Augen ein gewaltiges Uebel, lockten ihn zu gewaltigen Mitteln. Hier war die Klippe, woran Joſephs natürlicher Tact und glücklicher Inſtinct ſtark fehlgreifen und ſein feſter Sinn, wie ſeine Macht, ſcheitern ſollten.

Josephs Plan ging dahin, durch neue Steuerregulirung den bewegenden Mittelpunkt eines durchaus selbsterschaffenen Staatsorganismus festzustellen. Fast alle seine übrigen Maßregeln erscheinen nur als Vorbereitungen zu dem großen Werke, das ein letztes Hauptunternehmen vollenden sollte. Eine große Anzahl vorläufiger Steuergesetze ging der großen unglücklichen Maßregel voran und begleitete dieselbe.

Unter dem 15. April 1785 wurde endlich eine besondere Steuerregulirungs-Hofcommission unter dem Vorsitze des geheimen Raths Baron Gebler errichtet, deren Arbeiten sogleich begannen. Schon am 20. desselben Monats erschien das erste Product dieser Commission, das Regulirungs-Steuerpatent, dessen Grundlagen der Kaiser selbst festgestellt hatte. Diesem zufolge wurde verordnet, daß sogleich die hierzu erforderlichen Vorbereitungen zu Stande gebracht werden sollten, nämlich die Aufzeichnung und Ausmessung aller fruchtbringenden Gründe und Realitäten, und die Bestimmung des Körnererträgnisses nach der Fruchtbarkeit der Gründe. Dieser Verordnung folgte 1786 eine ausführliche Belehrung zur Ausmessung der Gründe und Erhebung eines wahren Grunderträgnisses, welche Joseph größtentheils selbst entworfen und ausgearbeitet hatte.

Ungarn empfing den Befehl zur Steuerregulirung durch Handschreiben. Dasselbe besagte: daß jeder Grund nach seiner Capacität und Erträgniß gleich belegt werden müsse, daß also keiner davon ausgenommen werden könne. Zugleich mit dieser Regulirung empfing Ungarn auch die Annullirung der Steuerfreiheit der Magnaten und Edeln. Unter dem 10. Februar 1786 erschien für Ungarn das Grundausmessungspatent, in welchem die bereits entwickelten Grundsätze des Kaisers neuerdings erläutert wurden.

Nach mehrjährigen Vorbereitungen dieser Art glaubte die aufgestellte Untersuchungscommission den richtigen Steuerfuß entdeckt zu haben, indem sie die Frage: wie viel der Bauer von 100 fl. Bruttoertrag behalten müsse, um sammt seiner Wirthschaft bestehen zu können, auf folgende Weise beantwortete:

Der Bauer braucht nothwendig von 100 fl. Ertrag 70 fl.
„ Staat . . . . . 12 „ 14 kr.
daher bleibt für den Grundherrn . . . . . 17 „ 46 „

Nachdem man diese einfache Rechnung als Grundlage des neuen Steuersystems festgestellt, wurden alle neue Regeln und Vorschriften in das berühmte Steuerpatent vom Jahre 1789 zusammengefaßt, dessen denkwürdiges Schicksal ein ungerechtes Urtheil über Joseph veranlaßte. Dieses für Joseph so unheilbringende Gesetz, das Resultat der beharrlichen Verfolgung einer unglücklichen Idee, ist um so merkwürdiger, da sein kurzes Dasein dennoch für die ganze Monarchie ungemein erfolgreich gewesen ist.

Den in dem Vorhergehenden gewürdigten Gesetzen über Dominien- und Unterthanenangelegenheiten von 1780—1786 folgten noch manche wichtige und auffallende Gesetzbestimmungen, welche den Hauptplan weiter ausführten und das Gegebene vervollständigten. Wie Joseph über die Aeußerlichkeiten der Unterthänigkeit dachte, erhellt aus einem Hofdecret vom 4. Januar 1784, wodurch nicht nur die sogenannten Hof- und Appartementskleider, sondern auch die üblichen Ehrfurchtsbezeugungen, als der Handkuß und die Kniebeugung vor den Personen des allerhöchsten Hofes, abgeschafft und das Niederknieen vor dem Landesherrn verboten wurde: „weil dieses von Mensch zu Mensch keine anpassende Handlung ist, sondern blos gegen Gott allein vorbehalten bleiben muß.“ Die letztere Vorschrift, welche nicht streng beachtet wurde, mußte deshalb „als ein sicheres Zeichen der ganz aufgehobenen Leibeigenschaft neuerdings und allgemein bekannt gemacht werden.“

Um die Bukowina mit Galizien inniger zu vereinigen, wurde dem dortigen Adel eine gleichförmige Verfassung mit dem galizischen gegeben, in welcher Absicht festgesetzt ward, daß künftig die Titel Bojar, Massil ꝛc. gänzlich aufzuhören haben und der gesammte Adel in den Herren- und Ritterstand einzutheilen sei.

Dreißigstes Capitel.

Reformen. Justizverwaltung. — Josephs II. bürgerliches Gesetzbuch. — Criminalgesetze. — Unterricht zur Rechtspflege. — Gerichtsordnung. — Justizverfassung. — Magistrate. — Beamte. — Landtafel. — Gerichtskosten. — Erbfolgeordnung. — Pupillarsachen.

Joseph war einer der ersten Monarchen des neueren Europa, welche die Nothwendigkeit erkannten, das bürgerliche Gesetz von dem kirchlichen zu trennen, die Rechte der Gesellschaftsglieder unter sich und gegen einander nach den neueren zeitgemäßen Begriffen festzustellen und die aus mannigfachen Ideenstreiten erwachsene öffentliche Meinung in dem Zeitalter ihrer ersten Ankündigung zum Gesetz zu erheben. Was schon unter Maria Theresia als stillschweigende Billigkeitsregel von dem weltlichen Gerichte, freilich inconsequent, geltend gemacht wurde, was damals als Gnade und Schonung, Mäßigung und Duldsamkeit geachtet ward, wollte Joseph als Gerechtigkeit darstellen und darauf einen von der Kirche unabhängigen bürgerlichen Rechtszustand vom Staate sanctionirt wissen. Daher gab Joseph seinen Unterthanen ein neues Civilgesetzbuch, dessen erster Theil, das Personenrecht enthaltend, am 1. Mai 1787 in Kraft gesetzt wurde. Als Hauptbeweggrund desselben scheint der Grundsatz: „daß jede Handlung, welche der Gesellschaft und ihren einzelnen Gliedern, dem Staatsoberhaupt und der bestehenden Ordnung unschädlich sei, vor dem bürgerlichen Gesetz als eine gleichgültige betrachtet und erlaubt sein müsse," gegolten zu haben. Dieses Princip wurde deutlich gemacht durch den wesentlichen Inhalt und die Tendenz der Gesetzparagraphen, mit Ausnahme weniger, welche zum Schutz der Staatsreligion gegeben waren.

Wiewohl unvollständig, bildete es die erste Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuches, das von Josephs Neffen, Franz, in seiner Vollendung dem österreichischen Volk gegeben wurde und noch heute in Kraft ist. Da nun hauptsächlich auf dem Civilcodex der ganze Rechtszustand und Rechtsbegriff beruht, so ist Joseph als der Begründer der heutigen Civilisation zu betrachten. Dessenungeachtet waren es dieses

Gesetzbuches weiseste Bestimmungen, welche ihrem Verfasser die ungerechtesten Schmähungen zugezogen haben, wie aus dem Verlauf der Geschichte erhellen wird.

Marien Thereſiens peinliche Gerichtsordnung vom Jahre 1769 war noch in Kraft, obgleich einige ihrer schauerlichsten Bestimmungen bereits abgestellt worden. Hierher gehörte die Tortur mit ihren verschiedenen Graden, von dem Daumschrauben und der Schnürung bis zur allgemeinen Folterung, nach dem Ausdruck des Gesetzes ein „rechtliches" Zwangsmittel, dem jedoch alle „in hohen Würden und Ehren stehenden Personen, Räthe, Doctores, geadelte Insassen" nicht unterworfen werden konnten, ausgenommen in Fällen des Verbrechens beleidigter Majestät und des Hochverraths. Allein die Abschaffung der Tortur hatte dieses schauderhafte Gesetzbuch noch lange nicht von allen Greueln barbarischer Grausamkeit gereinigt; es enthielt noch andere Bestimmungen, welche das Gefühl der Menschlichkeit tief verwundeten. Im sechsundfünfzigsten Artikel der Gerichtsordnung wurde die Bestrafung der Gotteslästerung streng abgemessen, als ob es den Menschen geziemte, als Advocaten Gottes Injurienprozesse auf Leben und Tod für seine Ehre zu führen. Es gab mehrere Grade der Gotteslästerung: 1) wenn Jemand unmittelbar Gott selbst lästerte; 2) wenn Jemand die allerreinste Jungfrau oder andere Heilige Gottes schmähte, Crucifixe und andere heilige Bildnisse zerbrach, verunehrte und so sich an Gott mittelbar vergriff; 3) wenn Jemand bei dem Sacrament, dem Kreuz und den Wunden Christi fluchte und schwor ꝛc. Die Strafe der Gotteslästerer war nach §. 9. nach Bewandniß der Umstände verschieden: „wenn es eine vorsätzliche wohlbedächtliche Gotteslästerung im höchsten Grad ist, setzen wir hierauf zur Strafe die Ausreißung oder Abschneidung der Zunge, insofern sie mit Worten geschehen, Abhauung der Hand, sofern sie mit Thaten geschehen, und in beiden Fällen die lebendige Verbrennung. Diese Strafe kann auch nach Gestalt der Sachen, wenn gar stark beschwerende Umstände darzustoßen, nach Ermessen des Richters mit glühendem Zangenreißen, Riemschneiden und Ausschleppen geschärft werden. Wenn die Gotteslästerung im mittleren Grad mit schmählichen Worten oder Thaten beschehen wäre, so solle anstatt des

Feuers der Schwertſchlag verhängt und bewandten Umſtänden nach verſchärfungsweiſe dem Miſſethäter vorhero dasjenige Glied, deſſen er ſich zur Gotteslästerung bedient, als Zungen oder Hand, ausgeſchnitten und abgehauen werden. Wenn die Gotteslästerung im letzten Grad beſchehen, in ſolchen Fällen iſt der Thäter geſtalter Sachen nach mit einer gemeſſenen Leibesſtrafe zu belegen. Das gemeine Schwören aber ſoll von jeder Ortsobrigkeit bewandten Umſtänden nach zu willkürlich gemeſſenen Strafen gezogen werden." Wer ſich aus Eigennutz mehrere Male taufen oder firmen ließ, wurde im zweiten Betretungsfalle mit dem Schwert hingerichtet. Im ſiebenundfünfzigſten Artikel wurde vorgeſchrieben, daß der Abfall vom Chriſtenthum mit dem Schwerte zu beſtrafen ſei. Der achtundfünfzigſte Artikel gab, wiewohl gemilderte, doch immer noch abſurd-gräßliche Vorſchriften wider Zauberei, Hexerei, Wahrſagerei und dergl. Zur peinlichen Frage ſollte auch ohne Weiteres geſchritten werden, „wenn große Beſchädigung an Leuten, Vieh, den Feldfrüchten beſchehen ſei." Auf das Laſter der „Unkeuſchheit wider die Natur" wurden im vierundſiebenzigſten Artikel als Strafen feſtgeſetzt: 1) auf Sodomie und Unzucht mit Thieren der Feuertod ſammt dem Thiere; 2) auf Knabenſchändung Hinrichtung mit dem Schwert und nachherige Verbrennung. Auf Blutſchande und Nothzucht ſetzte der fünfundſiebenzigſte und ſechsundſiebenzigſte Artikel den Tod durch das Schwert. Auch der Ehebruch konnte nach Artikel ſiebenundſiebenzig die Todesſtrafe nach ſich ziehen, eben ſo die Bigamie nach Artikel achtundſiebenzig, die gewaltthätige Entführung nach Artikel neunundſiebenzig, die Abtreibung der Leibesfrucht nach Artikel achtundachtzig. Zur Erläuterung waren Kupferſtiche beigefügt, in welchen die gräßlichen Marterwerkzeuge und ihre Anwendung auf die Delinquenten anſchaulich gemacht wurden.

Ob eine ſolche Verfaſſung der ſtrafenden Gerechtigkeit Reform erheiſcht habe, darauf antwortete ein allgemeiner Klageſchrei der wahren Menſchlichkeit, die durch ſolche Geſetze empört wurde. Wenige Jahre, nachdem dieſe peinliche Gerichtsordnung gegeben worden als eine Milderung der entſetzlichen Carolina, gelang es dem Flehen der Stimme der Humanität und ihrer Vertretung durch Sonnenfels, die religiöſe

Strenge der Kaiserin zu bemeistern und die zartfühlende Frau zur Abschaffung der greuelhaften Tortur zu bewegen. Derselbe Geist belebte Joseph II., allein er war auch mit jener leidenschaftlichen Strenge gepaart, die allen kräftigen, starkfühlenden Gemüthern eigen ist. Die Masse der Schlechtigkeit, welche ihm beim Antritte seiner Regierung allenthalben entgegentrat, und die Hindernisse, welche der Eigennutz und das Laster allen seinen humanen Bestrebungen entgegenstellten, disponirten ihn weniger zur Milde, als zur gewaltsamen rigorosen Gerechtigkeit. Daher gerieth in der Criminalgesetzgebung der Hauptgrundsatz seiner Regierung, die von der Humanität ausging, in Widerspruch mit der scheinbar nothwendigen Richterstrenge gegen Alles, was ihn hinderte mild zu sein. Zwar faßte er den Plan zu einer umfassenden Umgestaltung der Criminalgesetzgebung im Einklange mit seinem Hauptprincip; allein die praktische Anwendung verletzte sein persönliches Gefühl in dem Maße, daß sich in seinem Inneren selbst eine Reaction gegen sein System entwickelte. Daher das Zögern in diesem Gebiete der Gesetzgebung.

Indessen war auch dasjenige, was Joseph sogleich ins Werk setzte, mitten in der Bedrängniß der stürmischen Bewegung der unorganisirten Staatsmaschine, großen Dankes werth, in soweit es alte Gesetze milderte und an die Stelle richterlicher Willkür Gesetzlichkeit substituirte. Eine seiner ersten Verordnungen betraf die improvisirte Gerechtigkeit des Standrechts, welches zur Unterbrechung der Straßenräubereien, Mordthaten und Todtschläge hier und da zeitweilig eingeführt war und in der sofortigen Hinrichtung der bei der That ergriffenen Delinquenten bestand. In Zukunft mußten alle diese Fälle, gleich allen übrigen peinlichen, den gewöhnlichen Halsgerichten anheimgegeben werden. Dagegen wurde die bisherige Art der Brandmarkung dahin verschärft, daß das Galgenzeichen statt auf den Rücken auf beide Wangen eingebrannt werden sollte. Die wegen Falschmünzung, Verfälschung der Staatspapiere, Raub, Mord, Brandstiftung ꝛc. auf Lebenszeit verurtheilten Verbrecher wurden auf den Schloßberg in Grätz geschafft. 1786 wurde verfügt, daß Kinder, deren Eltern im Arreste oder gar verurtheilt waren, von ihren Freunden, Obrigkeiten und Gemeinden versorgt wer-

den mußten bis zu ihrem vierzehnten Jahre. Um die Unterſuchungszeit und den Arreſt der Inquiſiten durch Hin- und Herſendung der Acten nicht ohne Noth zu verlängern, wurde den landesfürſtlichen Städten und Märkten, welche geprüfte Rathsindividuen im Criminale beſaßen, die Befugniß ertheilt, Unterſuchungen, wo die Strafzeit ein Jahr nicht überſchritt, ſelbſt vorzunehmen.

Joſephs geſetzgebende Strenge, ein Reſultat ſeines leidenſchaftlichen Haſſes gegen die Natur des Verbrechens, iſt noch übermäßige Milde im Vergleich mit dem thereſianiſchen Strafgeſetz, ein Beweis, daß ein Geſetzgeber, beſonders bei Regelung der Strafgerechtigkeit, weniger der angeborenen Milde als der Weisheit bedarf. Die mildeſte gütigſte Regentin des öſterreichiſchen Hauſes gab ihrer Zeit ein grauſames Geſetzbuch, der ſtrenge, gegen das Verbrechen faſt übermäßig harte Joſeph gab das mildeſte Strafgeſetz.

Durch ein Patent de dato Wien 13. Januar 1787 erhielten die Erbländer endlich das neue Geſetzbuch über Verbrechen und deren Beſtrafung, welches folgende charakteriſtiſche Grundſätze und reformatoriſche Beſtimmungen enthielt: Der Criminalrichter iſt an die buchſtäbliche Beobachtung des Geſetzes gebunden. Iſt ein Verbrecher mehrerer Miſſethaten ſchuldig, ſo ſoll die Strafe nach demjenigen Verbrechen, worauf die ſchärfere Strafe geſetzt iſt, bemeſſen werden. Die Strafe kann nur den Schuldigen treffen, niemals aber ſeinem Weibe, ſeinen Kindern und Verwandten zum Nachtheil gereichen. Außer den im gegenwärtigen Geſetze beſtimmten Criminalſtrafen ſoll in Zukunft bei Criminalverbrechen keine andere Strafart ſtattfinden. Die Todesſtrafe ſoll außer dem Verbrechen, bei welchem nach dem Geſetze mit Standrecht verfahren werden muß, nicht Statt finden.

In Bezug auf das vorſtehende Geſetzbuch ſind höchſten Orts mehrere Anfragen gemacht worden; nachdem weder in dem erſten, noch in dem zweiten Theile des Geſetzbuches Zauberei, Hexerei und Wahrſagerei, fleiſchliche Vermiſchung mit Ungläubigen und Blutſchande als Verbrechen oder als erſchwerende Umſtände ausdrücklich angeführt worden, ſo ſei man ungewiß, wie man ſich desfalls zu benehmen habe. Hierauf ward der Beſcheid gegeben, daß nach den beiden erſten Paragraphen des Ge-

ſetzbuchs keine Handlung als ein Criminal- oder politiſches Verbrechen angeſehen werden könne, welche durch gegenwärtiges Strafgeſetz nicht als ſolche erklärt worden. Zauberei, Hexerei und Wahrſagerei werden ſelten ohne Betrug oder Nachtheil eines Dritten geübt, und dann iſt nur der zugefügte Nachtheil nach Vorſchrift des Geſetzes zu beſtrafen. Der Richter hat ſich übrigens lediglich an das zu halten, was im Geſetzbuche wegen Beſtrafung fleiſchlicher Vergehen vorgeſchrieben iſt. (Hofdecret vom 7. Mai 1787.)

Der Zweck des Reformators, ein neues Geſetz zu ſchaffen und den alten Grundſätzen einer veralteten und laxen Gerechtigkeitspflege neue zeitgemäße unterzulegen, machte vor allen Dingen eine neue Maſchinerie in der organiſchen Gerichtsordnung nothwendig. Joſeph gab daher, in Erwägung, daß die reine Juſtizpflege nicht blos von der „Güte der bürgerlichen Geſetze, ſondern auch von vorſichtiger Auswahl jener Wege abhängig ſei, in welchen dem Richter, ohne daß er ſeine Beſtimmung verfehle, die Mittel zur Entdeckung der Wahrheit vorzulegen ſind," eine allgemeine Gerichtsordnung kund, welche am 1. April 1782 in Kraft geſetzt werden mußte.

Der erſte Paragraph der Gerichtsordnung allein weiſt auf ſeine Principien ſchon deutlich hin; er lautet: „Der Richter ſoll nur auf vorläufige Klage und niemals von Amtswegen verfahren, ausgenommen wenn er hierzu durch die Geſetze angewieſen wird." Durch dieſen einzigen Satz verlor die ganze Juſtizpflege den gehäſſigen Anſtrich inquiſitoriſcher Gerichtsautorität und ward ein Inſtitut der Humanität, welches zu unſerem Schutz, nicht zur Zucht vom Staate gegeben wird; dadurch entſtand ein mildes Schiedsgericht, das berufen iſt, die Streitigkeiten der Geſellſchaft zu ſchlichten, das Recht eines Jeden zu ſchützen und nur da inquiſitoriſch einzuſchreiten, wo der Staat durch den Einzelnen gefährdet wird.

Durch den §. 24. wurden außer dem niederöſterreichiſchen Landrechte, den Ortsgerichten, Mercantil- und Wechſelgerichten, dem kaiſerlichen Reichshofrathe und der kaiſerlichen Reichskanzlei und den Militärjuſtizbehörden alle übrige Gerichte mit dem 1. Nov. 1783 für aufgehoben erklärt.

Da der Kaiſer alle Magiſtrate, welchen eine freie Juſtizverwaltung eigen war, ordentlich organiſirt wiſſen wollte, ſo befahl er, daß von jenen Magiſtraten, welchen die freie Juſtizverwaltung zuſtehe, erhoben werde, ob die betreffende Ortsgemeinde vermögend genug ſei, aus ihren Einkünften die Koſten eines organiſirten Magiſtrats beſtreiten zu können, welche mindeſtens in der Beſoldung eines geprüften Syndicus und Rathsmanns und des erforderlichen Dienſtperſonals beſtänden. War die Gemeinde unvermögend, ſo mußte die Gerichtsbarkeit an die Obrigkeit übertragen werden, im entgegengeſetzten Fall war der Magiſtrat nach gegebenen Vorſchriften zu organiſiren.

Gleich wichtig in ſeinen Wirkungen, wie in Hinſicht der darin aufgeſtellten Rechtsgrundſätze war Joſephs merkwürdige Erbfolgeordnung für alle Stände in den deutſchen und galiziſchen Erbländern vom Jahr 1786. Nach derſelben erſtreckte ſich die geſetzliche Erbfolge (successio ab intestato) im Beſitz des freivererblichen Vermögens zunächſt auf die nächſten Verwandten des Verſtorbenen. Den Kindern des Erblaſſers fiel die ganze Erbſchaft zu. Sechs Linien der Verwandtſchaft wurden aufgeſtellt; in die erſte gehörten Kinder und Enkel, in die zweite Eltern, in die dritte Großeltern und Geſchwiſter der Eltern, in die vierte, fünfte und ſechſte die Urgroßeltern mit ihren Nachkommen. Wenn kein Anverwandter des Erblaſſers in den oben erwähnten ſechs Linien vorhanden war, ſo ward deſſen hinterlaſſene Ehegattin zur Erbfolge berufen. Nur dann, wenn auch kein Ehegatte des Erblaſſers am Leben war, wurde die Verlaſſenſchaft als ein erbloſes Gut betrachtet und von der Kammer eingezogen.

In Pupillar- und Curatelſachen erließ Joſeph II. ebenfalls viele das Vermögen der Unmündigen und Verwaiſten in Schutz nehmende Verordnungen.

Einunddreißigstes Capitel.

Reformen. Polizei- und Humanitätsanstalten. — Ordnungs-, Bequemlichkeits-, Sanitäts- und Sittenpolizei. — Duldung der Freimaurer. — Gesetze in Betreff der öffentlichen Sicherheit. — Humanitätsanstalten.

Die neue Gesetzgebung und Gerichtsordnung erforderte dringend auch eine Umgestaltung des gesammten Polizeiwesens. Dieses mußte bei einer Gesetzgebung, wie die theresianische, offenbar in den größten Verfall gerathen sein; denn die unmäßige Strenge der Strafgesetze ließ sich nicht vereinbaren mit einer gleichen Strenge im Polizeilichen, ohne die Gesellschaft, deren Bindungsmittel nicht immer die Tugend ist, gänzlich aufzulösen.

Die josephinische Staatsordnung sollte nach umgekehrten Gesetzen organisirt werden; die theresianische versetzte die Strenge ins Gesetz, die Milde in die Aufsicht; die josephinische hingegen wollte milde Gesetze mit eiserner Strenge gehandhabt wissen. War daher die theresianische eine opprimirende Gerechtigkeit, so konnte man die josephinische eine präventive nennen, die alle Vortheile und die Billigung der besseren Gefühle für sich hatte.

Wichtig für die Sittenpolizei war die wegen Ueberhandnehmung der Fleischesvergehungen auf dem Lande 1781 an die Hauswirthe ergangene Ermahnung zur strengeren Hauspolizei, und die Hofentschließung von 1786, wonach fleischliche Vergehungen künftig nicht mehr mit Geldbußen, sondern mit Arrest und Fasten bestraft werden sollten.

In Bezug auf den Orden der Freimaurer erschien folgendes Handbillet Josephs, in welchem die gesetzliche Duldung desselben und die Anerkennung seiner Verdienste in seltsamem Widerspruche mit dem Tone der Geringschätzung stand, in welchem das Handbillet abgefaßt ist. Deshalb ist auch diese Verordnung von den Gegnern wie von den Freunden des Ordens mit Recht als eines der unzweckmäßigsten und unvollkommensten Gesetze vielfach gemißbilligt worden. Es erschien am 10. December 1785 und lautete, wie folgt:

„Da nichts ohne gewisse Ordnung in einem Staate bestehen soll,

so finde ich nöthig, folgende meine Willensmeinung zur genauen Befolgung anzugeben. Die sogenannte Freimaurergesellschaft, deren Geheimnisse mir eben so unbewußt sind, als ich deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals war, vermehren und erstrecken sich jetzt auch schon auf alle kleinste Städte. Diese Versammlungen, wenn sie sich selbst ganz überlassen und unter keiner Leitung sind, können in Ausschweifungen, die für Religion, Ordnung und Sitten allerdings verderblich sein können, besonders aber bei Oberen durch eine fanatische engere Verknüpfung in nicht ganz vollkommene Billigkeit gegen ihre Untergebenen, die nicht in der nämlichen gesellschaftlichen Verbindung mit ihnen stehen, ganz wohl ausarten oder doch wenigstens zu einer Geldschneiderei dienen. Vormals und in andern Ländern verbot und bestrafte man die Freimaurer und zerstörte ihre in den Logen abgehaltenen Versammlungen blos, weil man von ihren Geheimnissen nicht unterrichtet war. Mir, obschon sie mir eben so unbekannt sind, ist genug zu wissen, daß von diesen Freimaurerversammlungen dennoch wirklich einiges Gute für den Nächsten, für die Armuth und Erziehung schon ist geleistet worden, um mehr für sie, als je in einem Lande noch geschehen ist, hiermit zu verordnen, nämlich daß selbe auch unwissend ihrer Gesetze und Verhandlungen dennoch, so lange sie Gutes wirken, unter den Schutz und die Obhut des Staates zu nehmen, und also ihre Versammlungen förmlich zu gestatten sind ꝛc."

Der zweite Abschnitt der polizeilichen Verordnungen in den josephinischen Gesetzbüchern beginnt mit zweckmäßigen Vorschriften hinsichtlich der Züchtlinge, über ihre Nichtanwendbarkeit zu Militärdiensten, die Art und Weise ihrer Beschäftigung bei allgemein nützlichen und öffentlichen Arbeiten, und enthält folgende Beschreibung der Strafe des Schiffziehens, zu welcher Verurtheilte verwendet wurden:

„Die schreckliche Strafe der zum Schiffziehen verurtheilten Missethäter kann sich kein Mensch vorstellen, der sie nicht entweder selbst gesehen oder eine wahrhafte Beschreibung davon gehört hat. Die vorher in dem Arrest ausgemergelten und von Hunger ausgezehrten Verbrecher werden zum Schiffziehen abgegeben, wo sie also angespannt werden, daß sie in der Reihe durch Moräste und Wasser über den halben Leib

und bis an den Hals durchwaten, zugleich ziehen müssen. Stößt einem und dem andern eine Mattigkeit und Schwäche zu, daß er daran stirbt, wird er ausgeschlossen und eingegraben oder in das Schiff gebracht, worin er bis zur Erreichung eines Straforts verharren muß. Der den ganzen Tag durch und durch naß gewordene Züchtling wird Abends in den Kleidern, welche ihm am Leibe trocknen müssen, auf die Erde hingestreckt und angeschmiedet; wenn er dann durch die Nacht trocken geworden, fängt sich der Zug wieder an, wodurch dann auch das Ableben so vieler Züchtlinge erfolgt, gleichwie von den den 14. October zum Schiffzuge abgegebenen 46 Züchtlingen 4 Kranke in Szegedin verblieben, 29 Köpfe sehr schwach, dann 26 alldort eingerückt und 20 davon verstorben sind."

Eines der größten Verdienste Josephs war seine Sorgfalt für das Armenwesen, das in der Monarchie einer wesentlichen Umgestaltung dringend bedurfte, da die bisherige Armenpflege meist nur zufällig und regellos ausgeübt wurde; ein Uebel, das einerseits muthwilligen Bettlern und arbeitsunlustigen Vagabunden Vorschub leistete, anderseits Unglückliche hülflos ließ.

Man kennt den Zustand der Hospitäler und Versorgungsanstalten im achtzehnten Jahrhundert theils durch Tradition, theils durch vorhandene Schriften. Fast in dem ganzen gesitteten Europa war eine Gabe und Verpflegung pour l'amour de Dieu für den Nothdürftigen und Kranken, der sie anzunehmen gezwungen war, das sicherste Zeichen, daß er an der äußersten Grenze menschlichen Elends angelangt sei. In ganz Deutschland war die „Spitalsuppe" als die dünnste bekannt, und die Verpflegung in öffentlichen Krankenhäusern war nicht minder ein Gegenstand des Schreckens, als der schwere Kerker. Die dahin Gebrachten galten insgemein für verloren für die menschliche Gesellschaft. Hier machten junge, unerfahrene Aerzte ihre ersten Kunstproben an den kranken Armen, und die schauderhaftesten Experimente wurden an solchen Unglücklichen nicht selten zwangsweise vorgenommen. Unreinlichkeit und Unordnung brachten regelmäßige „Spitalseuchen" hervor, welche oft in wenig Tagen die unglückliche Bevölkerung der Hospitäler dahinrafften. In engen, ungesunden Räumen wurden hier Kranke

von allen Beschaffenheiten zusammengeschichtet und nach einer allgemeinen Norm behandelt. In den Irrenhäusern herrschte vollkommene Gefängnißordnung; die Kranken wurden gleich Verbrechern behandelt, daher auch der damals so beliebte Gebrauch, gewisse Verbrecher hier mit den Wahnsinnigen einzusperren. Die Zwangsjacke, die entsetzlichsten Mißhandlungen, Fasten bei Wasser und Brod und Entziehung der nöthigsten Bequemlichkeit, das waren die gewöhnlichen Heilmittel, womit man Geisteskranke behandelte.

Als Muster für die sämmtlichen Erbstaaten wurde das Hauptspital in Wien neu errichtet und die damit verbundenen Anstalten von dem Kaiser aus eigenen Mitteln organisirt. Dieses Institut ist eines der schönsten Denkmäler, welche Joseph hinterlassen, zur Verherrlichung seines Namens; seine vortreffliche Einrichtung konnte nicht nur den Provinzen, sondern ganz Europa zum Vorbilde dienen. Bei seiner Errichtung benützte Joseph alle seine auf Reisen gesammelten Erfahrungen und suchte die auffallendsten Vorzüge einzelner musterhafter Anstalten des Auslandes in eine Gesammtheit zu vereinigen, die zu ihrer Zeit ihres Gleichen nicht hatte. Mit der größten Vollkommenheit vereinigte diese Anstalt auch eine fast unglaubliche Verringerung der Kosten öffentlicher Wohlthätigkeit. Im Universalhospital in Wien kostete die jährliche Unterhaltung der Kranken nicht mehr als 50,000 Gulden, womit Alles geleistet wurde, was der Bestimmung der Anstalt gemäß geleistet werden sollte. Allein diese Ersparnisse scheinen unzweckmäßig gewesen zu sein, und in der Folge wurde dem Kaiser nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht, daß er nicht, statt eines Universalspitals, besser organisirte kleine Spitäler errichtet habe.

Eine höchst nothwendige Anstalt war das Findelhaus, in welches Kinder armer Eltern unentgeltlich, die von Wohlhabenderen stammenden aber gegen eine sehr mäßige Unterhaltungstaxe von jährlich 24 Gulden in Verpflegung genommen wurden. Hier wurden auch die Kinder der im Gebärhaus niedergekommenen Mütter aufgenommen. Diejenigen, welche die halbe Taxe sogleich entrichteten, durften um keinen Namen befragt werden. Ebenfalls höchst wohlthätig war die mit diesen neuen Instituten verbundene Reorganisation der Waisenverpflegung.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Reformen. Handel und Industrie, Landescultur. — Mauthwesen. — Straßenbau ꝛc. — Münz-, Berg-, Jagd-, Forst- und Postwesen.

Das Commerzwesen erhielt durch viele kaiserliche Verordnungen eine wesentliche Verbesserung, obgleich man nicht mit Unrecht ihnen zum Vorwurf machte, daß ihre prohibitiven Bestimmungen zu dem allgemeinen Systeme der Regierung und den gegebenen Verhältnissen eben so wenig paßten, als das neue System der Besteuerung.

Um den Handel nach dem schwarzen Meere zu erleichtern, wurden alle dahin gehenden inländischen Waaren für zollfrei erklärt. Der Donauweg ward besonders erleichtert und begünstigt. Das Handelshaus Dellazia und Breghenti errichtete mit Erlaubniß des Kaisers eine regelmäßige Wasserdiligence, welche im Jahre wenigstens fünf Sendungen von Wien über Pesth und Semlin nach Gallacz besorgen sollte. Die inländischen Tuchfabrikanten wurden angehalten, ihre Geschäfte mehr auszubreiten, um der großen Einfuhr ausländischer Tücher Abbruch zu thun. Auf die Ausfuhr der Mineralwasser wurde eine Prämie gesetzt. Die Städte Carlopago und Zengg wurden zu Freihäfen, die Stadt Suczawa in der Bukowina zur freien Handelsstadt erklärt. Ueberhaupt wurden zur Begünstigung des bukowinischen Handels viele Freiheiten und Vorrechte ertheilt.

Höchst merkwürdig wegen ihrer Erfolge waren Josephs auf Emporbringung des Handels und Gewerbfleißes und der Landescultur unmittelbar abzielende Verordnungen. Es wurden dem gewerbtreibenden und handelnden Publicum Nachrichten und Anweisung hinsichtlich des neu zu belebenden Handels nach Cherson, Spanien und America gegeben und der Industrie unmittelbare Unterstützung verschafft. So gab das Aerarium Garnvorräthe zur Verlegung der Weberzünfte und namhafte Beiträge zur Anschaffung von Spinngeräthschaften; die Spinnerei wurde besonders begünstigt, und verboten, auf Spinn- und andere Maschinen, ohne welche viele Menschen Beschäftigung finden, Privilegien zu ertheilen. Den Städten Lemberg, Botzen, Theresienstadt,

Pleß ꝛc. wurden neue Marktprivilegien ertheilt. Die Anpflanzung der Bäume an den Straßen wurde öffentlich empfohlen und die Kreisämter mußten regelmäßig über die Fortpflanzung der Obstbäume, lebendigen Zäune ꝛc. Bericht erstatten. Nicht mindere Sorgfalt ward auf Feldbau und Viehhaltung verwendet.

In Galizien, wo die Landescultur und Viehzucht in sehr barbarischem Zustande sich befand, gab es hinlängliche Veranlassung zur Hülfeleistung des Gouvernements. Es wurden daher verschiedene Anordnungen wegen Wiederanbaues der öden Gründe und besserer Benutzung der Hutweiden und Brachfelder getroffen. Neu urbar gemachte Gründe genossen zwanzigjährige Befreiung von allen Lasten. Für brauchbare Vorschläge zur Vermehrung der Schafzucht, Verbesserung der Viehmast ꝛc. wurden Prämien ertheilt. Zur Ermunterung der Landwirthschaft wurde ferner verfügt, daß jeder Unterthan, welcher beweisen konnte, daß er seinen Anbau auf 2 — 3 Körner höher als bisher gebracht habe, eine angemessene Geldbelohnung erhalten solle; ebenso sollten für Verbesserung der Viehzucht Prämien gegeben werden. Dasselbe galt von der Verbesserung der Pferdezucht.

Besonders begünstigt wurden die inländischen Manufacturen. Das Zunft- und Innungswesen ward neu geregelt und viele alte Mißbräuche abgestellt.

Josephs strenger Ordnungssinn erstreckte sich auch über das Münz- und Geldwesen, in welchem große Unwirthschaft eingerissen war. Seine hierauf sich beziehenden Gesetze beschäftigten sich mit Regelung eines richtigen Münzfußes, mit Verhinderung der Gold- und Silberausschleppung durch die Juden, mit Entfernung falscher, unredlich ausgeprägter und über Werth geltender Münzsorten, womit die Erbländer überschwemmt waren, kurz mit allen jenen nothwendigen Vorkehrungen und Maßregeln, welche zu einem guten Staatshaushalt gehören.

Das Bergwesen erhielt durch die josephinische Gesetzgebung eine neue veränderte Gestalt. Alle in- und ausländische Gewerke wurden von den Erbsteuern befreit 1785. Die Ausfuhr des Kupfers wurde besonders begünstigt durch Prämien und andere Vortheilsgewährung.

Eigene Berggerichte wurden errichtet, wohin alle den Bergbau betreffende Streitigkeiten gewiesen wurden.

Der Bergbau auf Zinnober und Quecksilber wurde durch Zusicherung von Prämien unterstützt. Für Auffindung eines neuen Feuersteinbruchs wurde ein Preis von 100 Species-Ducaten, für Bearbeitung und hinlängliche Lieferung nach Art der französischen aber 300 Ducaten ausgeschrieben.

Die Postpatente der Kaiserin Maria Theresia wurden von Joseph ihrem wesentlichen Inhalte nach bestätigt, doch das Postwesen durch neue Einrichtungen zweckmäßig verbessert und von allen eingeschlichenen Mißbräuchen und Unordnungen gereinigt. Das lästige Gesetz, wonach es verboten war, Frachtstücke unter zwanzig Pfund anders als durch die Post befördern zu lassen, wurde aufgehoben und dieses Gewicht auf zehn Pfund herabgesetzt. Die Brieferöffnung war nur im Falle des Verdachts der Schwärzung gestattet, und in keinem Fall durfte die angeordnete Untersuchung auf den Inhalt des Schreibens ausgedehnt werden.

Die Forstcultur, einer der wichtigsten Gegenstände der administrativen Sorgfalt in einem Staate, der, in der Entwickelung begriffen, den Ackerbau immer um sich greifen läßt, bedurfte der Unterstützung durch weise und strenge Gesetze, um dem besorglichen Holzmangel vorzubeugen. Strenge Bestrafung der Waldexcesse schien ein Hauptmittel zur Verhinderung der Forstschäden.

Die Jagd wurde so geregelt, daß der daraus für den Unterthan erwachsende Schaden nach Möglichkeit vermindert wurde. Den Wirthschaftsämtern und Jägern auf den Cameralherrschaften wurde bedeutet, daß kein Wildpret daselbst besonders gehegt, doch auch kein solches außer der im Jägerei-Patente von 1743 für jede Gattung bestimmten Zeit gefällt werden solle (30. Juni 1781). Die an mehreren Orten übliche Einlegung der herrschaftlichen Jagdhunde bei den Unterthanen wurde streng verboten 1785.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Reformen. Judengesetze. — Pensionen.

Der tiefe sittliche Verfall des jüdischen Volksstammes, die schlechte Bildung der Juden, ihre schmutzigen Gewohnheiten und die deshalb auf ihnen lastende allgemeine, mit fanatischem Haß vermischte Verachtung hinderte den menschenfreundlichen Kaiser nicht, auch diesen entwürdigten Theil seiner Unterthanen in das System der allgemeinsten Gerechtigkeit, Duldung und Besserung einzuschließen. Sein Plan ging dahin, die tief gesunkenen Kinder Israels durch Bildung und Unterricht zu bessern, der allgemeinen Achtung werth zu machen und so stufenweise zum Genusse jener Freiheiten und Rechte vorzubereiten, der diesen Verwahrlosten zu gebühren schien. Er wollte sie von aller auf ihrem Wesen haftenden Unreinigkeit befreien, wie ein Vater sich eines Verwaisten annimmt, indem er denselben erst reinigt und kleidet, ehe er ihm an seinen Tisch zu kommen verstattet.

Dieser Absicht gemäß befahl Joseph schon 1781, daß der bisher beobachtete Unterschied der Kleidung abgestellt und das Tragen der gelben Aermel und Bänder, wodurch sich die Israeliten kenntlich machen mußten, abgeschafft werden sollte. Zu ihrer besseren Bildung und Aufklärung wurde ferner in Böhmen verordnet (19. Oct. 1781), daß sie binnen zwei Jahren ihre Nationalsprache dergestalt abzulegen hätten, daß sie von nun an alle ihre Contracte, Verschreibungen, Testamente, Rechnungen, Handelsbücher, Zeugnisse ꝛc., bei Strafe der Nullität und Verweigerung des obrigkeitlichen Beistandes, in der Landessprache ausfertigen, folglich ihre Nationalsprache nur beim Gottesdienste gebrauchen sollten. Um sich dieses Erfolgs um so mehr zu versichern, wurde eine Schule eingerichtet. Die Juden mußten ferner einige fähige Leute von ihren Glaubensgenossen zur Bildung als Schullehrer abschicken. Die Aufsicht über die jüdischen Schulen wurde der christlichen Schuldirection übertragen. Jene Juden, welche keine Gelegenheit hatten, jüdische Schulen zu besuchen, durften christliche besuchen und auch die

höhern Schulen auf den erbländischen Universitäten frequentiren. Alle von der Censur erlaubten Bücher waren auch den Juden von nun an erlaubt. In Rücksicht auf die Eröffnung der den Juden bisher beschränkten Nahrungswege wurde verwilligt: 1) daß den Juden dort, wo sie sich befänden, der Ackerbau pachtweise auf 20 Jahre, besonders auf unbebauten Grundstücken, überlassen werde. Eben so wurde ihnen 2) die Betreibung des Fuhrwesens, 3) die Erlernung aller Professionen, 4) die Ausübung der freien Künste, 5) die Arbeiten in den Fabriken, der Großwaarencommercialhandel und die Manufacturbetreibung verwilligt. Und um alle in Rücksicht dieser eingeräumten Begünstigungen möglichen Anstände zu beseitigen, mußte durch die Obrigkeit den Unterthanen vernünftig vorgestellt werden, daß sie die Juden allen anderen Menschen gleich zu achten und die bisher gegen sie genährten Vorurtheile abzulegen hätten. (2. Nov. 1781.)

Gleichmäßig wurde am 2. Januar 1782 zu Wien verordnet, daß die Judenschaft in Wien zwar keine eigentliche Gemeinde bilden, keine öffentlichen Synagogen oder Druckereien (außer der in Böhmen bestehenden) halten könne, doch aber unter dem Schutze der Landesgesetze in der vorgeschriebenen Anzahl zu dulden sei. Zwar sah sich der Kaiser genöthigt, um Mißverständnissen und den schädlichen Wirkungen des eingefleischten Vorurtheils gegen die Juden zu begegnen, zu erklären, daß er nicht gesonnen sei, die Zahl der Juden zu vermehren oder fremde herbeizuziehen; doch waren die neuen Gesetze offenbar den Juden günstig, wiewohl in ihrer Form nicht so mild als in ihrem Sinne. Jeder Jude, der sich in Wien ansässig machen wollte, mußte seinen Vermögensstand und den Betrag genau angeben, den er für die ihm gewährte Toleranz zahlen könne, eine Abgabe, die durch die zur Beaufsichtigung der Juden und Besorgung ihrer Angelegenheiten nöthigen Kosten gerechtfertigt wurde und die sich von den gewöhnlichen Abgaben durch nichts als den Namen unterschied. Auf dem offenen Lande in Niederösterreich sich aufzuhalten ward den Juden nur dann gestattet, wenn sie in einer Ortschaft oder auf einem öden Grund eine Fabrik oder irgend ein nützliches Gewerbe errichten wollten. Es bestanden demnach die den Juden gewährten Begünstigungen in Niederösterreich in denselben Verwilligungen,

welche ihnen in Böhmen gegeben worden waren. Vom Bürger- und Meiſterrechte blieben ſie jedoch ausdrücklich ausgeſchloſſen. Chriſtliche Dienſtboten zu halten wurde ihnen zwar erlaubt, doch mußten ſie denſelben außer dem Hauſe zu ſchlafen verſtatten. Die von fremden Juden erhobene Leibmauth wurde gänzlich aufgehoben; eben ſo alle für die Juden ſonſt beſtandenen doppelten Gerichts- und Kanzleitaxen und alle bisher gewöhnlichen Merkmale der Unterſcheidung, als das Tragen der Bärte und das Verbot, an Sonn- und Feiertagen vor 12 Uhr auszugehen. Es wurde den Großhändlern und Honoratioren ſogar erlaubt, Degen zu tragen.

Große Vorſicht erforderte der Zuſtand des von Juden überſchwemmten Galizien hinſichtlich des Maßes der ihnen zu gewährenden Freiheiten. Sie übten dort durch Wucher und Betrug einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf den Wohlſtand der Ackers- und Gewerbsleute aus, welche ihnen nicht ſelten mit Haus und Hof verpfändet waren. Um das Umſichgreifen der durch ſie herbeigeführten verderblichen Uebelſtände zu verhindern, mußten ſogar viele ihrer bisherigen Freiheiten zum Wohl des ganzen Landes eingeſchränkt werden. Um der unter den Juden herrſchenden Unwiſſenheit abzuhelfen, wurde verordnet, daß keinem Juden der Heirathsconſens in Galizien ertheilt werden ſollte, der ſich nicht über den erhaltenen Normalunterricht ausweiſen könne.

Durch dieſe Geſetze ſtrebte Joſeph unaufhörlich, eine Nation dem Staate nützlich, der Geſellſchaft angenehm und ſich ſelbſt ehrenwerth zu machen, welche bisher gleich den Zigeunern und Landſtreichern als ein Auswurf der Menſchheit angeſehen wurde, beſtimmt, zu ſchaden und ſelbſt elend zu ſein, daher ein Gegenſtand ewiger Verachtung, Verfolgung und Beſchimpfung war. Während faſt alle andere gleichzeitige Regierungen ſich nur bemühten, ſich dieſer Landplage zu erwehren durch Vertreibung und Unterdrückung aller Kinder Iſraels, beſchloß Joſeph, ſie um jeden Preis zu nützlichen Bürgern, und ihr Daſein zu einer Quelle von Vortheilen für den Staat und die Geſellſchaft zu machen.

Bei der großen Strenge, welche unter Joſephs Regierung im

Staatshaushalte eingetreten war, mußte sich dessen landesväterliche Sorgfalt auch auf die Versorgung der Staatsdiener und ihrer Angehörigen, die bei dem ungeregelten Wohlthätigkeitssysteme Maria Theresia's oft nicht nach Verdienst belohnt wurden, erstrecken.

Vierunddreißigstes Capitel.

Reformen. Militärwesen. — Richtschnur für die Staatsbeamten.

Es ist bereits gewürdigt worden, was Joseph II. als Mitregent für die Umgestaltung des Militärwesens thätig unternommen. Viele neue Bestimmungen im Dienst- und Exercirreglement, im Verpflegungs- und Armaturwesen zeugen von der allseitig thätigen, in die kleinsten Details eingehenden Aufmerksamkeit des Regenten auf das Militärwesen; allein die wichtigsten und nothwendigsten Reformen in diesem Gebiete betrafen jene Militärverhältnisse, welche mit den bürgerlichen im innigsten Zusammenhang und Wechselbeziehung stehen, und wurden während der Alleinregierung unternommen. Sie zielten hauptsächlich darauf ab, hier, gleichwie im Civile, gegen die alten Vorurtheile und schädlichen Gewohnheiten die Forderungen der Vernunft und Menschlichkeit geltend zu machen, doch waren sie in vielen Stücken von den Civilverordnungen sehr verschieden.

Zur Besserung des Geistes in der Armee und Bewahrung der Gesammtehre des militärischen Körpers diente eine Verordnung von 1785, wonach alle jene Delinquenten, welche zu einer öffentlichen Arbeit verurtheilt waren, zu Militärdiensten untauglich erklärt wurden. Die strenge Strafe der Selbstverstümmler, welche zum Militärdienst sich untauglich machten, die bisher in Ausstellung auf der Schandbühne und zehnjähriger Festungsarbeit bestand, wurde aufgehoben und solche Verbrecher künftig zum Stück- und Fuhrwesendienst verwendet. Die Militärgerichtsbarkeit wurde nach Maßgabe der bürgerlichen geregelt und

das Generalcommando in Vorder- und Oberösterreich aufgehoben. Aufmunternd zur Tapferkeit war das Hofdecret vom 22. Juli 1789 hinsichtlich der Ehrenzeichen für die sich auszeichnende Mannschaft, womit eine Vermehrung der Löhnung verbunden war. Diesen beispielsweise erwähnten Anordnungen gingen viele ähnliche von mehr oder minderem Belang zur Seite, welche hier nicht näher gewürdigt werden können, weil sie minderen Bezug auf die allgemeinen Staats- und Rechtsverhältnisse und mehr eine organische Ausbildung des Militärkörpers, als eine Umgestaltung zum Zwecke haben. Dagegen waren höchst wichtig für den Rechtszustand des Volks das neue Werbbezirkssystem, das in allen seinen Bestimmungen zeitgemäß und allen bestehenden bürgerlichen, nationalen und moralischen Verhältnissen der österreichischen Erbländer angemessen war, wiewohl es den Zwecken der absoluten Gesetzgebungskunst nicht vollkommen entsprechen dürfte.

Das josephinische Werbbezirkssystem galt für alle jene Erbländer, deren eigenthümliche Verfassung demselben keine Hindernisse in den Weg legte, also für Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Gradisca, Galizien und Lodomerien. Durch dasselbe wurden für Kriegs- und Friedenszeiten die nöthigen Vorschriften für Conscription gegeben. Zuerst ward durch dasselbe eine jährliche Revision des bereits erhobenen Populationsstandes angeordnet, wobei alle Veränderungen genau angegeben werden mußten. Auf diese Weise blieb die Population immer in der vollkommensten Evidenz, und die Regierung konnte die Fortschritte und Rückschritte in der Bevölkerung genau wahrnehmen. Nicht nur wurde es den Familien zur Pflicht gemacht, die in ihnen vorfallenden Veränderungen anzuzeigen, sondern auch durch Localrevisionen und andere Einrichtungen eine verdoppelte Controle eingeführt. Die allgemeine Conscription erstreckte sich auch auf die Pferde, deren Anzahl, in ihre verschiedenen Altersclassen getheilt, jährlich genau erhoben werden mußte. Das Abgeben schlechter Subjecte zum Militär — „zur Strafe" — wodurch das Militär so herabgewürdigt worden, wurde zweckmäßig eingeschränkt, und die Aufnahme von Verbrechern in das Militär gänzlich untersagt. Vollkommen gesunde, kräftige Leibesbeschaffenheit, eine Größe von mindestens 5 Fuß

3 Zoll und ein Alter von 17 — 40 Jahren waren die Bedingungen der Tauglichkeit zum Militärdienst. Die Abführung Verheiratheter wurde nur in äußersten Fällen der Noth gestattet.

Nachträglich wurden die Studenten, welche die Erlaubniß erwirkten, ihre Studien über die vier ersten Classen fortzusetzen, von dem Militär befreit. 1788 wurde in allen Erbländern die Tauglichkeit der Juden zum Militärfuhrwesen, in Böhmen aber im August dieses Jahres zu allen Militärdiensten ausgesprochen. Die Rabbiner und die Söhne derselben waren gleich den Honoratioren vom Militärdienst befreit.

Die Versorgung der Invaliden ward auf eine strenge und allgemein wohlthätige Weise geregelt. Die Abstellung des Kammerbeutels im Jahre 1781, durch welchen die Invaliden auf eine sehr verschwenderische und doch unvollkommene Art unterstützt wurden, machte es nothwendig, diesen allen weitern Genuß aus dem geheimen Zahlamte zu entziehen. Für die Soldatenkinder wurden durch Hofdecret vom 2. Mai 1782 eigene Erziehungshäuser errichtet. Zur Versorgung der ganz krüppelhaften Soldatenweiber und Kinder wurden in Böhmen jährlich 6000 Gulden bestimmt. Für die Soldatenkinder wurde ferner durch Unterbringung bei Handwerkern ꝛc. gesorgt.

Vorzüglich dankenswerth war die förmliche Errichtung der Wienerisch-Neustädter Militäracademie den 5. Mai 1786, einer Anstalt, wo für die Armee taugliche Offiziere gebildet wurden, woran es bisher sehr mangelte. Der Nutzen dieses Instituts hat sich bis auf die neuesten Zeiten glänzend bewährt.

Die Verdienste Josephs in diesem Zweige der Gesetzgebung bestehen in Ausrottung schädlicher Vorurtheile, in Erhöhung des militärischen Ansehens und Verbesserung des Geistes der Armee, in Entfernung aller Willkürlichkeit bei der Rekrutirung, in Versorgung und Belohnung der verdienten Veteranen, in Bildung der Militärzöglinge und Verbesserung der Gerichtsorganisation.

Die gewaltigen Reformen Josephs erheischten kräftige, zuverlässige und erprobte Werkzeuge, deren Treue und Fähigkeit außer allen Zweifel gesetzt sein sollte; allein in keiner andern Hinsicht war der milden

Kaiſerin Vermächtniß dürftiger und armſeliger. Demoraliſirte, untaugliche Menſchen ohne Kenntniß, Patriotismus und Redlichkeit, nie das Allgemeine berückſichtigend, nur dem eigenen Vortheil fröhnend, beſtechlich, ungerecht, nachſichtig, rachſüchtig, willkürlich, heuchleriſch und treulos, hatten ſich oft in den wichtigſten Aemtern eingeniſtet und ſich der höchſten Würden bemächtigt. Nichts glich der Trägheit im öſterreichiſchen Geſchäftsgange, nichts der Lauheit des Gerichts, nichts der Nachläſſigkeit in Vollſtreckung des kaiſerlichen Willens. Allenthalben klagte man laut über geſetzwidrige Handlungen der Staatsbeamten; die kaiſerlichen Verordnungen, auf das Allgemeine ſich erſtreckend, waren meiſt nur todte Buchſtaben, geſchrieben, um nur einſeitig vollſtreckt zu werden und die Geſetzbücher anzufüllen, welche das Volk kaum kannte. Joſeph mußte ſich daher zu ſeinem Werk erſt Werkzeuge machen, und dies war vielleicht die ſchwierigſte, die undankbarſte und herzvergällendſte Arbeit ſeines Regierungslebens. Er begann ſie jedoch mit Kühnheit und voll Vertrauen auf den guten Willen, den freiwilligen Eifer, die Tugendliebe und patriotiſche Geſinnung der frommgläubigen, meiſt zelotiſchen Staatsdiener, welche ihm Maria Thereſia hinterlaſſen hatte! Daß die Beſſeren ſiegen würden über die Eigennützigen und Schlechten, daß die Wahrheit und Liebe mit Uebermacht aus ſeinem edeln Willen in die Gemüther ſeiner Diener überſtrömen, die Vaterlandsliebe Alle begeiſtern werde, war ſeine ſchönſte Hoffnung.

Allein der herrſchende Schlendrian war zu tief gewurzelt, der böſe Wille zu muthvoll im Vertrauen auf die dem Kaiſer allenthalben begegnenden Widerwärtigkeiten, als daß die landesfürſtliche Gewalt überall hätte durchdringen können gegen die Cabalen und Ränke der im Einverſtändniß handelnden übelwollenden Feinde der Regierung und des Vaterlandes. Daher fand ſich der gekränkte Monarch im Jahr 1783 bewogen, die ihrem weſentlichſten Inhalte nach hier folgende Ermahnung an ſeine Staatsbeamten ergehen zu laſſen, welche nur zu deutlich die gegen ihn wirkenden feindſeligen Gewalten charakteriſirt:

„Drei Jahre ſind nun verfloſſen, daß Ich die Staatsverwaltung habe übernehmen müſſen. Ich habe durch ſelbe Zeit in allen Theilen der Adminiſtrationen meine Grundſätze, meine Geſinnungen und meine

Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth sattsam zu erkennen gegeben."

„Ich habe Mich nicht begnügt, einmal eine Sache nur zu befehlen; Ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt. Ich habe die von Vorurtheilen und eingewurzelten alten Gewohnheiten entsprungenen Umstände durch Aufklärung geschwächet und mit Beweisen bestritten; Ich habe die Liebe, die Ich für's allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst Jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht ꝛc."

„Nun erachte Ich meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, so Ich dem Staate in allen meinen Handlungen lebenslänglich gewidmet habe, daß Ich ernstgemessenst auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von Mir gegebener Befehle und Grundsätze halte, welche Ich bis jetzt nicht ohne Leidwesen so sehr vernachlässigt sehe, daß zwar viel befohlen und auch expedirt, aber auf die Befolgung und Ausübung auf keine Art gesehen wird ꝛc."

Fünfunddreißigstes Capitel.

Reaction der Kirche. — Widerstand der höhern Geistlichkeit. — Widersetzlichkeit der ungarischen Bischöfe. — Des Kurfürsten von Trier Vorstellungen. — Unzufriedenheit des römischen Hofes. — Vorbereitungen des Papstes zur Reise nach Wien.

Wenn man Josephs II. großartige Reformen in ihrer imposanten Gesammtheit würdigt, wie es hier geschehen ist, so gewahrt man eine so vollkommene Einheit und ein so geordnetes, zusammenhängendes Ganze, und obgleich die verschiedenen Theile seiner Gesetzgebung das Werk von Mehreren sind, allen inwohnend eine so vollkommene Klarheit eines und desselben Grundgedankens, daß man sich nur mit Mühe überreden kann, diese Gesetzgebung sei durch gewaltige Kämpfe mit widerstrebenden Elementen dem Zeitalter aufgedrungen worden. Josephs große Idee der Reform erscheint hier so leicht und vollkommen verwirklicht, als wäre sie nur ein kühn gezeichnetes Schriftstellerproject, in einem

leicht verfaßten Buche auf dem Papier allein realiſirt, und kein wirkliches, in Kraft lebendes Geſetz, dem zwanzig Nationen ſich unterwerfen mußten.

Die gewaltigſten Gegner, welche Joſephs II. Reformen den erſten und kräftigſten Widerſtand leiſteten, waren die Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit, meiſt treue Anhänger des römiſchen Hofes. Ihr Chorführer war der Cardinal Graf Migazzi, der ſchon bei Leibzeiten Maria Thereſia's dem Neuerungsgeiſte ihres Sohnes entgegenwirkte, und obgleich, wie erwähnt, anfangs ein Feind der Jeſuiten und thätig bei ihrer Aufhebung, dennoch ſpäter durch veränderte Intereſſen gleich dem Oberhaupte der Kirche ſelbſt zur Einſicht gebracht wurde, daß ſowohl dieſes, als die ganze Geiſtlichkeit durch ihren Sturz eine mächtige Stütze des Anſehens vor dem Volke verloren hatte. Allein trotz ſeiner eifrigen Bemühungen griff ſelbſt ſchon unter der Regierung der Kaiſerin ein gefährlicher Geiſt um ſich, dem bei Antritt der Regierung Joſephs neue gewaltige Schwingen aus der Herrſcherkraft und den perſönlichen Geſinnungen des Kaiſers erwuchſen. Der Graf Migazzi, gereizt von ſeiner Faction, glaubte daher nun ſeine Anſtrengungen verdoppeln zu müſſen, und that dies mit ſo vieler Unumwundenheit, daß er gleich anfangs mit dem Monarchen in lebhaften Streit gerieth. Die erſte Gelegenheit zu deſſen ernſtlichem Ausbruch gaben die Unruhen, welche zu Brünn ausbrachen, aus Anlaß der Lehren des Janſeniſten Melchior Blaarer, Director des dortigen Seminariums, den ſchon die Kaiſerin begünſtigt hatte. Nachdem ſich gegen dieſen Feind der Jeſuiten vergeblich heimliche Anklagen erhoben hatten, erkühnte ſich der Exjeſuit Schubik, ſeinen Feind von der Kanzel herab öffentlich anzugreifen und gegen den Geiſt ſeiner Lehren und ſeine Schmeichelei der weltlichen Macht, die ſelbſt im Argen liege, zu eifern. Der Beichtſtuhl, deſſen man ſich zugleich zur Anfeindung des Janſenismus bediente, vollendete das Werk der Aufregung unter einem leicht bethörten Volke. So kam es bis zu einer förmlichen Inquiſition gegen die Lehrer des Seminariums und zu der bedenklichſten Bewegung der Gemüther. Der Erzbiſchof von Wien ſelbſt nahm den thätigſten Antheil an dieſem Vorfalle zu Gunſten der aufwiegelnden Jeſuiten, allein Kaiſer Joſeph hatte

nicht ſobald Nachricht davon erhalten, als er eine Unterſuchung einleiten ließ, welche die ganze Schuld des Erzbiſchofs aufdeckte und den Kaiſer bewog, ihm in einem Decret vom 5. Mai 1781 einen Verweis zu geben, worin er ihn „einen Unruhſtifter unter den Biſchöfen, einen Verfolger redlicher Prieſter und einen Feind guter Grundſätze“ nannte. Um den kühnen Erzbiſchof noch mehr zu demüthigen, verlangte der Kaiſer von ihm Rechenſchaft über die Verwaltung ſeines eigenen Prieſterhauſes, welche nicht in der beſten Verfaſſung geweſen ſein mag, da man die redliche Verwendung einiger bedeutenden Vermächtniſſe in Zweifel ziehen durfte. Zugleich wurde derſelbe Blaarer, den Migazzi ſo eifrig verfolgte, nach Wien berufen, um die Oberaufſicht des Prieſterhauſes zu übernehmen.

Von dem Augenblick an war offener Krieg zwiſchen dem Kaiſer und dem Erzbiſchof, und auf beiden Seiten verfolgte man ſich mit einer Animoſität, die der Welt ein ärgerliches Beiſpiel der unangemeſſenſten Zwietracht gab. Der Kaiſer begünſtigte die Verbreitung der nachtheiligſten Gerüchte über den Charakter und das perſönliche Leben des Cardinalerzbiſchofs; der Cardinalerzbiſchof rächte ſich dafür dadurch, daß er die Kirche und Religion in Gefahr erklärte und, wie in Tagen der äußerſten Bedrängniß, eine „geiſtliche Retraite“ zum Behuf frommer Uebungen für die Prieſterſchaft ſeiner Diöceſe ausſchrieb. Sie verſammelte ſich auf ſeinem Gute St. Veit bei Wien, und hier empfingen die Landpfarrer und Vicare von Exjeſuiten Unterricht über ihre Pflicht des Gehorſams gegen die Kirche, und der Erzbiſchof legte ihnen Fragen vor, die eben ſo verfänglich als beleidigend für den Kaiſer waren. So ſoll er die Frage aufgeworfen haben: „ob es erlaubt ſei, für den Kaiſer zu beten und ſeiner im Meßkanon zu gedenken?“

Noch auffallender zeigte der Cardinal ſeinen Unmuth bei Gelegenheit einer Proceſſion, der er zu Fuße beiwohnte, indem er, mit einem Roſenkranz verſehen, dem Volke ſeinen Segen austheilte und laut äußerte, daß die Kirche verfolgt werde und gegen die weltliche Macht nur der Beiſtand des Himmels übrig ſei.

Das Gerücht von der Abſicht des Kaiſers, alle Verbindung der erbländiſchen Mönche mit ihren ausländiſchen Obern aufzuheben, wo-

durch aller Einfluß des römiſchen Hofes und der Jeſuiten aufhöre, erregte ſeinen Eifer zu einer kühnen, leidenſchaftlichen Vorſtellung an den Kaiſer, die dieſer eben ſo gereizt, wie es hieß, in einer von ihm verfaßten, durch einen hohen Beamten herausgegebenen Schrift beantwortete. Die Fruchtloſigkeit dieſer Vorſtellung ſchreckte ihn jedoch nicht ab, jede Gelegenheit zur Vertheidigung des Mönchthums, gegen welches der Kaiſer täglich feindſeligere Geſinnungen zeigte, zu ergreifen, was er mit beſonderer oratoriſcher Kunſtfertigkeit und lebhaftem Eifer that, als man mit Bewilligung der Cenſur eine Schrift des Hofraths Born öffentlich verkaufte, worin dieſer eine Naturgeſchichte der Mönche in der Art lieferte, wie die Gelehrten jene der Inſecten zu ſchreiben pflegen. Der gelehrte Cardinal bemühte ſich in ſeinem Geſuch um das Verbot dieſes Libells, das Anſehen und den Nutzen der Mönche hiſtoriſch und theologiſch um ſo nachdrücklicher zu beweiſen, da der Kaiſer damals damit umging, verſchiedene Mönchsorden blos aus dem Grunde aufzuheben, „weil ſie wegen ihres blos beſchaulichen Lebens zum Beſten des Nächſten und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts Sichtbarliches beitrügen.“

Ohne ſich auf Beantwortung dieſer Vorſtellungen einzulaſſen, fand es Joſeph für gut, der von ihm geſtatteten größeren Preßfreiheit zu Gunſten der Mönche keine Schranken zu ſetzen, da er ſelbſt das Ungemach derſelben unbefangen erduldete.

Die Abneigung des Cardinals, welche er gegen die Reformen Joſephs fühlte, erhielt nicht geringen Zuwachs, als dieſe ſich ſchmälernd auf ſeine eigenen Glücksgüter erſtreckten und das Geſetz, daß kein Biſchof mehr als Eine Pfründe beſitzen ſollte, ihn des reichen Bisthums Waizen beraubte. Vergebens unterſtützte die ungariſche Hofkammer ſeine dringenden Vorſtellungen an den Kaiſer; dieſer blieb unerſchütterlich bei ſeiner neuen Regel, von der er keine Ausnahme geſtattete, und beantwortete das Geſuch mit lakoniſcher Kürze durch eine motivirte Abweiſung, welche um ſo beleidigender für den Biſchof war, da man es ihm freigeſtellt hatte, die Pfründe in Wien oder jene von Waizen aufzugeben. Nach ſolchen Vorfällen wuchs die Unzufriedenheit des Cardinals ſo ſehr, daß er ſich am Ende weigerte, bei Hofe zu erſcheinen,

unter dem Vorwande, daß er von seinem geschmälerten Einkommen den Aufwand der Etikette nicht bestreiten könne, was der Kaiser ihm aber auch nicht zur Pflicht machte.

Dieselben Ursachen brachten bei den Bischöfen der Provinz dieselben Wirkungen hervor; das Beispiel Migazzi's unterstützte dieselben. Ungarn, vermöge seiner absurden Landesverfassung am wenigsten unter allen Provinzen für die Reformen empfänglich, lehnte sich zuerst gegen die kirchlichen Veränderungen auf. Die dortigen Bischöfe beriefen sich, als Stände des Reiches, auf ihnen zukommende Prärogativen und Freiheiten, welche Joseph II. nicht anerkannte, da er die Constitution des Landes zu beschwören sich wohl gehütet hatte. Graf Bathyany, Cardinal und Erzbischof von Gran, stellte sich an die Spitze der unzufriedenen Magnaten und trug kein Bedenken, die Publication der kaiserlichen Verordnungen in Kirchensachen als „seinem Gewissen" — wie Andere hingegen, wohl mit Unrecht, versicherten, seinem Vortheil — widerstreitend, zu verbieten und ihre Vollziehung zu hindern. Den meisten Widerstand fanden Josephs Toleranzgesetze in Ungarn, wo sich der Bischof von Stuhlweißenburg erdreistete, eine äußerst vehemente, ganz von Fanatismus durchdrungene Vorstellung gegen dieselben an die königliche Statthalterei in Preßburg zu richten. Allein alle diese Vorstellungen hatten keinen andern Erfolg, als daß der Kaiser sich bei Beantwortung derselben in Erörterungen einließ, die keineswegs den Gesinnungen seiner Gegner entsprachen.

Der allgemeinen Opposition der höheren Geistlichkeit schloß sich auch der Kurfürst von Trier an, der sich in der febronianischen Streitigkeit durch Unterstützung der Partei der Curialisten einen seiner neuen Unternehmung würdigen Ruf erworben hatte.

Außer jener Partei der höheren Geistlichkeit gab es jedoch noch eine andere, welche den Kaiser in seinen Werken unterstützte und den Intriguen der andern Partei entgegen arbeitete. So wie diese, sandte sie Hirtenbriefe an ihre Untergebenen aus, welche sie über ihre Pflichten belehrten. Während ihre Gegner kirchlichen Gehorsam und treue Anhänglichkeit an den Papst empfahlen, bemühten sich diese, den Pfarrern ihre Pflichten gegen das Vaterland und ihren Kaiser einzuprägen und

die geläuterten Religionsansichten desselben unter ihnen zu verbreiten. Unter diesen Bischöfen erwarben sich den besondern Beifall des Monarchen die Bischöfe von Königgrätz und Laibach, welche die Toleranz zu befördern strebten.

So wirkten die Häupter der österreichischen Kirche verschiedenartig auf Volk und Priesterschaft, und vermehrten beiderseits die Unruhe und Zweifelsucht der aufgeregten Gemüther.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Zwistigkeiten des Kaisers mit seinen Bischöfen zu Mißhelligkeiten mit dem römischen Hofe führen mußten, besonders da die beiderseitige Verstimmung schon seit Jahren andauerte. Josephs kirchliche Reformen hatten die Haupttendenz: die kirchliche Oberherrlichkeit des Papstes in seinen Ländern zu stürzen, und bewerkstelligten dies durch Einführung des placiti regii, das Verbot des Recurses nach Rom in Ehedispensen, die erwähnten Verbote der bulla in coena domini und der Unigenitus-Constitution, die Befreiung der Büchercensur aus den Händen der Geistlichkeit und Entfernung der hildebrandischen Legenden aus den Brevieren und Ritualien. Diese Maßregeln verbreiteten in Rom die äußerste Bestürzung, denn sie waren nicht so sehr dem Christenthume gefährlich, als den Finanzen des römischen Hofes, der wohl einsah, daß er, trotz seiner himmlischen Bestallung, hauptsächlich nur durch die gewöhnlichste aller Regierungskräfte, das Geld, die Christenheit beherrsche. Ein panischer Schrecken ergriff daher zu Rom alle Gemüther und brachte alle Cabalen der am dortigen Hofe herrschenden Parteien in Bewegung. Von allen Seiten wurde der Papst nun bestürmt, sich den Reformen des kühnen Kaisers zu widersetzen, von allen Seiten liefen Klagen ein über seine angeblichen Willkürlichkeiten und ketzerischen Grundsätze, die meisten aus des Kaisers eigenen Staaten. Die österreichischen Mönche verlangten hinsichtlich der unterbrochenen Ordensverbindung mit ihren auswärtigen Oberen Verhaltungsregeln. Pius schrieb dem Kaiser ein weitläuftiges Breve, in welchem er ihn mit eben so vieler Beredsamkeit als Emphase beschwor, Alles beim Alten zu lassen; allein Kaiser Joseph antwortete, daß er keines Rathes in Sachen seiner eigenen Staaten und Unterthanen bedürfe. Nun erneuerten sich die Klagen und Beschwerden der

Klöſter, deren Unterthanenpflicht mit dem Ordensgelübde in Conflict gerathen war und welche nun in den Papſt drangen, entweder die Sache bei dem Kaiſer zu vermitteln oder ſie ihrer Gehorſamseide zu entbinden. Während Pius noch ſchwankte und überlegte, was nun zu thun ſei, langte in Rom ein Courier an, welcher die Nachricht brachte, daß der Kaiſer, um das zärtliche Gewiſſen der Mönche zu beruhigen, bereits allen Biſchöfen befohlen habe, die Regulargeiſtlichkeit ihrer Diöceſen von dem Gehorſamsgelübde gegen ihre Oberen zu entbinden. Bald darauf verlangte Hrzan im Namen des Kaiſers die Beſtätigung aller bisherigen Verordnungen in Kirchenſachen, was den Papſt nicht wenig beängſtigte. Die Unſchlüſſigkeit deſſelben wuchs bis zur äußerſten Verlegenheit, als der Kaiſer endlich gar ein päpſtliches Indult oder eine Ermächtigung zur Wahl der lombardiſchen Biſchöfe verlangte. Zögernd und ſcheinbar nachgiebig ſuchte er nun den Kaiſer hinzuhalten, während der Nuntius, Graf von Garampi, ſein Intereſſe am Wiener Hofe vertrat. Dieſer überreichte am 12. December 1781 dem Staatskanzler Fürſten Kaunitz eine Note, worin er dem Kaiſer in Bezug auf ſeine Verordnungen hinſichtlich der Klöſter ſehr unehrerbietige Vorſtellungen machte. Der Kaiſer zögerte nicht, dieſe Note durch eine ſpäter zum Geſetz erhobene genaue Beſtimmung der Grenze zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht zu beantworten. In derſelben wurde erkannt, daß die Abſtellung der Mißbräuche in der Kirchenzucht dem Landesfürſten zukäme, was von den Anhängern Roms heftig beſtritten wurde, da nur die Kirche beurtheilen könne, was Mißbrauch und der Kirche und Religion ſchädlich ſei.

Als der Papſt ſo alle ſeine Bemühungen, den Kaiſer auf andere Wege zu bringen, ſcheitern ſah, gab er doch noch nicht alle Hoffnung auf, mit gütlichen Vorſtellungen den harten Sinn des Reformators zu erweichen, und ließ ſich, um kein Mittel unverſucht zu laſſen, das den Kaiſer bekehren könnte, in eine eigenhändige Correſpondenz mit ihm ein. Neuerdings wurden die herrſchenden Streitfragen erörtert, allein Joſeph II. antwortete ſogleich in ſeinem erſten Schreiben, „daß es nicht möglich ſei, etwas auszuſinnen oder beizubringen, was ihn eines Anderen bereden oder von ſeinen Unternehmungen abhalten könnte.“ Als

Pius VI. auch dieſes Mittel fehlſchlagen ſah, faßte er in der Verzweiflung ſeines bekümmerten Herzens einen Entſchluß, der weniger von ſeinen Einſichten, als von ſeinem eitlen unerſchöpflichen Selbſtvertrauen Zeugniß giebt. Er beſchloß nämlich, im Vertrauen auf ſeine Beredſamkeit und den perſönlichen Eindruck ſeiner Erſcheinung, den Kaiſer ſelbſt in Wien zu beſuchen.

Vergebens ſuchten ihn ſeine Freunde von dem abenteuerlichen Entſchluß abzubringen; er beharrte feſt bei ſeiner Zuverſicht auf die Gewalt ſeines perſönlichen Eindruckes, während Kaiſer Joſeph offen geſtand: „Kommt der Papſt blos in der Hoffnung, von mir auch nur die geringſte Abänderung meines, in Abſicht der kirchlichen Geſchäfte angenommenen Syſtems zu erhalten, ſo könnte er ſich die Mühe einer ſo weiten Reiſe erſparen.“ Indeß beantwortete er das Anerbieten des Papſtes in der freundlichſten Weiſe und traf alle Vorkehrungen zu einem würdigen Empfang.

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Reiſe des Papſtes nach Wien. — Empfang des Kaiſers. — Feierlichkeiten. — Beſuch bei Kaunitz. — Folgen des Beſuchs. — Neue Streitigkeiten. — Reiſe des Kaiſers nach Rom. — Verſöhnung. — Neue Mißhelligkeiten. — Der Nuntienſtreit.

Am 27. Januar des Jahres 1782 ſah das beſtürzte Rom den heiligen Vater aus ſeinen Mauern ziehen. Das Volk begleitete ihn mit heißen Segenswünſchen und Gebeten bis vor die Thore hinaus und erfüllte die Lüfte mit ſchwärmeriſchem Geſchrei. Man rief laut, der Kaiſer werde blind werden, wenn er den Vorſtellungen des heiligen Vaters kein Gehör gebe, eine Prophezeihung, welche einzutreffen ſchien, als Joſeph II. während der Anweſenheit des Papſtes in Wien von einer Augenentzündung befallen wurde, wovon ihn jedoch ſeine Aerzte bald wieder befreiten. Laut äußerten die Freunde Pius des VI., er werde zum Geſpötte der Miniſter in Wien werden, aber der unerſchütterliche

Papst antwortete auf solche Einwendungen mit heiterer Ergebung: „gleichviel, man kennt die Denkungsart dieser Menschen, wissen wir nicht, daß wir um Christi willen zu Thoren werden müssen?“ So wurde denn die Reise angetreten, welche der ganzen Christenheit Stoff zu den verschiedenartigsten Betrachtungen gab. Seine Begleiter waren der Patriarch von Constantinopel und Viceregent von Rom, Franz Anton Marcucci, und der Bischof von Athen, Joseph Conteſſini, welche beide wegen ihrer List bekannt waren, und der Abt Ponzetti, Beichtvater des Papstes und vertrautester Rathgeber desſelben, sammt einem ansehnlichen Gefolge. Die kostbarsten Ornate und Kleider, die dreifache Krone, zwei reiche Tafeln, goldene Becher, eine Anzahl von Cardinalshüten und tausend Stück goldene Medaillen waren das wesentlichste Prunkgeräthe, das der Papst mit sich führte.

Kaiser Joseph empfing den heiligen Wanderer mit der größten Auszeichnung und ehrerbietigsten Aufmerksamkeit auf dem erbländischen Boden, doch stets mit einer Beimischung, welche einer Art Vorbehalt seiner eigenen großen Herrlichkeit gleich kam und den Papst oft unangenehm an seine Unmacht, gegenüber einer so festen und stolzen Gesinnung, erinnerte. Schon bei seiner Ankunft zu Ferrara begegnete ihm ein vom Kaiser abgesandter ungarischer Gardist, welcher Sr. Heiligkeit die Nachricht brachte, daß sein Absteigequartier in der kaiserlichen Hofburg, und zwar in den Zimmern der höchstseligen Kaiserin, bereitet sei, allein als Se. Heiligkeit, erfreut über diese Aufmerksamkeit, dem Boten seinen Dank durch das Geschenk eines Rosenkranzes zu erkennen gab, stellte es sich heraus, daß der so Beschenkte protestantischer Religion sei. Nach Anderen wären die Leibgarden, welche mit dem Grafen von Cobenzl zu Görz den Papst auf österreichischem Boden begrüßten, den drei verschiedenen in den Erbländern geduldeten Confessionen angehörig gewesen, welche Auswahl absichtlich geschehen sein soll, um die Grundsätze des Kaisers anzudeuten. Eine andere empfindliche Demüthigung erfuhr Pius hier, als er, befremdet über das Ausbleiben des Besuches eines ihm ergebenen Bischofs, des Baron von Edling, über die Ursachen dieser Ermangelung sich erkundigte. Der Kaiser hatte an

dieſem Ungehorſamen, der ſich erkühnte, gegen die kaiſerlichen Toleranzedicte nach Rom zu appelliren, ein Exempel der Strenge ſtatuirt und ihn nach Wien zur Verantwortung wegen ſeines Ungehorſams berufen *). Inzwiſchen erwartete der Kaiſer den hohen Beſuch in großer Heiterkeit, denn er war mehr ein Triumph für ihn, als ein Gegenſtand der Beſorgniß. Er geſtattete die großartigſten Anſtalten zu ſeinem Empfange in der Kaiſerſtadt, und als der Cardinal Migazzi anfragte, ob man die Glocken beim Einzug des Papſtes läuten dürfte, bewilligte er dies mit den launigen Worten: „Warum nicht? Sind denn die Glocken nicht eure Artillerie?“ Er ſelbſt fuhr dem Papſte bis nach Neukirchen entgegen und empfing ſeinen Gaſt mit einer herzlichen Umarmung. Als aber das Wiener Volk den heiligen Vater mit einem ungemeſſenen Freudengeſchrei empfing, ſoll die gute Laune des Kaiſers merklichen Abbruch erlitten haben.

Das Gedränge von Menſchen, welche den Papſt ſehen wollten, war ſo groß, daß es ungeachtet der Vorkehrung der Polizei, alle bei ſolchen Volksverſammlungen unvermeidlichen Vorfälle zu verhindern, bei den Feierlichkeiten Quetſchungen und Armbrüche in Menge gab. Mehr als einmal ſah man den großen Marktplatz mit verlorenen Hüten und Schuhen überſäet; Alles aber ward durch das Glück, den Papſt zu betrachten und ſeinen Segen zu empfangen, erſetzt.

Der Kaiſer allein ließ ſich nicht imponiren und ſtörte die reinen Freuden des heiligen Vaters einigermaßen durch Fortſetzung ſeiner Maßregeln. Als man ihm zumuthete, der pompöſen Pontificalmeſſe

*) Dieſer Erzbiſchof kam am 20. März, alſo zwei Tage früher als der Papſt, in Wien an. Gleich beim Ausſteigen aus ſeinem Reiſewagen wurde ihm mittels eines Billets bedeutet, des andern Tages in der Hofkanzlei bei dem Oberſtkanzler, dem Grafen von Blümegen, zu erſcheinen. Derſelbe forderte ihm vor der in Pleno verſammelten Commiſſion ſeine nach Rom geführte Correſpondenz ab und legte ihm zwei Schriften vor, deren eine er unterſchreiben ſollte. Der Inhalt der erſten beſtand in einer Verpflichtung, ſich künftig jeder landesherrlichen Verordnung unterwerfen zu wollen. Als der Erzbiſchof betheuerte, daß es ſein Gewiſſen nicht erlaube, ſich zu einem ſolchen Gehorſam zu verpflichten, legte ihm der Oberſtkanzler die zweite Schrift vor, welche eine Reſignation auf ſein Erzbisthum enthielt. Bei Anſicht derſelben war das Gewiſſen des Prälaten augenblicklich beruhiget. Er unterzeichnete den Gehorſamseid, um die einträgliche Pfründe noch ferner genießen zu können, und verſprach jetzt weit mehr Unterwerfung, als man von ihm gefordert hatte.

beizuwohnen, bei welcher er einen Thron einnehmen ſollte, der um Etwas niedriger war, als der des Papſtes, ließ er ſich mit ſeinem Augenübel entſchuldigen und das für ihn beſtimmte Gerüſte wegnehmen. Schon das tiefe Geheimniß ſeiner Conferenzen mit dem Papſte verrieth deren Erfolgloſigkeit. Als Pius VI. ihn in Gegenwart des Fürſten Kaunitz, des Cardinals Migazzi und des Cardinals Hrzan durch eine pathetiſche Rede zu rühren verſuchte, wobei er viele Argumente aus dem canoniſchen Rechte entnahm, antwortete Joſeph: „Ich bin kein Theolog, verſtehe zu wenig vom canoniſchen Recht, um mündlich darin etwas zu verhandeln. Beliebe Ew. Heiligkeit die Vorſtellungen niederzuſchreiben, die ſie mir zugedacht, damit ich ſie meinen Theologen zur Unterſuchung vorlegen kann. Sie kennen ſchon durch den Cardinal Hrzan die von mir in Abſicht der Kirchen und Klöſter meiner Staaten genommenen Entſchlüſſe. Alles, was bis jetzt geſchah, Alles, was noch künftig geſchehen wird, beabſichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beſchloſſenen neuen Einrichtungen; mit deſto mehr Standhaftigkeit werde ich ſie aufrecht halten, da keine derſelben die kirchliche Lehre auch nur im Geringſten beeinträchtigt. — Verlangen Ihro Heiligkeit eine ausführlichere Erklärung: ſo bitte ich, mir Ihre Einwürfe ſchriftlich vorzulegen; miniſteriell und bis ins kleinſte Einzelne ſoll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will ſie zur Belehrung meiner Unterthanen ſelbſt drucken laſſen.“ —

Allein dieſer große Staatsmann war der Hierarchie noch mehr abgeneigt, als der Kaiſer ſelbſt, und eine Anweiſung an ihn daher voll übler Vorbedeutung. Vergeblich erwartete der Papſt den erſten Beſuch dieſes Staatsmannes, er mußte ſich ſelbſt herablaſſen, ihn zu beſuchen, und als er es endlich um der Kirche willen that, ward er mit vielem Gepränge, aber mit wenig Ehrfurcht empfangen. Während die Dienerſchaft des Fürſten in reicher Gala ihm aufwartete, empfing ihn Kaunitz ſelbſt in ſeinen Hauskleidern und mit vieler Vertraulichkeit. Als ihm Seine Heiligkeit die Hand zum Kuſſe reichte, ſchüttelte er ſie auf gut engliſch mit vieler Inbrunſt, indem er ausrief: „de tout mon coeur, de tout mon coeur!“ Ja es wird ſogar erzählt, daß dieſer ſtolze Miniſter ſich der äußerſten Unhöflichkeit gegen den Papſt ſchuldig ge-

macht und einen muthwilligen Hochmuth gegen ihn gezeigt habe, was jedoch wenig mit ſeiner Stellung und ſeinem übrigen Charakter vereinbar wäre. Er habe, als Pius in das Zimmer trat, wo er, wie in Gedanken vertieft, am Kamin ſtand und ſich mit zurückgeſchlagenen Rockſchößen wärmte, den Hut auf dem Kopf gehabt, ihn zwar einige Augenblicke abgenommen, aber ſogleich mit der Entſchuldigung, er habe einen ſchwachen Kopf, wieder aufgeſetzt. Er ließ ihn ſeine Gemälde beſehen; um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben, ließ er ihn bald vor-, bald rückwärts treten, ſich bald rechts bald links wenden. Während dieſer merkwürdigen Zuſammenkunft vermied auch Kaunitz alles Geſpräch über Staatsangelegenheiten und beſchränkte ſich darauf, über Gegenſtände der Kunſt ſich mit ſeinem Gaſt zu unterhalten.

So blieben denn alle Bemühungen des Papſtes, eine Zurücknahme der kaiſerlichen Maßregeln zu bewirken, nicht nur fruchtlos, ſondern der Kaiſer fuhr ſogar während ſeiner Anweſenheit mit ſeinen kirchlichen Reformen fort, und zog den Cardinal-Erzbiſchof zur Verantwortung, daß er einen vom Papſte verliehenen Ablaß ohne anzufragen durch den Druck ankündigte; auch durfte das Breve, wodurch der Papſt einen Altar der Barnabiten privilegirte, nur mit Bewilligung der Cenſur gedruckt werden. Alle dieſe Vorfälle ſtörten indeſſen das gute Einvernehmen zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer nicht, denn der Erſtere war zu ſehr erfreut über die ihm geleiſteten Huldigungen, als daß er hätte ernſtlich zürnen können. Was dem Triumph des Kaiſers noch mehr Glanz verlieh, war, daß der Papſt, der ausgegangen war, den Kaiſer zu bekehren, ſelbſt faſt von ihm bekehrt wurde, und nicht umhin konnte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Man hatte ihm ſo viele falſche Schilderungen von dem Charakter und den Abſichten des Kaiſers gemacht, daß er höchlich erfreut war, in ihm einen Freund der Religion zu finden. Die Partei, welche ihn zu ihrem Werkzeug machen wollte, hatte ſich in ihm verrechnet, denn ſeine Redlichkeit war ſo groß, daß ſie die Fehler ſeiner Ueberlegungskraft ſtets zu Gunſten der guten Sache ausglich. Joſeph hatte ihn gefragt, ob er in irgend einer ſeiner neuen Verordnungen eine einzige Stelle gefunden habe, welche die Glaubens-

lehre anginge, und ob Se. Heiligkeit nicht ſelbſt geſtehen müſſe, ſie beträfen alle nur die Kirchenzucht? Pius, zu bieder, um die Religion zur Politik herabzuwürdigen, bekannte offen, daß es ſo ſei. „Nun denn," erwiderte der Kaiſer, „ſo bin ich doch kein Ketzer, wie man in Rom behauptet," und der Papſt ſelbſt beeilte ſich mit Wärme, eine Entſchuldigung wegen einer ähnlichen Beſchuldigung in den Noten Garampi's vorzubringen. So günſtig ward Pius VI. gegen Joſeph geſtimmt, daß er bei Gelegenheit der Zuſammenberufung eines Conſiſtoriums unter dem Vorwand, den beiden Cardinälen Firmian und Bathyany den Hut zu überreichen, nicht umhin konnte, in das Lob des kaiſerlichen Wirthes auszubrechen. Man beſchuldigt ihn zwar, daß er während ſeines Aufenthalts die Gaſtfreundſchaft zu Umtrieben gemißbraucht habe, welche mehr ſeinem Eifer, als den Begriffen von Erkenntlichkeit entſprochen hätten, doch läßt ſich hierüber nichts nachweiſen. Gewiß iſt jedoch, daß die ungariſchen Biſchöfe bei Sr. Heiligkeit anfragten, in wie fern ſie den Befehlen des Kaiſers Folge zu leiſten hätten. Sie erbaten ſich vorzüglich Verhaltungsregeln über die Ehedispenſen, über die Befreiung von Ordensgelübden, über die **Bulla in Coena Domini** und **Unigenitus**, und Pius VI. ertheilte hierauf Antworten, welche theils das Unvermeidliche ſanctionirten, theils mit Vorbehalt ein leidendes Verfahren anordneten und auf den Hirtenbrief des Papſtes an den Biſchof zu Brünn verwieſen. In dieſem Breve, das man dem Papſte ſehr zum Vorwurf machte, und welches derſelbe in Folge einer an ihn gelangten Anfrage jenes Biſchofs vom 3. April erließ, wurde der Biſchof ſehr getadelt, daß er dem Willen des Kaiſers gemäß den aufgehobenen Karthäuſermönchen erlaubt, in den Weltprieſterſtand zu treten. Die Aufhebung der Klöſter wurde darin ſehr gemißbilligt und angeordnet, daß die aufgehobenen Mönche keineswegs ihrer Gelübde zu entlaſſen ſeien, und gehalten ſein ſollten, unter ihrem Kleide ein Zeichen ihrer Ordensprofeſſe zu tragen, „damit es offenbar ſei, daß ſie nicht freiwillig ihre Klöſter verlaſſen, ſondern durch Gewalt beunruhigt und herausgeworfen worden ſeien."

Als endlich im Laufe des Monats April Geſchäfte den Papſt nöthigten unvermuthet abzureiſen, empfing er beim Abſchiede die vollkom-

menſten Beweiſe der Zufriedenheit des Kaiſers. Dieſer machte ihm ein koſtbares Brillantkreuz zum Geſchenk und bot für des Papſtes Neffen Luigi Braſchi das Diplom eines Fürſten des heil. römiſchen Reichs an, allein Pius VI. war ſo klug, es mit einer Aeußerung der Betrübniß auszuſchlagen. Der Kaiſer erſchöpfte ſich in Aufmerkſamkeiten gegen Pius und ſein Gefolge. Aeußerſt rührend war der Abſchied des Papſtes vom Kaiſer zu Mariabrunn. Beide hatten ſich als redliche Männer lieben und achten gelernt, ſie waren Freunde geworden und doch waren ſie gehindert, wie Freunde an einander zu handeln.

Kaiſer Joſeph hatte, um dem ehrwürdigen Greis eine offene Kränkung zu erſparen, ihn nicht ohne Hoffnungen abreiſen laſſen. Er hatte ihm verſprochen, daß er keinen Mönchsorden gänzlich abſchaffen, ſondern nur die überflüſſigen Klöſter wegräumen wolle, und daß die Cenſur keine Druckſchrift gegen den rechtmäßigen Gebrauch der päpſtlichen Autorität geſtatten ſolle, allein dieſe unbedeutenden Verſprechungen weckten in dem leichtbethörten Gemüthe des Papſtes Hoffnungen, welche bald wieder vernichtet wurden. Bald nach der Abreiſe des Papſtes erließ Kaiſer Joſeph (30. Mai) ein Edict, welches ſeinem weſentlichen Inhalte nach nur eine Beſtätigung aller ſeiner kirchlichen Verordnungen enthielt. Doch war dieſe mit vieler Schonung gegeben und trug einen leichten Anſtrich von Nachgiebigkeit gegen den Papſt in unweſentlichen Dingen. Deſſenungeachtet wollte ſich Pius VI. lange nicht geſtehen, daß ſeine Reiſe fruchtlos geweſen ſei. Der ganzen übrigen Welt blieb es kein Geheimniß, daß er von dem Kaiſer durchaus nichts habe erreichen können, denn während Pius noch hoffte, ihn zu Rückſichten zu bewegen, betrachtete Joſeph ſich als erſt am Anfange ſeines Reformationswerkes angelangt. Pius jedoch gab ſich neuen Hoffnungen hin und äußerte mehrere Male, daß der „unvergleichliche Kaiſer“ ihn nicht täuſchen und nur durch ſeine Miniſter übel geleitet werden könne. Aber je größer dieſes faſt kindliche Vertrauen war, deſto ſtärker war der Eindruck, welchen die Fortſchritte der joſephiniſchen Reformen auf ſein von den Feinden des Kaiſers beſtürmtes Gemüth machten. Er, der ſonſt ſo ſanft war, wurde endlich durch die Aufhetzung der Zeloten ſo weit gebracht, daß er dem Kaiſer in einem ſchonungsloſen drohenden Tone

einen Brief ſchrieb, den ihm der Kaiſer unbeantwortet zurückſandte. Das Schreiben ſoll indeß wirklich in ſolchen Ausdrücken abgefaßt geweſen ſein, daß der Kaiſer es unmöglich auf eine unmittelbare Weiſe hätte beantworten können. Er ſchickte es alſo erbrochen dem heiligen Vater mit dem Beiſatze zurück: „Daß dieſer angebliche Brief Sr. Heiligkeit nothwendig von einem Menſchen herrühren müſſe, der die zum wechſelſeitigen Vortheile abzielende Eintracht zu ſtören trachte, und daß Sie ſich von der Gerechtigkeitsliebe des Papſtes verſähen, Se. Heiligkeit würden allſogleich nach dem Urheber dieſer beleidigenden Schrift forſchen und ihm die verdiente Strafe zukommen laſſen.“ — Dem Monarchen ſoll darin der Bann angedroht und überhaupt auch auf den berüchtigten Brief des Kurfürſten von Trier an Joſeph II. gezielt worden ſein. Der Bruch ſchien vollkommen; Pius war in Verzweiflung. Den Anlaß hatte die kaiſerliche Ernennung Visconti's zum Erzbiſchof von Mailand gegeben, welche zu beſtätigen der Papſt ſich weigerte. Der Kaiſer war erbittert, noch mehr der Staatskanzler Fürſt Kaunitz, welcher laut ſagte, daß er, falls der Papſt ſich weigere, den Erzbiſchof zu präconiſiren, die Biſchöfe der Lombardei verſammeln werde, um von ihnen, nach dem Gebrauch der erſten Kirche, die canoniſche Einſetzung denen geben zu laſſen, die der Kaiſer dazu ernennen würde. Der Cardinal Hrzan, kaiſerlicher Geſandter in Rom, erſchrak über den Sinn der Aufträge, welche er erhielt; allgemein war die Beſtürzung, als Joſeph, in dieſem Augenblicke der Beleidigte, durch ſeine Perſönlichkeit den Streit zu ſchlichten beſchloß.

Unvermuthet war Joſeph II. den 6. December von Wien abgereiſt, nachdem er dem Fürſten Kaunitz die Staatsgeſchäfte übertragen hatte. Wie ſehr auch ein irreligiöſer Geiſt unter ſeinen eifrigſten Anhängern um ſich gegriffen hatte, ſo wünſchte er doch ſelbſt aufrichtigſt nicht nur die Aufrechthaltung der Religion, ſondern auch ein gutes Einvernehmen mit dem Oberhaupte der Kirche, das er perſönlich hochſchätzte. Allein eben ſo wohl geſinnt war er, als feſt entſchloſſen, die Anmaßungen des römiſchen Hofes nicht zu dulden und der hochmüthigen und herrſchſüchtigen Partei, welche den beſcheidenen Pius zu einer Rolle zwinge, die ihm nicht natürlich ſei, Trotz zu bieten.

Schon am 18. langte der Kaiſer zu Florenz an und eilte nun dem König von Schweden voraus, der ſich ſo eben auch nach Rom begeben wollte. Ein Courier, welcher dieſem von Rom entgegengeſchickt wurde, ward in dem Wahn gelaſſen, daß er dem König von Schweden begegne, und ſo kam der Kaiſer plötzlich unerkannt im Hotel des öſterreichiſchen Geſandten an, deſſen Herz durch die Ankunft ſeines Souveräns in dieſem kritiſchen Moment nicht wenig erleichtert ward. Die Nachricht von ſeiner plötzlichen Ankunft war kaum im Vatican angelangt, wo man eiligſt in der höchſten Ueberraſchung ſich anſchickte, einen ſo hohen Gaſt würdig zu empfangen, als der Kaiſer ſchon in ſeiner Uniform in das Zimmer des Papſtes trat. Pius empfing ihn herzlich, und Joſeph beobachtete gegen ihn jene zartſinnige Ehrerbietung, welche er ihm in Wien bezeigt hatte. Als ihm Pius in der Peterskirche einen Platz in ſeinem Betſchemel anbot, ſchlug er dieſe Ehre aus und kniete einige Schritte hinter ihm nieder. In ſeinem übrigen Betragen offenbarte Joſeph jene unbefangene Leichtigkeit, welche niemals ahnen ließ, welche ernſte gewaltige Dinge ſein Geiſt bewegte. In der Loge des ſpaniſchen Agenten, Ritters Azara, angelangt, empfing er mit Anmuth die herbeiſtrömenden Beſuche, begrüßte oberflächlich den Grafen von Waſa und bezeugte hierauf einigen römiſchen Damen ſeine Aufmerkſamkeit. Unter dieſem ſchicklichen Vorwand fand er Gelegenheit zu der geheimen Conferenz mit Azara, die er eifrig zu ſuchen ſchien. Der Gegenſtand derſelben war nach der Behauptung Bourgoing's ein Plan, der Europa in Staunen ſetzen ſollte.

„Es betraf," ſagt jener, „nichts geringeres, als einen gänzlichen Bruch mit dem päpſtlichen Hofe. Joſeph hatte Alles vorausgeſehen, Alles geordnet; er war der Zuſtimmung und des Beitritts von ſechsunddreißig Biſchöfen ſeiner Staaten gewiß. Unangetaſtet ſollten Dogmen und die kirchliche Hierarchie bleiben; aber ſeine Unterthanen wollte er der päpſtlichen Obergewalt in Kirchenſachen, die mit dem Weſen der Religion nichts gemein habe, und nur geeignet ſei, bürgerliche Unruhen zu ſtiften und vielleicht alle Schreckniſſe des Fanatismus zurückzubringen, entziehen."

Die Folge lehrte, daß dieſer Vorſchlag keineswegs ſehr ernſtlich

gemeint war, ſondern nur Berathungen über eines der verſchiedenen Mittel, die Streitigkeiten mit Rom auf immer beizulegen, in Erwägung zog, von welchen eines oder das andere angewendet werden mußte. Dieſe Unterredung war von den wichtigſten Folgen für den Papſt, denn ſie ſtimmte die entſchloſſene Seele des Reformators ſo verträglich, daß Niemand eine Ahnung davon hatte, mit welchen Geſinnungen er nach Rom gekommen war.

Die Sprache, welche er gegen den Cardinal Bernis führte, war ernſt und männlich, doch nicht herausfordernd. „Haben Sie," fragte er ihn, „ſich über meine unerwartete Ankunft in Rom nicht ſehr gewundert?" — „Recht ſehr," antwortete der Cardinal. — „Ich wollte nicht, daß die Römer glaubten, ich fürchte ſie und ſei wegen einer Antwort auf Argumente verlegen, die in einem neulichen Briefe des Papſtes an mich enthalten ſind. Ich habe ihn zurückgeſchickt, weil er Unanſtändigkeiten enthielt und mich von meinem Entſchluß nicht abbringen konnte; denn ich ändere nie einen mit Ueberlegung genommenen Vorſatz. Eine andere Urſache meiner Reiſe nach Rom iſt, um dem Papſt ſeinen langen mir in Wien gemachten Beſuch zu erwidern. Ich halte etwas auf Pius, es iſt ein guter Mann (c'est un bon homme). Sie würden lachen, wenn Sie Zeuge unſerer Conferenzen ſein könnten. Er wird oft hitzig, manchmal gar böſe; ich laſſe ihn machen, behalte mein kaltes Blut und meinen Entſchluß. Ich weiß gar wohl, daß er mir in dieſem Augenblicke das verweigerte Indult geben würde, um zu dem Erzbisthum zu Mailand und zu allen Beneficien der Lombardei zu ernennen; aber als Geſchenk will ich nicht annehmen, was mir als Hoheitsrecht gehört. Meine Schuld iſt es nicht, daß meine Vorfahren nachläſſig oder zu furchtſam geweſen ſind. Aus Achtung für den Papſt, aber nicht als eine Gnade erbat ich das Indult von ihm. Er ſchlug es mir ab, weil man ihn übel berathen hatte, und doch ward Ludwig XV. wegen Corſica ein ähnliches Indult unweigerlich zugeſtanden."

Als der Cardinal verſuchte, einige Einwendungen zu machen, und Pius VI. entſchuldigen wollte, bedeutete ihn Joſeph II. kurz und beſtimmt: „Meine Partei iſt genommen, und leid würde es mir ſein, wenn der Papſt mich zwänge, gewiſſe Mittel zu ergreifen....."

So brachte es Joseph durch seine Charakterfestigkeit dahin, daß man ihm nun das aufdrang, was man ihm vor Kurzem verweigert hatte. Der Cardinal Hrzan erhielt nun Vollmacht zum Abschluß einer Convention, worin dem Kaiser die Ernennung, als der Souveränetät zukommend, zugestanden wurde.

Der Eindruck, welchen er auf ganz Rom machte, stimmte alle Gemüther ganz zu seinen Gunsten. Sein einfacher, leutseliger Charakter, sein absichtliches Vermeiden aller Ceremonien und Huldigungen, und die Religiosität, welche er bei seinem Besuch der Kirchen offenbarte, zerstreute alle ungünstigen Vorurtheile, welche das Gerücht erweckt hatte. Seine Großmuth gewann ihm das Volk. An 30,000 Gulden vertheilte er blos in Hospitälern und unter das Volk. Der Enthusiasmus, den er erregte, war so groß, daß er seinen Gegnern neuen Stoff zum Argwohn gab. Oefters, wenn er durch die Straßen ging, sagt man, habe das Volk gerufen: **Viva il nostro Imperatore!** Als er endlich am 21. Januar Rom verließ und so die ängstlichen Besorgnisse, welche Viele von den Wirkungen seiner Popularität hegten, beseitigte, waren Alle mit ihm höchlich zufrieden, und mehr als irgend Jemand war es der Papst.

Allein Joseph hatte ein festes Ziel vor sich, das aus den Augen zu lassen keine Privatrücksicht ihn veranlassen konnte. Als die Ernennung des Erzbischofs von Mailand zur Vollziehung kam, entstanden neue kleinliche Hindernisse, zu deren Beseitigung fast vier Monate erforderlich waren, obgleich es sich kaum um mehr als die Form handelte, nach welcher der neue Prälat dem Consistorium angekündigt werden sollte. Endlich wurde man darüber einig, dem Consistorium zu melden, daß „der neue Erzbischof von Mailand von dem Kaiser kraft der freundschaftlichen, zwischen Sr. Heiligkeit und diesem Monarchen abgeschlossenen Convention ernannt worden sei.“ So endigte das Jahr 1784 ohne weiteren Sturm.

Aber schon im nächsten Jahre versuchte die päpstliche Hierarchie über das deutsche Reich ihre Macht wieder auszubreiten und beunruhigte den kaum versöhnten Kaiser mit neuen Anmaßungen. Pius errichtete nämlich in München eine neue Nuntiatur, und schmälerte so

die geiſtliche Autorität der deutſchen Prälaten, wogegen der Kurfürſt von Mainz und der Erzbiſchof von Salzburg ſofort beim Kaiſer Beſchwerde führten.

Joſeph, der ſich über dieſen Gegenſtand ſchon einmal nachdrücklich erklärt hatte, antwortete den beiden Erzbiſchöfen, daß die Nuntien künftig als nichts mehr denn Geſandte eines weltlichen Regenten zu betrachten ſeien, und daß er nie zugeben werde, daß ſie irgend eine Jurisdiction in Kirchenſachen weder im Reich noch an ſeinem Hofe ausübten, wovon der Papſt ſelbſt durch den Cardinal Hrzan in Kenntniß geſetzt wurde. Und dieſe Erklärung, welche den päpſtlichen Staatsrath nicht wenig erſchreckte, erhielt noch mehr Gewicht durch die kaiſerliche Verordnung (im October 1785), die den Nuntien in Deutſchland alle Arten von Gerichtsbarkeit nahm und den Biſchöfen alle ihre alten Rechte wiedergab. Der Kurfürſt von Köln ſäumte nicht, ſie in ſeinen Staaten zu publiciren; auch der Kurfürſt von Mainz traf die nöthigen Vorkehrungen, um ſich den Abſichten des Kaiſers gemäß zu halten. So ward der römiſche Stuhl nach und nach aller ſeiner Vorrechte und Einkünfte in Deutſchland beraubt, und alle katholiſchen Fürſten beeilten ſich, das gegebene Beiſpiel nachzuahmen. Während der Kurfürſt von Baiern die Ankunft des neuen Nuntius mit vielem Pomp ankündigte, hielten die deutſchen Erzbiſchöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg einen Congreß zu Ems und berathſchlagten über die Punkte, deren Entſcheidung Joſeph in ſeinen Staaten der päpſtlichen Gewalt entriſſen hatte. Die Grundſätze des Kaiſers in Kirchenſachen wurden hier als untadelhaft anerkannt und förmlich adoptirt. In der energiſchen Sprache des Kaiſers wurden Verordnungen erlaſſen, worin den Unterthanen dieſer geiſtlichen Fürſten ſtreng verboten wurde, ſich in irgend einer Angelegenheit an die Nuntien zu wenden. Deſſenungeachtet fuhren die Nuntien Zoglio und Pacca mit ihren Anmaßungen fort.

So beſchwor die Unklugheit des päpſtlichen Hofes ein Gewitter herauf, deſſen Blitze ihn vernichtet hätten, wäre nicht Joſephs II. Mäßigung ihm als Rettungsengel erſchienen. Der Kurfürſt von Mainz ging in ſeiner Unzufriedenheit ſo weit, dem Kaiſer Vorſchläge zu machen, die Rom zittern machten. Es hieß in dieſen Vorſchlägen: die

berüchtigten Decretalien Iſidors, deren Unächtheit nicht mehr zweifelhaft ſei, wären die einzige Baſis, worauf die Immunitäten des römiſchen Hofes beruhten. Es ſei endlich einmal Zeit, daß die deutſche Nation von den Summen, welche für das Pallium ihrer Erzbiſchöfe nach Rom geſchickt würden, einen andern Gebrauch mache und ſie ihrer eigenen Beglückung und der Unterſtützung der Unglücklichen widme u. ſ. w.

Es fehlte nur die Beiſtimmung Joſephs zur Ausführung dieſer Pläne, allein der Monarch zeigte bei dieſer wie bei ſo vielen anderen Gelegenheiten, daß eine Demüthigung und Herabſetzung der päpſtlichen Würde nicht in ſeinem Sinne lag. Er unterſtützte die Pläne der geiſtlichen Fürſten Deutſchlands anfangs nicht und begnügte ſich in ſeinen Staaten mit den kirchlichen Reformen fortzufahren, Klöſter aufzuheben, ihre Güter der Religionscaſſe einzuverleiben. Lange Zeit ertrug Pius dieſe Anordnungen mit leidlicher Geduld, allein als Joſeph das Bisthum Laibach zum Erzbisthum erhob und gemäß der geſchloſſenen Uebereinkunft die Ernennung des Grafen Karl v. Herberſtein dem Papſte zue Beſtätigung vorlegte, weigerte ſich dieſer, den Verfaſſer jener vom Kaiſer ſo gebilligten Hirtenbriefe, worin der Biſchof die Religionswahl Jedermann freigeſtellt hatte, in ſeiner neuen Würde zu beſtätigen. Er verlangte als Bedingung ſeiner Anerkennung den Widerruf jener Maximen. Dieſe Zumuthung beantwortete Kaunitz im Namen des Kaiſers mit den ernſten Worten:

„Der Widerſtand des Papſtes werde eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen dem römiſchen Stuhl und den Staaten Sr. kaiſerlichen Majeſtät veranlaſſen und aller bisher aus Achtung für den Papſt beobachteten Schonung für immer ein Ziel ſetzen.“

Hartnäckiger als gewöhnlich beharrte indeß der Papſt auf ſeiner Weigerung, die er dadurch zu motiviren ſuchte, daß er dieſen Prälaten der Ketzerei beſchuldigte, eine Behauptung, welche er mit Stellen aus ſeinem Hirtenbrief belegte. Joſeph II., der die Dogmen der Kirche ſtets unangefochten ließ, erlaubte dem Prälaten, dieſe Beſchuldigungen dogmatiſch zu beantworten, verbot ihm aber, ſeine Maximen zu widerrufen. Zwar beſeitigte der Tod des Grafen von Herberſtein bald dieſen Gegenſtand des Streites, aber dieſer hinterließ in dem Gemüthe

des Kaisers einen Eindruck, der den persönlichen Rücksichten für den Papst in der Folge großen Abbruch that. Er verweigerte nicht länger dem Betragen der vier Erzbischöfe in Deutschland seine Zustimmung und gestattete die Herausgabe einer Schrift zur Aufmunterung der Bischöfe, sich den Erzbischöfen anzuschließen. Vergeblich beklagte sich Pius über diese öffentlichen Schritte gegen ihn; er konnte selbst nicht hindern, daß der Reichshofrath sich gegen die von dem Nuntius Pacca gethanen Schritte erklärte und dem Kurfürsten von Baiern seine Nachgiebigkeit verwies. Bis an sein Ende verharrte Joseph auf der Bahn der Reformation. Er ließ seine Grundsätze über Staat und Kirche durch Schriften verbreiten, gestattete, daß in einem Theil seiner Staaten die Sacramente in der Landessprache verabreicht würden, gab dem Toleranzedicte in Ungarn eine weitere Ausdehnung und ließ in Constanz eine reformirte Kirche bauen.

Lebhafter als in irgend einem Theile der Monarchie tobte der Streit mit der Kirche in den Niederlanden, wo der Widerstand, den die kaiserlichen Reformen fanden, zugleich nationaler Natur war; hier vertheidigten der Erzbischof von Mecheln, Cardinal Frankenberg, und der päpstliche Nuntius Zondadari die Interessen des heiligen Stuhles im Vereine mit dem abergläubischen Volk, das sich gegen die kaiserlichen Verfügungen hinsichtlich der Klöster, Brüderschaften, Seminare, Processionen und Pilgrimschaften heftig auflehnte. Der fanatische Eifer des Nuntius verschmähte hier nicht die auffallendsten und gefährlichsten Mittel, der Sache des Souveräns den Sieg zu verschaffen. Er suchte das Volk aufzuwiegeln, setzte durch die thätigsten Intriguen alle feindseligen Elemente in den Niederlanden in Bewegung und zwang den Kaiser, die dem heiligen Stuhl schuldige Ehrfurcht bei Seite zu setzen und seinen Bevollmächtigten von Brüssel fortzujagen. Allein von Lüttich aus setzte dieser seine Intriguen fort. Wir werden später Gelegenheit haben, den Verlauf der Ereignisse in den Niederlanden genauer zu würdigen.

Wir beschließen diesen Abschnitt mit einer skizzirten Charakteristik der Persönlichkeit Pius VI. Nach dem übereinstimmenden Urtheile aller glaubwürdigen Schriftsteller, welche Pius VI.

aus näherem Umgange kannten, besaß er glänzende Eigenschaften. Ein beweglicher, anmuthiger Geist, verbunden mit einem gebildeten Kunstgeschmack, ziemlich hellen Ansichten und einer blühenden Sprache, machten auf Alle, die ihn näher kannten, den angenehmsten Eindruck. Dabei war aber sein Gemüth so schwach, daß er sich leicht von Andern leiten ließ, was ihn zuweilen in Verlegenheiten stürzte, häufiger aber noch ihn aus manchen Gefahren errettete. Er war ungeduldig, leicht zum Zorn gereizt, starrsinnig, für Vorurtheile empfänglich, doch weder beharrlich im Haß noch bösartig. Seine Herzensgüte hatte keine Grenzen; hervorstechend war seine ausschweifende Liebe zum Ruhme, die oft in kindische Eitelkeit und prunkende Coketterie ausartete. Sein Aeußeres war geeignet, seiner Eitelkeit Nahrung zu geben. Wohlgebaut, von einer edeln schönen Physiognomie, die noch im hohen Alter ihre Frische behielt, hob er die Vortheile seiner Gestalt gern durch seine Haltung und Kleidung heraus. Haar und Bein zeigte er gern der andächtigen Menge, jenes sorgfältig gekämmt, dieses in gefälliger Attitüde. Den Pomp liebte er bei allen Gelegenheiten. Sein sittlicher Wandel war frei von allem Vorwurf und diente beiden Geschlechtern zur Erbauung. Seine Gelehrsamkeit in der Dogmatik war eben so groß, als seine Unwissenheit in Bezug auf alle weltliche Dinge.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Aberglaube des Volkes. — Widerstand der niederen Geistlichkeit. — Intoleranz der Protestanten. — Falsche Wirkungen der Reformen.

Die Besorgnisse, welche Josephs Reformen erregten, wurden leider auffallend gerechtfertigt durch die Verschlimmerung der Volksstimmung gegen Joseph, welche die Mönche zu erregen wußten, um sich an dem Kaiser zu rächen. Kanzel und Beichtstuhl wurden gleich sehr gemißbraucht zur Aufhetzung der Gemüther, und die strengsten Verord-

nungen vermochten nichts über den fanatiſchen Starrſinn der erbitterten Mönche und Prieſter.

In einigen Provinzen kam die herrſchende Unzufriedenheit zum offenen Ausbruch, und wenn auch nicht überall zur Rebellion, doch zu ſo ernſtlichen Auftritten, daß die ganze Wachſamkeit und Strenge des joſephiniſchen Gouvernements dazu gehörte, das Umſichgreifen wilden Revolutionsgeiſtes zu verhindern. Die Mönche wußten namentlich in Tyrol durch religiöſe Spectakel, geiſtliche Komödien, Mirakelweſen und Teufelaustreibung die geſunde Vernunft des Volkes ſo niederzuhalten, daß dieſes die Reformen des Monarchen mit der gehäſſigſten Feindſeligkeit anſah. Die Intriguen der Exjeſuiten uud Mönche ſcheinen dieſe Bewegung nicht wenig unterſtützt zu haben, denn ſo oft Unordnungen vorfielen, fand man angeſehene Perſonen mitten unter den thörichten Pöbelhaufen, die ſich mit offener Gewalt zuweilen der Vollziehung kaiſerlicher Befehle widerſetzten. Ein ſolcher Vorfall ereignete ſich im Jahre 1786 zu Insbruck.

Zu Anfang des Jahres 1786 ſollten zwei, an Mittelpfeilern in der Pfarrkirche ziemlich unſchicklich angebrachte Seitenaltäre auf höhere Verordnung abgebrochen werden. Zum Unglück wurde eben ein Tag gewählt, an welchem wegen ausgeſetzter Kreuzpartikel eine ungewöhnliche Menge Volks in der Kirche verſammelt war. Kaum hatten die Arbeiter das Abbrechen begonnen, ſo fiel ein Haufen Leute über ſie her und würde ſie gemißhandelt haben, wenn dieſe nicht, nach vielen Bitten um Verſchonung, verſprochen hätten, daß keiner von ihnen ſich mehr zu dieſer unheiligen Arbeit wolle brauchen laſſen. Der Pöbel ging aber, vom Einfluß reicher Honoratioren aufgehetzt, noch weiter. Es wurde in das Glockenhaus eingeſtiegen und überall angedeutet, wenn noch ein Verſuch, die Altäre abzubrechen, geſchehen ſollte, ſo würde die Sturmglocke geläutet werden, und Jedermann ſolle dann zur Gegenwehr ſich einfinden. Seitdem befanden ſich täglich gegen zwanzig Weiber, mit Meſſern und Hacken bewaffnet, in der Kirche und in deren Umgegend, um, wie ſie ſagten, die Bilderſtürmerei und den Umſturz der Religion zu verhindern.

Die niedere Geiſtlichkeit und des Volkes kindiſcher Wahn wirkten

zusammen dem Reformationswerk entgegen, um so mehr, da die Vermehrung des für die Pläne des Kaisers so wichtigen Weltpriesterstandes mit tauglichen Individuen von gutem Geiste sehr langsam von Statten ging. Trotz der vielen Verordnungen, um diesem Mangel abzuhelfen, war dieser noch im Jahr 1788 so fühlbar, daß die Regierung allen Ordinarien auftragen mußte, ihr Gutachten über den zunehmenden Mangel an Weltpriestern und die besten Mittel zur Abhülfe abzugeben. Allein sowohl diese, als auch die Hofstellen, welche um Rath gefragt wurden, scheinen der Meinung gewesen zu sein, daß dieses Uebel selbst von dem Geiste des Zeitalters herrühre, und darum demselben nur „durch Abschaffung des Cölibats" zu steuern wäre, weil das Gelübde der Keuschheit die meisten jungen Leute abhalte, sich dem Priesterstande zu widmen. Daher dauerten die Uebelstände, die der Priestermangel erzeugte, ununterbrochen bis zum Ende Josephs fort. Die alte Schule des Priesterstandes dagegen behielt die Hände zu ihren Gehässigkeiten gegen die Regierung vollkommen frei. Der Haß, den sie selbst gegen die Person des Kaisers nährte, kannte keine Grenzen und äußerte sich nicht selten auf eine ärgerliche Weise. Kaum konnte sich der Kaiser persönlich der lebhaftesten Aeußerungen ihres Mißfallens erwehren. Ein Minoritenmönch, der den Kaiser auf einer Reise nach Lemberg persönlich zu sprechen das ungeduldigste Verlangen zeigte, aber daran gehindert ward, gestand in wilder Wuth seine Absicht, den Kaiser zu tödten. *) Bei einer andern Gelegenheit äußerte im Jahr 1787 eine der französischen Sacramentsnonnen, welche man von Paris hatte kommen lassen, ihren orthodoxen Eifer dadurch, daß sie den Kaiser bei einem Besuche des Klosters am Rock faßte und ihm in einer Fensterbrüstung mit der größten Hitze die bittersten Vorwürfe über seine Reformen machte.

Bei dieser Stimmung der Ordensgeistlichen, welche sich oft auch unter den Weltpriestern zeigte, machten die Anstalten des Kaisers nur äußerst langsame Fortschritte.

„Trotz so vieler christlichen Verordnungen des Hofes," so drückte sich im Jahre 1784 ein in Wien öffentlich gedrucktes Journal aus,

*) Der Unglückliche ward festgenommen und im Narrenhospital zu Wien mit Nachsicht und Menschlichkeit behandelt.

„werden die alten Mißbräuche der Religion ungescheut fortgetrieben. Ihre Angreifer werden als unruhige Köpfe verfolgt und unterdrückt, die sie aber mitmachen und das Volk in andächtige Contribution setzen, werden als würdige Geistliche belobet und oft im kaiserlichen Namen befördert. Schlechte Bischöfe sind der Reformation ohnedem feind, und die guten werden von Leuten, die sie von Amtswegen unterstützen sollten, unaufhörlich geneckt, verschrieen und auf allen Seiten gehindert. So müssen freilich alle Verbesserungen, welchen unordentliche Leidenschaften ohnehin schon einen so starken Damm entgegensetzen, natürlich ins Stocken gerathen."

Wolf erzählt in seiner derben Weise: „Unter allen neuen Anstalten haben jene, welche zunächst den Volksaberglauben ausrotten sollten, den meisten Widerstand gefunden. Noch im Jahr 1784 konnte man, ungeachtet der kaiserlichen Verbote, in der Pfarrkirche der Dominicaner in Wien ober dem Tabernakel ein großes, ausgeschmücktes Marienbild sehen, in welchem sieben Schwerter steckten." In einer Mönchskirche des Cilliarkreises fand man im Jahr 1787 noch eine Wappentafel, worauf das Leiden Christi vorgestellt war. Unten am Rande war in großen Fracturbuchstaben folgende Aufschrift zu lesen: „„Dem allermächtigst-allerheiligst- und unüberwindlichsten Herrn Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekrönten Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwählten unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reichs einzigen Hohenpriester, Erzbischofe der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, einzigen und gnädigen König der Juden, Herzog von Bethlehem, Landesfürsten in Galiläa, gefürsteten Grafen zu Jerusalem, Freiherrn von Nazareth, Ritter der höllischen Pforten, Herrn der Heiligkeit, Selig- und Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserm allerheiligsten Herrn Herrn und herablassend-gnädigsten Erlöser ꝛc."" Zu Eisenstadt in Ungarn konnte man noch im Jahr 1788 in einer Kirche vorgestellt sehen, wie Gott-Vater aus der Seitenwunde Christi Blut ausdrückt, das in den von einem Engel gehaltenen Kelch fällt. Der Kelch läuft über und das Blut rinnt ins Fegefeuer hinab, wo die Seelen mit heißester Begierde darnach schnappen.

So ungern man den landesherrlichen Befehlen in Anſehung des Bildertandes gehorchte, eben ſo wenig wollte man ſich jene gefallen laſſen, wodurch die Wallfahrten nach ſogenannten Mirakelorten eingeſtellt wurden.

Die Toleranzgeſetze des Kaiſers erregten bei den Akatholiken einen übermäßigen Freudentaumel, der ſie zu den größten Unbeſonnenheiten und unbeſcheidenſten Handlungen gegen die Katholiken verleitete. Die Staatsreligion oder die Religion der Mehrzahl wurde von ihnen auf das Unanſtändigſte beleidigt, ihre Prieſter verſpottet und ſo Thätlichkeiten und ärgerliche Auftritte beiderſeitiger Intoleranz hervorgerufen, die den Kaiſer zwangen, ſeinen menſchenfreundlichen Edicten viele ſtrenge Weiſungen und verſtändliche Erläuterungen ſeiner Abſichten nachfolgen zu laſſen.

Eine gefährliche Wirkung der Toleranzedicte war es, daß ſie alle im Glauben Wankenden oft zu muthwilligem Religionswechſel veranlaßten. Ganze Gemeinden fielen vom Glauben ab und nahmen die Toleranzgeſetze für ſich in Anſpruch, auch wollte der abſolute Unglaube tolerirt ſein. Als der Kaiſer, um dem Umſichgreifen dieſes drohenden Uebels vorzubeugen, zweckmäßige Verfügungen erließ, tadelte man ihn mit Bitterkeit von allen Seiten, und da dieſe Maßregeln nicht von ſeinen Grundſätzen, ſondern von nothwendiger Vorſicht geboten waren, auch mit ſo vielem Grunde, daß ſein Anſehen darunter leiden mußte.

So entwickelte ſich immer mehr die vom Volk ausgehende Reaction der Gemüther. Der Fanatismus der Katholiken und der Undank der Proteſtanten beſtrebten ſich, durch die verſchiedenſten Mittel die weiſen Anſtalten des wohlwollenden Monarchen zu zerſtören. Letztere ergoſſen ſich in Declamationen über die Ausdrücke: Dispenſation, Privilegien und Prärogativen, und ſubſtituirten dieſen Begriffen die Bezeichnungen: Rechte, Anſprüche und Rechtsgewährung. Das Geſchenk, welches ihnen der Kaiſer gemacht hatte, war ihnen noch Vorenthalt, die Duldung ihrer Confeſſion eine Anmaßung, da man ſie, ohne ein Verbrechen zu begehen, ihrer Rechte nicht berauben könne. Dies war die Sprache, welche ein Theil der Bevölkerung führte, für deſſen Menſchenrechte der Kaiſer ſo viele Opfer gebracht, durch deſſen Begünſtigung er ſich den Unwillen der Hälfte ſeiner Unterthanen zugezogen hatte.

Unerschöpflich waren die Fanatiker in Lästerungen gegen den Kaiser. Der Pöbel erlaubte sich die gröbsten Schmähungen. Eines Tags fand man an der neu erbauten evangelischen Kirche zu Wien, wo ehedem Nonnen ihre lateinischen Psalmen gesungen hatten, folgende Schmähschrift angeheftet: „Dieser Tempel war erst zum Dienste des allmächtigen Gottes von dem frömmsten Beherrscher Oesterreichs eingerichtet, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes; aber es plünderte darin die Kirchenschätze, es zerstreute in alle Welt die Gott geheiligten Nonnen — jener Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen, Martin Luthers treuer Anhänger und Nachfolger, Joseph II. Ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verräther der heiligen Kirchengesetze, begünstigt und befördert er selbst alle Ketzereien und ist selbst ein Mann von keiner Religion. Nun hat er, ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel, eben diesen Tempel, unter der Maske der Tugend, zum Sammelplatz der Greuel angewiesen und verkauft!“

Der Kaiser verachtete zwar diese Art der Opposition so sehr, daß er diese Schmähschrift drucken und öffentlich zum Besten der protestantischen Armen verkaufen ließ. Allein er verkannte auch nicht die ernstliche Bedeutung, welche so frevelhafte Beschuldigungen in ihrem Einfluß auf die öffentliche Meinung hatten, und versäumte nicht, in nachdrücklichen Verordnungen sich für die Erhaltung des katholischen Glaubens, der das ganze Volk tief durchdrungen hatte, öffentlich und energisch auszusprechen. Um den Ernst dieses seines Willens zu bethätigen, verfügte er noch mehrere den Uebertritt zur protestantischen Religion erschwerende Beschränkungen der Toleranz, die dann in einem viel strengern Sinne zur Ausübung gebracht wurden; auch kann nicht geleugnet werden, daß diese nachträglichen Erläuterungen und Beschränkungen unheilvolle Verwirrung hervorgebracht und dem Fanatismus neuen Vorwand zu Ungerechtigkeiten gegeben haben. So wurde eine Dame in Siebenbürgen, die Baronin von Wesseleny, die schon bald nach Erscheinung des ersten Toleranzpatents in Gegenwart mehrerer Zeugen als reformirte Christin das Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, gleich-

wohl von ihren kranken Kindern und ihrem Gemahle getrennt und nach Hermannstadt in ein Nonnenkloster gebracht, um sich dort die vorgeschriebene Zeit hindurch in der katholischen Glaubenslehre unterrichten zu lassen. Während dieser Zeit war es ihr nicht gestattet, dem Gottesdienst ihrer Kirche beizuwohnen oder sich des Beistandes eines reformirten Predigers zu bedienen.

Häufig ließ man es geschehen, daß die protestantische Religion verspottet wurde. So stellte man 1783 in Villach eine pöbelhafte Farce dar, indem man das Bild Martin Luthers mit Fastnachtsgeschrei auf einem Schubkarren durch die Stadt auf die Donaubrücke fuhr und dort in den Fluß stürzte.

Minderes Aergerniß veranlaßte die Duldung der Juden, welche zwar nicht in derselben Ausdehnung zum Gesetz erhoben, aber dennoch bis zu einem Grade gestattet wurde, welcher der Bildung und dem Charakter dieser Nation angemessen war. Dagegen verlangte eine neue Secte in Böhmen, welche in mehreren Gegenden Nachahmer fand, die Deisten, Abrahamiten oder Sionisten, öffentliche Duldung.

Achtunddreißigstes Capitel.

Widerstand der Beamten. — Widersetzlichkeit in Tyrol und Ungarn. — Unzufriedenheit der Nation mit dem neuen Gesetz und dessen Vollstreckung. — Plan der Gleichheit der Besteuerung und der Assimilirung des Staatenbundes.

Die Aristokratie versäumte ihrer Seits nicht, alle ihre Macht aufzubieten, um dem Kaiser allenthalben Hindernisse in den Weg zu legen. Die Gleichstellung ihrer Rechte vor dem Gesetz mit dem geringsten Bürger, die öffentliche und schmachvolle Bestrafung verbrecherischer Mitglieder ihrer angesehensten Familien, welche nicht selten zu Zuchthaus, Strafarbeiten, zum Gassenkehren und Schiffziehen verurtheilt wurden, die Einschränkung ihrer Jurisdiction, die Schmälerung ihrer ungesetzmäßigen Einkünfte und die Befreiung ihrer Leibeigenen — alle diese

menſchenfreundlichen, im Intereſſe des Staates und der Civiliſation unternommenen Maßregeln, welche freilich ihre herkömmlichen ſtolzen Begriffe von Würde verletzten, machten den größeren Theil derſelben zu unerbittlichen Feinden des neuen Syſtems. Am feindſeligſten zeigte ſich die Ariſtokratie in Ungarn.

Das ganze Königreich Ungarn, beſonders der Adel, war Anfangs October 1783 in der größten Gährung. Faſt alle Comitate Ungarns hatten dem Kaiſer wiederholte Vorſtellungen gemacht, wegen des Verluſts verſchiedener Rechte und Privilegien; wegen Fortſchaffung der Krone nach Wien; weil der Kaiſer ſich nicht krönen laſſen; weil er die deutſche Sprache in den Tribunalen eingeführt und verſchiedene Perſonen, deren Namen der Nation ſchätzbar ſind, ihre Aemter verloren, weil ſie dieſer Sprache nicht kundig waren, und ihre Stellen mit Deutſchen beſetzt worden; weil man die Conſcription eingeführt und ihre Häuſer und Felder ausmeſſen ließ, um ſie mit Auflagen zu beſchweren, die ihren Rechten und Freiheiten durchaus entgegen wären; weil man endlich durch Einführung der neuen Normalſchulen die ungariſche Nation bis auf die Sprache und den Namen ausrotten wolle. Der ungariſche und ſiebenbürgiſche Adel ſchickte im Auguſt Deputirte an den Kaiſer, die den Auftrag hatten ihn zu bitten: daß die ungariſche Krone wieder nach Preßburg zurückgeſandt würde, daß er ſich krönen laſſe und durch einen förmlichen Eid die Rechte der Nation beſtätige; daß alle Proceduren bei den Tribunalen in ungariſcher Sprache geführt würden und Niemand zu einem Amt gelangen könne, wenn er dieſer Sprache nicht vollkommen kundig ſei; endlich daß ſie ſich verſammeln, auch in allen nöthigen Fällen ihrem Könige Vorſtellung machen könnten. Es ward zwar verſichert, daß der Kaiſer einen Reichstag nach Ofen ausſchreiben und ſich krönen laſſen wolle. Doch blieb dies eine Sage, deren Erfüllung man eifrigſt wünſchte. Viele ungariſche Bauern flüchteten ſich, um dem Kriegsdienſte zu entgehen, in das Gebirge, wo ſie ſich verſteckt hielten.

In der Mitte des October 1788 erließ der Kaiſer durch den Vicepräſidenten des königlichen Statthaltereiraths zu Ofen, Grafen von Zichy, an die Stände von Ungarn eine Requiſition wegen außerordent-

image
not
available

mehrten ſich und die Ausreißer kamen ſelbſt in Folge der Verkündigung eines Generalpardons (1. Mai 1788) nicht wieder zu dem kaiſerlichen Heere zurück.

In Tyrol fand die Conſcription eben ſo wenig Beifall, als in Ungarn. Im Kreiſe von Trient widerſetzte man ſich der Numerirung der Häuſer mit Gewalt und nahm die kaiſerlichen Adler an mehreren Orten hinweg, um ſie zu verbrennen oder zu beſchimpfen.

In Böhmen ward durch die kaiſerlichen Verordnungen der wilde Geiſt des Huſſitenkrieges wieder rege; Proteſtanten und Katholiken verfolgten ſich mit der äußerſten Erbitterung, welche nicht ſelten Ausſchweifungen aller Art und blutige Thätlichkeiten erzeugte. Oefters mußte das Militär einſchreiten, um die beiden ſtreitenden Parteien, von welchen man nicht entſcheiden kann, welche dem Reformator mehr geſchadet hat, zu beruhigen. Selbſt die menſchenfreundliche Strenge, womit Kaiſer Joſeph das Publicum gegen Wucher zu ſchützen ſuchte, gab inmitten der Hauptſtadt Anlaß zu einem Volkstumulte, während deſſen die Bäcker gemißhandelt, ihre Vorräthe geplündert und ihre Familien inſultirt wurden (1788).

Ernſtlicher waren die 1784 ausgebrochenen Unruhen in Siebenbürgen. Dort hatte ſich längſt das Gerücht verbreitet, der Kaiſer wünſche das Volk von der Tyrannei der Edelleute zu befreien, und die Anſtalten, welche er im ganzen Lande traf, beſtätigten dies. Der Druck, der auf dieſen Unglücklichen laſtete, war wirklich ſo groß, daß es nur eines Funkens bedurfte, um den Aufruhr gegen die verhaßten, ſich jede grauſame Willkür erlaubenden Edelleute zu entzünden. Des Kaiſers offenbare Abſicht, der Despotie des Adels zu ſteuern, hatte dieſen in Siebenbürgen nur noch mehr gegen die misera contribuens plebs aufgebracht. Als endlich die Conſcription angeordnet wurde, ſah man dieſe Anſtalt für die Errichtung einer Grenzmiliz an und folgerte daraus, daß es nun an der Zeit ſei, ſich der verhaßten Hofdienſte zu entledigen. Unter ſolchen Umſtänden ward es einem verſchmitzten Aufwiegler Namens Nikolas Urſz, bekannter unter dem Namen Horjah, leicht, die Menge zum Aufruhr gegen die Edelleute zu bewegen. Er verſammelte durch ſeine Popularität eine Rotte von 500 Walachen im

Hunyader Comitat, welchen er ſich als einen beſonders begünſtigten Abgeſandten des Kaiſers ankündigte. Bei der Unwiſſenheit des Volks gelang es ihm ohne große Mühe, mit Hülfe einer ſogenannten Gnadenkette, woran ein Bildniß des Kaiſers hing, und einer mit goldenen Buchſtaben verſehenen Schrift, die er ein kaiſerliches Patent nannte, ſeine Angabe glaubwürdig zu machen und ſich Gehorſam zu verſchaffen. Er behauptete, daß ihn der Kaiſer beauftragt habe, gegen die Edelleute das Volk in die Waffen zu rufen, und überredete den Haufen, ihm nach Karlsburg zu folgen, wo man das nöthige Kriegsgeräth zu holen hätte. Leicht entflammte ſich der lange verhaltene Grimm der Landleute zur größten Wuth, welche noch vermehrt wurde, als der Vicegeſpann (Kreisobrigkeit) Hollaki ihnen drei Stuhlrichter mit einer unzulänglichen Zahl von Comitatſoldaten entgegenſchickte, um ſie auseinander zu treiben. Die Empörer ſiegten leicht über dieſen Widerſtand, ermordeten die Stuhlrichter und übten auf den Schlöſſern der meiſt geflüchteten Edelleute unerhörte Gräuel aus. In kurzer Zeit wuchs der Haufe der Empörer bis auf 5000 Walachen an, die nun in der drohendſten Verfaſſung vor dem befeſtigten Dewa erſchienen (4. November), wo ihnen 100 Huſaren den Uebergang über die Maros nicht wehren konnten. Zwar wurden ſie hier von den entſchloſſenen Einwohnern der Stadt empfindlich geſchlagen, allein ihre Uebermacht ſicherte ihnen die Möglichkeit der Fortſetzung ihrer Ausſchweifungen. Mehr als 120 Edelleute wurden in den erſten Tagen grauſam ermordet und Ungarns benachbarte Grenzen bedroht. Das Räthſelhafte und Plötzliche dieſer Auftritte verzögerte das Einſchreiten der bewaffneten Gewalt gegen die Aufrührer ſo lange, bis alle gütlichen Mittel zur Herſtellung eines Vergleichs zwiſchen den ungerechten Edelleuten und den Aufrührern erſchöpft waren. Man erwartete überdies Verhaltungsbefehle von dem Kaiſer, deſſen Anſehen man ſo ſehr mißbrauchte. Dieſe kamen endlich an und gaben den Generalen Fabris, Graf Pankowicz und Papilla unumſchränkte Vollmacht. Auf den Kopf Horjahs wurde ein Preis von 300 Ducaten geſetzt, wogegen Horjah 600 demjenigen verſprach, der einen Verräther anzeigen würde; gegen den verführten, durch den unerträglichſten Druck grauſam geſtimmten Haufen wurde alle mögliche Scho-

nung empfohlen. Auch erforderte es die Lage der Dinge, den zur Ordnung Zurückkehrenden eine vollkommene Amneſtie zu verſprechen — eine Schonung, die von den Edelleuten, welchen man 264 Sitze zerſtört hatte, ſehr getadelt wurde.

Indeſſen bewirkten dieſe Anordnungen doch eine baldige Unterdrückung des ganzen Aufſtandes, der ſchon einen Anhang von 15,000 Mann um Horjah verſammelt hatte. Die meiſten Rebellen kehrten in ihre Heimath zurück, und Horjah ſetzte ſeine Bemühungen, das Land zu inſurgiren, nur mit geringen Kräften fort. Anfangs beharrte er hartnäckig auf ſeinem Vorgeben, der Kaiſer habe ihn zu ſeinem Werk beauftragt, indem er verſicherte: „der Kaiſer würde ſchon bei ihnen ſein, wenn ihn nicht die Ungarn mit einer im Lande graſſirenden Peſt belogen hätten; er würde aber in drei Wochen gewiß kommen und ihnen befehlen, was ſie zur gänzlichen Vertilgung der Ungarn weiter zu unternehmen hätten.“ Später indeſſen änderte er ſeine Ausſagen und überließ ſich den abenteuerlichſten Plänen, welche ſich, gleich ſeinen Angaben, womit er das Volk täuſchte, immer widerſprachen. Dem Adel ſoll er, aus eigener Machtvollkommenheit oder im Namen des Kaiſers, Frieden angeboten haben unter der Bedingung, daß er allem Geburtsrecht entſage, das Eigenthum mit den Walachen theile, bis zur Krönung eines Königs Horjah als Generalcapitän anerkenne, ihm Gehorſam gelobe und zur griechiſchen Religion übertrete. Mit 2000 Mann, welche Horjah am Ende des Jahres bei Topanhalva noch beiſammen hatte, wollte er nicht nur Siebenbürgen erobern, ſondern vereinigt mit den türkiſchen Walachen das alte römiſche Reich wieder herſtellen. Dieſer elende Aufruhr, unter Anführung eines rohen, unwiſſenden Menſchen, das iſolirte Unternehmen einer barbariſchen Rotte, deren grauſame Rohheit nur eine Folge der Sclaverei war, in der ſie die Edelleute erhielten, ward dennoch von den Letzteren dem Kaiſer zur Laſt geſchrieben, weil er die Rechte der Menſchen zu vertheidigen ſich zum Hauptgeſchäft ſeiner Regierung gemacht, ſich zur Unterdrückung des blutigen Aufruhrs gegen ein unglückliches, bethörtes Volk nicht der landesüblichen Mittel bedient und das Blut von Tauſenden zu vergießen Anſtand genommen hatte!

So erzeugte Joſephs großherzige Geſinnung ſeinem Wirken Hinderniß auf beiden Seiten; denn während die Bauern ſeinen Willen ſo ſehr verkannten, in ſeinem Schutz Aufmunterung zur Rebellion zu erblicken, ſahen die Edelleute, ſtatt eines Freundes der Menſchheit, nur einen Feind ihrer Vorrechte und einen Beſchützer ihrer Mörder in ihm.

Horjah nahm ein elendes Ende. Nachdem er ſich zum **Dux Chrysialis** und nachher zum **rex Daciae** ernannt hatte, nachdem er den Generalpardon, welchen der griechiſche Biſchof Neketitſch im Namen der Regierung anbot, verworfen hatte, war er durch die kaiſerlichen Regimenter ſo in die Enge getrieben, daß er ſich gezwungen ſah, ſeine Rotte zu verlaſſen und ſich flüchtig zu machen. Am 3. Januar wurde er von ſechs Walachen eingebracht und kurz darauf gerädert.

Unter den falſchen Wirkungen, welche die Reformen Joſephs hervorbrachten, war eine der auffallendſten die Reaction der Preſſe oder die feindſelige Wirkung der geiſtigen Kräfte der Nation, welche Joſeph eigenhändig entfeſſelte. Wie aus Pandora's Büchſe ſtiegen aus dem geöffneten Schacht der Meinungen und Gedanken unheilvolle Mächte, die das Haupt ihres Befreiers bedrohten. Joſeph war der Erſte, welcher unter der vermehrten Freiheit der Preſſe leiden mußte. Ungeſchickte Wortführer einerſeits und unbeſcheidene Tadler andererſeits verbreiteten die ſchädlichſten Meinungen über des Kaiſers Plan und Wirken unter dem Publicum. Es bedienten ſich der Preſſe abwechſelnd fanatiſche Prieſter, Exjeſuiten, Schmeichler, Phantaſten, Pasquillanten und Thoren. Die Gelehrten, eine Claſſe Menſchen, welche Joſeph nie ſonderlich geliebt hat, weil er von ihrem Charakter keine erfreulichen Proben erhielt, waren der Mehrzahl nach Gegner ſeiner Einrichtungen. In dieſem Zeitalter der Theorien gab es wenige Männer von praktiſcher Einſicht, welche den Kampf des großherzigen Willens Joſephs mit der Nothwendigkeit zu würdigen wußten. Was Joſeph unternahm, war Jenen, welche ſich für Freunde der Aufklärung ausgaben, zu wenig, der Gegenpartei aber zu viel. In dem einen oder anderen Sinne ſprachen ſich alle Beurtheiler ſeiner Werke aus. Ein Wiener Buchhändler, mit dem ominöſen Namen Wucherer, betrieb eine einträgliche

Speculation mit Schmähschriften gegen den Kaiser. Das Publicum wurde mit einer ungeheuren Menge der abscheulichsten Producte von Schwachköpfen und feilen Zungendreschern überhäuft; ein Heer müßiger Vagabunden wanderte aus Deutschland ein, um hier ein Eldorado für diesen schändlichen Zweig der Betriebsamkeit zu finden. In einen solchen Abgrund von Abscheulichkeit und Gemeinheit versank die damalige Tagesliteratur, daß viele der besseren Geister die Feder niederlegten, um auch nicht den geringsten Schein der Gemeinschaft mit den improvisirten Schriftstellern, welche die Presse damals schändeten, auf sich fallen zu lassen.

Wie er mit Schmähungen von der Presse überschüttet wurde, als er diese befreite, so schrieen alle über heilloses Unrecht, als er, um Gerechtigkeit zu üben, die Gleichheit vor dem Gesetze einführte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das neue Strafgesetz Vergehungen hingehen ließ, welche einst mit dem Rade bestraft wurden, und Handlungen schwer bestrafte, welche man gar nicht für Verbrechen zu halten gewohnt war. So war, um ein Beispiel für Hunderte zu geben, die beliebte Gewohnheit der Staatsbeamten, sich durch Bestechungen und Accidenzien auf Kosten des Staats zu bereichern, in den Augen der damaligen Zeit so unsträflich, daß man erstaunte, als Joseph sie mit großer Härte ahndete. Den meisten Tadel aber fanden Strafen über Solche verhängt, welche sich für unstrafbar hielten. Joseph versäumte nicht, von beiden unerhörten Neuerungen auffallende Beispiele zu geben.

Seine strenge Justiz erregte bei einer solchen Gelegenheit die größte Unzufriedenheit des Adels, der durch Josephs Reformen, besonders durch die physiokratische Steuerregulirung, in seinem Eigenthum und seiner Herrlichkeit sich ohnehin nicht wenig gekränkt sah. Der junge Graf von Podstatzky-Liechtenstein ließ sich von seinem Hang zur Verschwendung so sehr beherrschen, daß er mit den ihm jährlich ausgesetzten Einkünften nicht mehr ausreichte und verzweifelte Mittel ergriff, sich Geld zu verschaffen. Gedrängt von seinen Gläubigern, suchte er durch Verfertigung falscher Banknoten sich aus seiner Bedrängniß zu retten. Kaiser Joseph, von seinem schlechten Lebenswandel und wahrscheinlich auch von seiner Beschäftigung unterrichtet, berief ihn zu sich und warnte

ihn nachdrücklich vor allen Handlungen, welche der Ehre ſeiner Familie nachtheilig werden könnten; allein der leichtſinnige Verbrecher mißachtete den gegebenen Wink, bis die Sache zur öffentlichen Unterſuchung kam und der Kaiſer ſich gezwungen ſah, alle Strenge ſeiner unnachſichtlichen Geſetze gegen den Fälſcher eintreten zu laſſen. Verrathen von ſeinem Kammerdiener, wie Viele meinen, ſeinem Verführer, ward Graf Podſtatzky zum öffentlichen Gaſſenkehren und zum Schiffzug verurtheilt, welche Strafe ihm bald den Tod brachte. Obgleich nun der Kaiſer ſich bemühte, den durch dieſe ſchmachvolle Strafe auf die Familie des Grafen gefallenen Schandfleck dadurch zu tilgen, daß er ſeinen Vater zur Tafel zog und öffentlich auszeichnete, ſo war doch der Eindruck, den dieſes rückſichtsloſe Verfahren gegen einen Adeligen auf alle gebildeten und bevorrechteten Stände machte, unauslöſchlich. Die angeſehenſten Familien des Kaiſerſtaates nährten von nun an einen tiefen Groll gegen den Beleidiger ihrer Ehre, und es geſtaltete ſich jetzt unter den höheren Ständen die faſt gemeinſame Anſicht von dem Charakter der Regierung Joſephs, welche noch jetzt ziemlich herrſchend iſt: daß Joſeph II. ein Despot ſei. Joſeph vertheidigte ſich gegen ſolchen Vorwurf durch folgende Argumentation: „Laſter iſt einmal Laſter. Wie ſoll ſich ein ſolcher ſeiner Strafe ſchämen, der ſich nicht ſchämte, das Laſterhafte zu begehen? Will ein Laſterhafter unter Laſterhaften einen Vorzug haben, ſo ſtrafe man ihn um ſo härter, weil er der Laſterhafteſte, der Abſcheulichſte iſt. Nur der Tugend wartet Belohnung. Wollte man Laſterhaften ihrer Perſon wegen Vorzüge einräumen und ſie nicht ganz die Strafe ihres Laſters fühlen laſſen, was würde dann Gerechtigkeit ſein? Und hieße das nicht das Laſter in der Perſon belohnen?“

Allein das praktiſche Leben erhob ſich nicht bis zu dieſen Anſichten. Obgleich man dem Volk begreiflich zu machen ſuchte, daß die Entehrung einer Strafe niemals Rang, Stand und Namen als das Gemeingut Anderer treffen könne, weil der Verbrecher derſelben beraubt werde, beharrte das Vorurtheil bei ſeinen Begriffen. Das Publicum fand ſogar beſonderes Gefallen daran, alle Verbrecher bei Rang und Titel zu nennen, ſprach von dem Grafen, welcher zum Schiffzuge, von dem Obriſten, der zum Pranger, von dem Hofrath, der zum Gaſſenfegen

verurtheilt worden war. Der Pöbel fand hierin eine süße Rache für seine eigene Niedrigkeit.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch, eines der rühmlichsten Werke des Kaisers, war ebenfalls ein Gegenstand der schärfsten Ausstellungen. Nach demselben wurden alle drei Stände gleichmäßig gerichtet, wenn auch von verschiedenen Behörden, doch von demselben Gesetze; nach demselben wurde die Veräußerung der Majoratgüter und Fideicommisse gestattet, wenn die ursprüngliche Schätzungssumme verzinslich in den Staatsschatz niedergelegt wurde; nach demselben wurden die Allodialgüter unter alle Brüder und Schwestern gleich vererbt; nach demselben wurden jene Großen, welche nicht wenigstens sechs Monate jährlich in den Erbstaaten wohnten, verpflichtet, die doppelte Steuer zu entrichten. Diese Einrichtungen fanden besonders beim hohen Adel das äußerste Mißfallen und verfeindeten dem Kaiser die mächtigsten Familien, welche sich nicht selten der unzufriedenen Geistlichkeit anschlossen, um gemeinschaftlich dem Kaiser entgegen zu arbeiten.

Den meisten Anstoß fand Josephs II. bürgerliches Gesetzbuch von Seiten der herrschenden sittlichen Begriffe, welche noch häufiger dem beleidigten Interesse znm Vorwande dienten. Höchst unbillig erschien das Gesetz, daß uneheliche Kinder ihre ledigen Eltern als rechtmäßig beerben sollten, zweitens, daß die Erzeugung unehelicher Kinder die ledigen Eltern an einer andern Verheirathung hindern könne, durch welche Gesetze Joseph II. die Ehe befördern und die so überhandnehmenden Verführungen der Bürgerstöchter durch Hochadelige verhindern wollte. Man rügte als Verletzung des Anstandes und des väterlichen Ansehens folgendes Gesetz: der Vater hat die Nutznießung des kindlichen Vermögens nicht, sondern er ist wie ein anderer Vormund dasselbe zu versichern und darüber Rechnung abzulegen schuldig. Höchst ärgerlich fand man das Gesetz gegen den Ehebruch, worin verordnet wird, daß sich bei demselben die Behörde niemals von Amtswegen einmischen solle, außer wenn der beleidigte Theil Klage führte, doch wäre auch dieser nicht mehr zu hören, wenn er die Beleidigung ausdrücklich oder durch fortgesetzte eheliche Beiwohnung verziehen hätte. Die Strafe des Ehebruchs war körperliche Züchtigung oder dreißigtägiges Gefängniß. Dieses Ge-

ſetz war allerdings, von dem alten Geſichtspunkt der Geſetzgebung aus betrachtet, wirklich heillos, denn es ſprach deutlich aus, daß die Gerichte nicht befugt ſeien, kirchliche Vergehungen zu ahnden, und der Ehebruch nur als Vertragsbruch zu betrachten ſei.

Der Gleichheit vor dem Gerichte ſollte nach Joſephs großem Hauptplan die Gleichheit in der Beſteuerung entſprechen, allein die Geſetze dieſer Tendenz fanden im Leben wo möglich noch größere Schwierigkeiten, denn ſelbſt unter Jenen, welche ihr Anſehen dem Gleichheitsprincipe des Reformators zu unterwerfen bereit waren, gab es nur Wenige, welche die Gleichheit der Laſten billigen wollten, wenn ſie die ihrigen vermehrte. In Ungarn beſtand ſeit Jahrhunderten die Gewohnheit, das Volk alle Laſten tragen zu laſſen, weshalb es auch von der oberherrlichen Nation der Edelleute den kläglichen Namen **misera contribuens plebs** erhielt. Und wahrhaft erbärmlich war auch der intellectuelle Zuſtand dieſes Volks, das ſich von ſeinen Zwingherren in der That überreden ließ, daß die Freiheit der ungariſchen Nation, welche nicht anders beſteht, als neben der ſchändlichſten Sclaverei der Landleute, ein koſtbares Gut ſei, und daß man die rothen Zahlen bei der Häuſerzählung nur darum an ihre Wohnungen ſchreibe, um eins nach dem andern an Ausländer zu verſchenken! Die unglücklichen, herabgewürdigten, durch Prügel und Noth ſtumpfſinnigen Sclaven dieſes Landes, welche unter jener Benennung verſtanden werden, waren in zwei Parteien getheilt, deren eine, die Despotie der Edelleute und ihre Unrechtmäßigkeit wohl begreifend, aber den Kaiſer mißverſtehend, die Edelleute zu erſchlagen, deren andere, den Kaiſer und die Edelleute verkennend, ſich für die Freiheit der Nation gegen den Erſteren aufzulehnen bereit war.

In Böhmen wurde die menſchenfreundliche Abſicht des Kaiſers vom Volke nicht minder verkannt und vom Adel getadelt, und die Steuerregulirung fand in allen Erbſtaaten von allen Seiten Widerſtand. Zuerſt von den Hofſtellen, welche die Schwierigkeiten derſelben und die daraus für den Kaiſer erwachſenden Gefahren vorausſahen. Graf Chotek, damaliger Kanzler, einer der treueſten Diener des Kaiſerhauſes, aber ſeiner Ueberzeugung nach kein Freund ſolcher Reformen, welche die Sicherheit des Thrones und durch Erſchütterung einer Hauptſtütze

des Staates diesen selbst bedrohten, widersetzte sich mit aller Hartnäckigkeit eines treuen Dieners, der seinen Herrn an einer Unbesonnenheit zu hindern sucht, dem neuen Plane der Steuerregulirung, welche in der That zu den unglücklichsten und unzeitgemäßesten Unternehmungen des Kaisers gehört. Als alle seine Vorstellungen fruchtlos blieben und der Kaiser seinen Warnungen kein Gehör gab, dankte er ab. Zur Entschuldigung der Mißachtung eines so wohlgemeinten Rathes dient eine Aeußerung des Monarchen, welche zeigt, daß er weiter in die Zukunft gesehen habe, als seine scharfsichtigsten Zeitgenossen, welchen die Gewalt des Volkes ganz aus dem Gedächtniß geschwunden war. „Lieber Chotek," sagte Joseph, „ist es nicht besser, wir lassen den Bauern noch etwas, als daß sie uns gar nichts geben?" Chotek erwiderte: dies wäre nicht zu fürchten, da man die Widerspenstigen zur Entrichtung der Abgaben zwingen könnte. „Mit Gewalt?" sagte der Kaiser ernsthaft, „die physische Gewalt besteht beim dritten Stande. Glauben Sie mir," fuhr er scherzend fort, „wenn der Bauer nicht will, so sind wir alle pritsch." Auf die Resignation des Grafen schrieb Joseph folgendes übellaunige Billet: „Mein lieber Graf Chotek! ich bin zu sehr gewohnt, überall nur Undank einzuernten, als daß mich Ihre Resignation befremden sollte. Ich nehme sie an."

Indessen waren die unmittelbaren Wirkungen der Steuerregulirung höchst verkehrt. Anstatt Gleichheit und Billigkeit herbeizuführen, ward sie eine Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten. Sie paßte nirgends hin, beleidigte viele Interessen, gab Anlaß zu Verwirrung und Mißverständniß; das Ausmessungsgeschäft, worauf einzig und allein die Billigkeit der neuen Einrichtung beruhte, ward von schlechten und unkundigen Beamten sehr nachlässig betrieben.

Nichts aber erregte den Nationalunwillen in manchen Erbstaaten mehr als der Hauptplan des Kaisers, den Staatenbund zu assimiliren und durchgehends gleichförmig zu gestalten. Die königlichen Commissäre und Administratoren, welche die Gleichförmigkeit bewirken sollten, wurden von den laut murrenden Magnaten mit Haß aufgenommen. Es verlautete sogar, daß sie gegen solche Usurpation auswärtige Hülfe nachgesucht hätten. Viele hießen laut Josephs Regierung ein Interregnum

und erklärten die Unterbrechung der Erbfolge — filum ruptum successionis. Die deutſche Sitte und Sprache, welche Joſeph in Ungarn begünſtigen wollte, war nie mehr verhaßt als damals, und die deutſchen Einwanderer erfuhren Mißhandlungen und Verfolgungen aller Art.

Weniger Widerſtand fand das Syſtem der Aſſimilirung in Böhmen. Das Unterbleiben der Landtage in Ungarn und Böhmen hingegen erregte auch hier Unzufriedenheit. Die Stände gingen ſo weit, ihrem König die verlangte Auslieferung der Krone zu verweigern, mit den Worten: „Der König ſoll da ſein, wo die Krone iſt, nicht die Krone dort, wo der König iſt.“

Neununddreißigſtes Capitel.

Empörung der Niederlande. — Verfaſſung der öſterreichiſchen Niederlande. — Die belgiſche Kirche. — Erſte Zeichen der Unzufriedenheit. — Aufruhr in Löwen und Brüſſel. — Die niederländiſchen Deputirten in Wien.

Die grimmigſte Gegenwehr fand Joſeph und ſein Umgeſtaltungswerk in den öſterreichiſchen Niederlanden. Von jeher war der Beſitz dieſer Provinz für das Haus Oeſterreich ein ſehr ſchwieriger, ja ſogar ein unheilvoller. Er war in den Händen der öſterreichiſchen Fürſten eine gefährliche Waffe, die mit der äußerſten Vorſicht bewacht und gehandhabt werden mußte, wenn ſie nicht zum Verderben ihres Beſitzers gereichen ſollte; ja ſelbſt bei aller Behutſamkeit konnte ein leichter Zufall den Eigner verwunden. Allein dieſer Beſitz war ſo koſtbar als gefährlich, daher das Haus Oeſterreich ihn mit aller ſeiner Macht behauptete. Joſeph II. kannte ſowohl ſeinen Werth als ſeine Gefahren. Die letzteren waren um ſo größer für ihn, da er ein gefährliches Werk unternahm und ſich gefährlicher Mittel bedienen mußte, um es zu fördern. Es war ein kühner Entſchluß, eine Provinz zu reformiren, die ſo ſchwer zu behaupten war, und ein heilloſes Wagniß, die Nationalität eines

starrsinnigen Volkes aus ihrer unbekümmerten Ruhe aufzuwecken, um ihr Gesetze aufzudringen, die trotz ihrer Zweckmäßigkeit für sie dennoch Fesseln waren.

Die Verfassung dieser Provinz, auf bloßes Herkommen gegründet und in unzählige locale Freiheiten und Rechte zerstückelt, war eine der monströsesten und widersinnigsten in ganz Europa. Jede Landschaft, ja sogar manche Städte und Bezirke bildeten einen oberherrlichen Staat von besonderen Rechten und Freiheiten, welche jedoch meist nur herkömmlich und in keine organische Verfassung vereinigt waren. Nur Brabant und Limburg besaßen eine Art Verfassungsurkunde in der bekannten Joyeuse Entrée, welche wunderliche Bestimmungen enthielt, aber wegen der dem Volke darin zugesicherten Freiheiten der Stolz der Niederländer war. In dieser Urkunde ward dem Herrscher verboten, Fremdlingen einheimische Aemter zu ertheilen, Niederländer außer Landes vor Gericht zu ziehen und den Ständen des Landes die Redefreiheit zu beschränken. Am Schluß derselben befand sich eine ähnliche Clausel, wie die in dem Eide des Königs Andreas von Ungarn, worin dem Volk das Recht ertheilt wurde, seinem Beherrscher den Gehorsam aufzukündigen, wenn dieser seine Freiheiten antasten sollte, und zwar auf so lange, bis er seine Beschwerden abgestellt haben würde. Mit dieser beschränkten Obergewalt besaß der Herrscher der Niederlande die Titel: Herzog von Brabant, Luxemburg und Geldern, Graf von Flandern, Hennegau und Namur, Herr von Mecheln und Dornick. Mit Ausnahme von Flandern, wo der Adel ausgeschlossen war, wählten alle übrigen Staaten ihre Stände aus der Geistlichkeit, dem Adel und der Bürgerschaft, und diese Volksrepräsentation theilte in Abwesenheit des Fürsten ihre Obergewalt mit dem Oberstatthalter. Dieser war gewöhnlich ein Mitglied der kaiserlichen Familie und es stand ihm ein bevollmächtigter Minister zur Seite, der sein Rath und Stellvertreter war und in Abwesenheit des Oberstatthalters mit geringer Einschränkung dessen Macht ausübte. Im Anfang der niederländischen Unruhen theilte die österreichische Erzherzogin Christine das Statthalteramt mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Sachsen-Teschen.

Die niederländische Kirche ward ausschließlich von den Jesuiten

beherrſcht. Verbündet mit den päpſtlichen Nuntien, beförderten ſie von jeher den ſtarrſten Ultramontanismus. Von dem Augenblick der Flucht van Espens an, der in einem Alter von 82 Jahren im Auslande vor ihren Verfolgungen Schutz ſuchte, bemächtigten ſie ſich der hohen Schule zu Löwen, wo van Espen Lehrer war, und überwachten durch dieſelbe die Rechtgläubigkeit der Niederlande. Die Aufrechthaltung der Bulle Unigenitus war in ihrem theologiſchen Lehrſyſtem ein Hauptartikel. Die hohen Prälaten und die Kloſtergeiſtlichkeit herrſchten im üppigſten Wohlleben über das ganze Land, während die Weltprieſter ſehr unterdrückt wurden und in geringem Anſehen ſtanden. In dieſem bedrängten Zuſtand ſuchte ſchon Maria Thereſia der niederländiſchen Kirche aufzuhelfen und ſandte nach Löwen, das ſeinen alten Ruhm immer mehr verlor, den aufgeklärten Profeſſor Stöger, um durch ihn beſſere Grundſätze zu befördern. Die Erbſtatthalterin Chriſtine folgte dieſem Beiſpiel, indem ſie dem Profeſſor Le Plat auftrug, aus allen alten und neuen Schriften jene Grundſätze und Lehren zuſammenzufaſſen, welche geeignet wären, die herrſchenden Anſichten über Religion und Kirche dem wahren Geiſte des Chriſtenthums gemäß zu läutern und den Jeſuiten entgegenzuwirken. Allein dadurch wurde dieſer Orden nur aufgereizt, alle ſeine weit verzweigten gefährlichen Kräfte in Bewegung zu ſetzen, um dieſe ihnen drohende Gefahr abzuwenden, und ſie bedienten ſich zu dieſem Zwecke eines ſehr geſchickten Werkzeuges, Namens Xavier Feller, der von Lüttich aus, wo er unter dem Schutze des Biſchofs ſtand, die Regierung von Brüſſel öffentlich tadeln, ihre angeſtellten Lehrer der Ketzerei beſchuldigen und das Volk gegen ſie aufreizen mußte. Zugleich wurde der ſchwache Erzbiſchof von Mecheln für dieſe ſchlechte Sache gewonnen, denn ſein Anſehen und ſein Einfluß waren bedeutend.

Cardinal Frankenberg trug nicht das geringſte Bedenken, das Volk durch Hirtenbriefe aufzuwiegeln, die er von Zeit zu Zeit in ſeinem Kirchſprengel bekannt machte, worin er namentlich gegen jene Biſchöfe ſich ereiferte, welche es gewagt hatten, im Geiſte der von dem Kaiſer unternommenen Reformation zu wirken.

Die Geiſtlichkeit brachte das Volk bald dahin, daß es des Kaiſers

Einrichtungen gleich anfangs mit Mißtrauen aufnahm. Joseph, von den Irrthümern desselben unterrichtet, zeigte sich auch anfänglich geneigt, seinem natürlichen Ungestüm zu entsagen und den Fortgang seiner Anstalten in den Niederlanden so lange zu suspendiren, bis es der statthalterischen Regierung gelungen sein könnte, das nöthige Verständniß des kaiserlichen Willens zu befördern. Dieser Aufschub war jedoch keine Zurücknahme der Maßregel, denn da alle Verordnungen des Kaisers das Wohl der belgischen Provinzen zu befördern bestimmt waren, so zweifelte er nicht, daß die Dankbarkeit des Volkes sein Werk begünstigen werde, sobald es von dessen Nutzen Ueberzeugung gewonnen, und fuhr fort, in Flandern und Brabant das Werk der Reformation mit Ernst zu betreiben. Nächster Zweck derselben war die Bildung des Clerus, welcher einst das von dem Kaiser begonnene Werk vollenden, die Wurzeln der neuen Kirche durch eine vernünftige Lehre in die Herzen der nächsten Generation senken und die Aufklärung des ganzen Volkes bewirken sollte. Demzufolge wurden die beiden Seminarien zu Löwen und Luxemburg den 1. November 1786 eröffnet, und Niemand ahnte in den übrigen Erblanden, daß eine so wohlthätige, zweckmäßige und wahrhaft religiöse Einrichtung die geringste Unruhe erregen könnte. Allein die unzufriedene, im Geheimen thätige Geistlichkeit wußte die Gemüther der leicht erregten studirenden Jugend so aufzureizen, daß schon fünf Tage nach Eröffnung der Vorlesungen ein förmlicher Aufruhr entstand, wobei der Eine „recht auf belgische Art nach gutem Brod und Bier, der Andere nach guter Seelennahrung rief.“ Der Erzbischof von Mecheln versäumte seinerseits nicht, Schwierigkeiten gegen das Seminarium zu erheben, während eine Schaar irregeleiteter Knaben das Geschrei erhob, die Religion sei in Gefahr. Die neu angekommenen Lehrer, besonders der Professor Stöger, wurden mit Steinwürfen gemißhandelt und der königliche Commissär le Clerc mit Waffen angefallen. Schon machten die Einwohner von Löwen Miene, an dem Aufruhr Theil zu nehmen, als das Militair ihn dämpfte. Das Regiment Murray ward nach Löwen gesandt, und man brachte 25 Studenten ins Gefängniß, während die übrigen unter strengere Disciplin gestellt wurden.

Die Statthalterſchaft zu Brüſſel fand ſich indeſſen in Erkenntniß der wahren Quellen dieſes Aufruhrs bewogen, den Vorfall und die Beſchwerden mit möglichſter Milde zu unterſuchen, wobei es ſich denn herausſtellte, von welchen Händen der jugendliche Muthwille zum Werkzeug benutzt worden war.

Nächſt der Geiſtlichkeit erhoben das meiſte Geſchrei die Adligen, die Advocaten, Procuratoren und Juſtizbeamten, welche durch die Neuerungen ſich in ihrem Intereſſe am meiſten verletzt ſahen. Beſonders war es der Rath von Brabant, der nicht ſo bald die Mißbräuche verſchwinden ſah, von welchen er große Vortheile genoß, als er ein widerſpenſtiges Betragen annahm, das an den meiſten nachherigen Unfällen Schuld war. Hätte man dieſe unzufriedenen Claſſen durch angemeſſene Entſchädigungen zum Schweigen gebracht, ſo hätte der Ausbruch einer Revolution vielleicht durch Güte verhütet werden können, allein die Entfernung des Kaiſers und die Unſicherheit des Statthalters veranlaßten eine Vernachläſſigung dieſer Vorſicht, welche ſpäter durch nichts erſetzt werden konnte.

Der Widerſtand war in äußerſt kurzer Zeit durch Vereinigung, Complott und Aufwiegelung organiſch, und ſchon am 27. April 1787 verſammelten ſich die Stände von Brabant, um der Sitte nach der Regierung die Subſidien zur Beſtreitung der Verwaltung wegen der Verletzung der **Joyeuse Entrée** zu verweigern. Damit ſich nicht begnügend, überreichten ſie am 26. deſſelben Monats der Statthalterin eine Vorſtellung, worin ſie die Punkte berührten, welche ſie als eine Verletzung der **joyeuse Entrée**, die der Kaiſer 1781 beſchworen, betrachten zu dürfen von ſchlecht geſinnten Advocaten überredet worden waren. Dieſe Vorſtellung enthielt neun Forderungen, die ſie als Bedingungen der Subſidienverwilligungen an die Regierung ſtellten. Der Rath von Brabant ſollte aufrecht erhalten werden. Die Macht der neuen Kriegshauptleute wollten ſie beſchränkt wiſſen. Ueber keinen Niederländer ſollte außer Landes Gericht gehalten werden. Auch beſtanden ſie auf einer Deputation der Stände. Sie wollten keine Aufhebung der geiſtlichen Stifter, auch keine Commendaturäbte. Die Vorrechte der Städte ſollten unverletzbar ſein. Die Grundherren ſollten

ihre Gerichtsbarkeit behalten. Alle Beamten ſollten ſo beſchaffen ſein, wie es die joyeuse Entrée fordert. Sie machten Anſpruch auf Entſchädigung für diejenigen, die bei den Veränderungen gelitten hätten.

Am 30. Mai 1787 bewirkte man ſchon einen neuen Volksauflauf, und die Stände reichten ein neues Geſuch ein, worin ſie eine augenblickliche, unzweideutige Erklärung verlangten, daß alle Neuerungen zurückgenommen und alle verhaßten Perſonen aus dem Rathe der Statthalterin entfernt werden ſollten. Dieſe ließ ſich einſchüchtern und verwilligte, das Aeußerſte befürchtend, faſt gezwungen, Alles was man verlangte. Den folgenden Tag feierte das Volk von Brüſſel dieſen Triumph mit unbegrenztem Jubel; alle Kanonen auf den Wällen wurden gelöſt, alle Glocken geläutet und des Abends führten 600 junge Brabanter den Wagen des Statthalters unter lautem Jubelgeſchrei ins Theater. Aus den Provinzen liefen unzählige Dankadreſſen ein. Dieſe unanſtändige Freudenbezeugung war einer Verhöhnung um ſo ähnlicher, da die gegebenen Zugeſtändniſſe abgedrungen waren; denn das Zeichen, welches man dem verſammelten Volke gab, als die Erzherzogin eben unterſchrieb, bewies hinlänglich, daß man ſich zu Gewaltthaten verſchworen hatte. In der That war die joyeuse Entrée, deren angebliche Aufrechthaltung dieſen Auftritt veranlaßte, durch die kaiſerlichen Verfügungen gar nicht verletzt worden, und die Schrift eines aufgeklärten Niederländers bewies, gegen die Anſchuldigungen eines Grafen La Marche, der in der Ständeverſammlung den Kaiſer der Despotie beſchuldigt hatte, daß ſich bei genauer Prüfung alle Anſtalten des Kaiſers mit den niederländiſchen Freiheiten recht wohl vertrügen.

Was die Freunde des Kaiſers, welche mit den wahren Quellen der Nationalbewegung vertraut waren, ſogleich vorausgeſagt, traf richtig ein. Die Nachgiebigkeit der Statthalterin erfüllte, anſtatt den Widerſtand der Stände zu tödten, ihn im Gegentheil mit dem Geiſte ſtolzer Zuverſicht und rebelliſchen Trotzes. Unter dem Vorwande, daß noch immer nichts entſchieden ſei, weil die Beſtätigung des Kaiſers fehle, beharrten ſie bei Verweigerung der Subſidien. Thätiger als je betrieb die Geiſtlichkeit die Aufwiegelung des Volks. Von Lüttich her wurden unzählige Aufrufe und Pasquille über die Niederlande ausge-

ſtreut. Die niedere Geiſtlichkeit ſuchte durch den Beichtſtuhl, und indem ſie die Häuſer der Familien beſuchte, den Fanatismus des Volks immer mehr zu erregen. Allenthalben wurden öffentliche Auftritte veranſtaltet, und bei den unbedeutendſten Anläſſen entſtanden Aufruhrſcenen.

Inzwiſchen kam Joſeph II. von Cherſon zurück und gab auf die Vorſtellungen der Stände folgende Antwort: „Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorſtellungen vom 22. Juni vorgelegt, und ich will mir noch gefallen laſſen, über den Inhalt derſelben durch Gegenwärtiges euch zu ſagen, daß es nie meine Abſicht war, die Landesverfaſſung meiner niederländiſchen Provinzen umzuwerfen. — — Die Kreishauptmannſchaften hatten keinen andern Zweck, als über Ausübung der Geſetze zu wachen und die durch ihren Stand zur Beobachtung derſelben verpflichteten Perſonen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. Was verſchiedene alte Freiheiten betrifft, ſo habe ich nur die ſchädlichen Mißbräuche, welche ſich im Laufe der Zeit, wider denſelben urſprünglichen Zweck, mögen eingeſchlichen haben, ſelbſt mit Bewilligung derjenigen, die dabei Antheil nehmen, abändern wollen. Weit entfernt demnach, irgend einer Widerſetzlichkeit und am allerwenigſten einer ſo verwegenen mich zu verſehen, hatte ich vielmehr Urſache zu erwarten, die Stände meiner niederländiſchen Provinzen würden mit eben ſo viel Eifer als Dankbarkeit dazu mitwirken. Indeſſen will ich als Vater und Menſch, der Viel verzeihen kann, dasjenige, was bisher vorgefallen iſt und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen meiner Abſichten zuſchreiben, die durch ſolche Perſonen erzeugt und ausgeſtreut worden ſind, welche mehr ihrem Eigennutz, als dem allgemeinen Wohl anhingen und nichts zu verlieren haben. Wie dem auch immer ſein mag, ſo will ich es doch geſchehen laſſen, daß alle neuen Anordnungen, von welchen die Frage iſt, gegenwärtig ſuspendirt werden. — —“

Durch dieſe väterliche Erklärung waren alle gerechten Wünſche der Nation erfüllt und jeder Anlaß zur Beſchwerde für den Augenblick vollkommen beſeitigt. Allein jetzt zeigte ſich offenbar, daß nicht natürlich entſprungene Rechtsanſprüche des Volks, nicht die Verletzung der joyeuse Entrée, mit einem Worte nicht das gekränkte Rechtsgefühl,

ſondern blos die ſchändliche Aufwiegelungskunſt einer boshaften und eigennützigen Faction und die ſchlechteſten Triebfedern, welche ſie leiteten, das Volk gegen ſeinen beſten Freund und Beſchützer in Bewegung gebracht hatten. Der gütige Vorſchlag des Monarchen, weit entfernt, die empörten Stände zu befriedigen, verſchlimmerte vielmehr ihre Stimmung, da ſie alle ihre Anſchläge in Gefahr der Vereitelung erblickten, ſobald eine nähere Erörterung ihrer Anſprüche Statt finden würde. Man wollte daher dem Anſinnen des Monarchen keineswegs entſpaechen, keine Deputirten ſchicken und ſelbſt den Statthalter und die Erzherzogin daran verhindern, ſich den Befehlen des Kaiſers zu fügen. Die Vorſtellungen der Stände an die Statthalterin athmeten den Geiſt offenbarer Empörung und enthielten Anſpielungen auf Philipp II. Die Thore von Brüſſel wurden beſetzt, um die Abreiſe des Statthalters mit Gewalt zu hindern, und das Begehren, wodurch derſelbe Deputirte vor ſich berief, um ihnen die guten Abſichten des Kaiſers zu eröffnen, ward nicht gewährt. Man errichtete Freicorps und bewaffnete Studenten und Volk — gegen einen Monarchen, der, bereitwillig zur Berathung mit ihnen, ſich nur dagegen ſträubte, rebelliſchem Anſinnen ohne alle Einwendung zu gehorchen und ſo ſich aller Souveränetätsrechte zu begeben. Gleichwie zu einem Act der Gnade verſtand man ſich endlich mit Mühe dazu, Deputirte mit dem Auftrag zu ſchicken: die kaiſerliche Beſtätigung aller von der Statthalterin den Ständen gegebenen Bewilligungen einzuholen!

Kaiſer Joſeph, in ſeinem Anſehen ſo tief beleidigt, ward durch dieſes Anſinnen ſelbſt in hohem Grade aufgereizt, und nur mit Mühe gelang es dem Fürſten Kaunitz, ihn zu der Erklärung zu vermögen: „daß er aus allen Provinzen bis zum 15. Juli Deputirte erwarte, welche die Bitte der Nation um Vergebung des Geſchehenen und um ein Gehör, in dem ſie ihre Vorſtellungen vorlegen könnten, vortrügen; würden ſie aber dieſe Friſt verſäumen, ſo müſſe er ſie für Rebellen anſehen.“ Seiner Erklärung Nachdruck zu geben, ließ der Kaiſer gleichzeitig vierzehn Regimenter und zwei Bataillons Infanterie und vier Regimenter Cavalerie ſammt einiger Artillerie nach den Niederlanden aufbrechen. Allein alle dieſe Anſtalten wurden von den Ständen mit

Gleichgültigkeit betrachtet. Bei den Verhandlungen über die Wahl der Deputirten gingen die brabanter Staaten ſo weit in ihrer Gehäſſigkeit, die Provinzen zu einem Geſuch an Frankreich, als Bürgen der Conſtitution, zu ermuntern, wozu ſich jedoch die übrigen nicht entſchließen wollten. Um zu zeigen, wie wenig ſie das Entgegenkommen des Kaiſers zu benutzen gedachten und wie wenig ſie ſeine Drohungen achteten, beſchloſſen ſie erſt am 17. Juli, den Statthalter und die Erzherzogin an ihrer Reiſe nicht länger zu verhindern. Dieſe verließen am 19. Brüſſel; Belgiojoſo, der dem hohen Adel beſonders verhaßt geworden war, folgte ihnen am 20., um nie wieder in die Niederlande zurückzukehren. Zugleich, alſo nachdem die von dem Kaiſer geſtellte Friſt verſtrichen war, ſandten ſie Deputirte nach Wien, nachdem ſie vorher die Vorſicht gebraucht hatten, ihnen eine Inſtruction zu ertheilen, welche eine gütliche Beilegung des Streits rein unmöglich machte.

Als die Deputirten in einer Audienz dem Kaiſer die Beſchwerden der Nation vortrugen, zugleich aber Verſicherungen ihrer Treue und Ergebenheit vorbrachten, hielt, nach Coxe, der Kaiſer ſeinen Unwillen nur mit Mühe zurück. Nachdem ſie geendigt hatten, hätte er ihnen durch den Grafen Cobenzl folgende Antwort vorleſen laſſen: „Leere Worte können das höchſte Mißfallen, welches meiner belgiſchen Provinzen Benehmen in mir erregt, nicht mindern; blos die That wird die Aufrichtigkeit eurer Betheuerungen beweiſen ꝛc.“

Ungeachtet dieſer übeln Anzeichen bewirkte doch die perſönliche Güte des Kaiſers ein ſo gutes Einvernehmen mit den Deputirten, daß dieſe ohne jene beſchränkenden Aufträge die zwiſchen dem Hof und der Nation obwaltenden Mißhelligkeiten ohne Mühe hätten beilegen können.

Als die niederländiſchen Deputirten ihre Abſchiedsaudienz bei dem Kaiſer hatten, waren ſie durch ſeine Freundlichkeit ſo gerührt, daß ſie ihn erſuchten, in Perſon nach den Niederlanden zu kommen, worauf der Kaiſer ſeinen Hut abnahm und, indem er ſolchen den Deputirten zeigte, ſagte: „Ihr ſeht, meine Herren, daß ich nur eine ſchwarze Cocarde trage.“ „Gleichwohl werden Ihre getreuen Brabanter,“ ver-

ſetzte einer der Deputirten, „ſich vor Ew. Majeſtät Füßen niederwerfen, wenn uns die Gunſt, um welche wir bitten, zugeſtanden wird.“

Der durch dieſe Zuſammenkünfte mit dem Kaiſer erreichte Erfolg war, bei den ſo weit gediehenen Mißverhältniſſen, ein ſehr glücklicher zu nennen. Der Kaiſer, welcher ſah, daß man weder in ſeinem Sinne gehandelt, noch den Zweck ſeiner Anſtalten richtig gedeutet hatte, und daß die auswärtige Unterſtützung, welche die Widerſpenſtigkeit ſeiner Stände gefunden hatte, ſchwere politiſche Folgen nach ſich ziehen könne, ſoll, nach einer damals oft wiederholten Sage, durch die Deputirten den Ständen den Antrag gemacht haben: „daß er ihren Wünſchen zwar nachgeben wolle, aber erſt nach Leiſtung einer der Beleidigung ſeiner Würde entſprechenden Genugthuung für ihre eigenmächtigen Schritte.“ Dieſe ſollte darin beſtehen, „daß die Stände Alles in den Stand der Dinge vor dem 1. April zurückverſetzten, worauf er das ihnen Mißfällige in dieſem Zuſtand aus landesfürſtlicher Gewalt ſelbſt aufheben würde.“ Mit dieſem Gerüchte ſtand in wirklicher Uebereinſtimmung der Befehl, Halt zu machen, welcher den nach den Niederlanden beorderten 50,000 Mann, mit Ausnahme eines einzigen Regiments, an der öſterreichiſchen Grenze gegeben wurde. Eine Verſöhnung ſchien ſonach gewiß und in der nächſten Zeit auch vor den Augen der Welt mit Leichtigkeit öffentlich herzuſtellen.

Inzwiſchen hatte der commandirende General in Belgien, Murray, der die Statthalterin vertrat, durch einen Eilboten geheime Befehle erhalten, welche in Uebereinſtimmung mit der den Deputirten gegebenen Verſicherung geweſen ſein dürften. Allein das inſurgirte Volk war nicht geneigt, die Zeichen ſeiner Macht und ſeiner Geſinnung ſo ſchnell abzulegen, beſonders da man Murray's Befehle nicht durch hinlängliche Militärmacht unterſtützt wußte. Da ſowohl Cocarden als Uniformen immer noch getragen wurden, ſah ſich Murray zu ernſtlichen Schritten genöthigt, wodurch am 20. October in Brüſſel und Mecheln Tumulte entſtanden und Blut vergoſſen wurde. Um weiteren Unordnungen vorzubeugen, erklärte nun Murray am folgenden Tage abermals im Namen des Kaiſers: daß die Landesverfaſſungen, Grundgeſetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die joyeuse Entrée, den Inaugurationsacten

Sr. Majeſtät gemäß, ſowohl in Anſehung der Geiſtlichkeit als des Civilſtandes, unverletzt erhalten werden und bleiben ſollen; daß die neuen Juſtiztribunale, die Intendanten und Commiſſäre gänzlich aufgehoben ſein und bleiben ſollen; daß die Ordnung der Juſtiz, die Stände und ihre Deputation und die Adminiſtration in den Städten und auf dem Lande in Zukunft anf dem alten Fuße beſtehen ſollen; daß folglich die Stellen der Oberämter und Civilgouverneurs fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zuſtande ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieſer beſagten Stände ſind, in ſich begreifen, und die Abteien mit Aebten der **Joyeuse Entrée** und den Conſtitutionen gemäß verſehen werden ſollen, und daß man ſich wegen ſolcher Gegenſtände, die der **Joyeuse Entrée** zuwider ſind, mit den Ständen, ihrem Verlangen gemäß, verſtehen werde.

In Folge deſſen ſchien faſt alles Mißvergnügen im Volke plötzlich verſchwunden, und die froheſte Laune deſſelben gab ſich laut und unzweideutig kund. Alles, was es befürchtet und, von der Geiſtlichkeit bethört, geglaubt hatte, war, daß man es ſeiner Freiheiten berauben werde, und die Widerlegung dieſes Wahns ſchlug mit einem Male die Inſurrection nieder — zum Beweiſe, daß ſie nur künſtlich erregt und durch die Intriguen einer Faction unterhalten worden war, die nichts weniger als für die Intereſſen des Volks wirkte und einerſeits der römiſchen Curie, andererſeits einer Macht diente, die den Zuwachs der moraliſchen und politiſchen Größe Joſephs **II.** mit Neid und Eiferſucht gewahrte.

Vierzigſtes Capitel.

Empörung der Niederlande. (Fortſetzung.) — Neue Intriguen der Geiſtlichkeit. — Trautmannsdorf und d'Alton. — Vorfälle in Löwen.

Allgemein wähnte man nun die Niederlande beruhigt, und im Vertrauen auf die wiederhergeſtellte Zufriedenheit des Volks kehrte der Statthalter mit ſeiner Gemahlin wieder nach Brüſſel zurück. Allein

Joseph ließ sich durch diesen Anschein nicht berücken und verkannte keinen Augenblick, daß die Mittel, wodurch Murray wider seinen Willen die Unruhen beschwichtigt, keineswegs das Uebel entwurzelt hatten. Die Aufträge, welche er dem Grafen Trautmannsdorf gab, zeigten seine Ansichten von den belgischen Unruhen und den erforderlichen Mitteln, ihnen zu begegnen.

„Die Epoche ist nun da," schrieb er am 8. October 1787 an den Grafen, „welche erheischt, daß Sie sich sobald als möglich nach den Niederlanden begeben. Sie werden in der Staatskanzlei erfahren, daß man die Unruhen für beendigt hält. Allein Murray hat sie durch beinahe eben so große Fehler beendigt, wie Belgiojoso und Ihre Königlichen Hoheiten, er hat eine Art Emeute veranlaßt, er hat das Militär insultiren lassen, ohne Genugthuung zu fordern, er hat in allen Stücken nachgegeben und den Ständen eine Erklärung mitgetheilt in meinem Namen, welche geradezu den Befehlen entgegengesetzt ist, welche ich ihm gegeben habe, weshalb ich mich veranlaßt sehe, in Betracht der Schwäche dieses unfähigen Mannes seinen Platz dem Generallieutenant d'Alton zu überlassen. Er ist ein Mann von hinlänglicher Festigkeit und vielem Verstande, und ganz für diese Stellung passend. Was Ihre Verhaltungsregeln betrifft, so besteht das Wesentlichste derselben darin, daß Sie gleich nach Ihrer Ankunft in den Niederlanden erklären, wie sie von allem Vorgefallenen nichts hören wollten und Befehl hätten, sich in keine Art von Unterhandlung in Bezug auf diese ärgerliche Geschichte mit den Ständen einzulassen; daß die Tribunale auf dem alten Fuß bleiben sollen, ebenso die großen Räthe und Municipalgerichte, im Uebrigen Alles in den Stand vom April zurückzuführen. Es ist dies die einzige Art, alle Intriguen zu unterdrücken, von welchen man sonst kein Ende absehen würde. Man muß Geduld haben, Vieles anzuhören und mit verschiedenen Individuen zu sprechen, allein man muß standhaft sein und sich nicht aufhalten noch einschüchtern lassen. Es wird sogar gut sein, die gegebenen Befehle durch eine hinlängliche Gewalt zu unterstützen und nicht eher nachzugeben, bis Alles vollbracht ist, und sich weder von Drohungen noch Versprechungen bethören zu lassen. Man muß die compromittirten Beamten nach und nach entfernen. Was Cornet de

Grez betrifft, der Belgiojoſo, Ihre Königlichen Hoheiten und ſelbſt Murray getäuſcht hat und die Seele der Stände geweſen iſt, ſo wird deſſen Entfernung wohl ſchon ausgeführt worden ſein. Die ſchlechteſten Geſinnungen hegt der Rath von Brabant. Der Kanzler Crumpipen iſt, wenn er als reeller Mann ſprechen will, vor Allen im Stande, die hartnäckigſten Unterthanen anzuzeigen.“ Er ſchrieb ein Betragen gegen die Nation vor, das verſöhnend, aber feſt und würdevoll ſei und auf der Vollziehung jener Befehle beſtehe, welche das Wohl des Landes zum Zwecke hätten. Joſeph hatte, indem er die Grundzüge des gegen die Niederlande zu beobachtenden Syſtems entwarf, vorausgeſehen, was ſich gleichzeitig in den Niederlanden begab. Die Geiſtlichkeit, welche ihren Zweck, die Eröffnung des Generalſeminariums, vereitelt ſah und an den politiſchen Hauptintereſſen des Volks ſehr wenig Antheil nahm, ſetzte neuerdings Alles in Bewegung, um die völlige Beruhigung des Volks zu hintertreiben. Sie hielt zu Brüſſel eine Zuſammenkunft, worin beſchloſſen wurde, alle übrigen Stände zum gemeinſchaftlichen Beiſtand aufzurufen. So kam eine neue Vorſtellung an den Kaiſer zu Stande, welche ſie an demſelben Tage abgehen ließen, an welchem der Kaiſer dem Grafen Trautmannsdorf ſeine Inſtruction gegeben hatte. Es hieß in derſelben: „Es konnte, Sire, nur mittelſt eines verfänglichen und inconſequenten Edictes geſchehen, daß die ohne alle gerichtliche Formalität abgeordneten Agenten ſich der Güter mehrerer Klöſter bemächtigten, die über drei Millionen betrugen ꝛc.“ „Um unſere Dienſte hierin anwendbarer und nützlicher zu machen und auch Höchſtdero fromme Abſichten eher erfüllen zu können, müſſen Ew. Majeſtät zu verordnen geruhen, daß wir durch unſere Commiſſarien die unbeſchränkteſte Aufſicht über die Verwaltung der in Brabant aufgehobenen Kloſtergüter haben dürften und daß die Agenten der Caſſe in allen Stücken verantwortlich ſein müßten.“

Um ſolchen Schritten Nachdruck zu geben, vereinigten ſich die fanatiſchen Ordensgeiſtlichen in Deutſchland mit den niederländiſchen zur Ausübung der verwerflichſten Aufwiegelungskünſte. Dieſe geiſtlichen Pasquillanten vertheidigten die **Bulla in Coena domini** mit Eifer und ſuchten das Volk und die ſtudirende Jugend in ihren Religions-

begriffen zu beirren. Sie hörten nicht auf, von den Gefahren zu sprechen, von welchen die Religion bedroht werde, beschuldigten den Monarchen der Absicht, anstatt der katholischen eine andere Religion einzuführen, und priesen die von der Regierung zur Verantwortung Gezogenen als Märtyrer des wahren Glaubens.

Durch diese Einwirkung auf die Gemüther werden die nachfolgenden Ereignisse hinlänglich erklärt. Als der Kaiser seinen unabänderlichen Entschluß verkündigen ließ, das Generalseminarium den 15. Januar zu eröffnen, zeigten sich die Früchte dieser Saat. Ein gewaltiger Tumult entstand zu Löwen, und am 8. December 1787 ward Le Plat, der Lehrer des Kirchenrechts daselbst, als er den Hörsaal verließ, von Studenten, jungen Mönchen und Straßenpöbel mit Koth und Steinen beworfen. So oft er von da an in das Collegium ging, mußte er sich von Militär escortiren lassen, und selbst diese Vorsicht konnte ihn nicht völlig vor Mißhandlungen schützen.

Der Erzbischof von Mecheln, Cardinal Frankenberg, anstatt solchen Scenen ernstlich zu begegnen, begnügte sich, sein Bedauern darüber auszudrücken und bei dem Grafen von Trautmannsdorf eine Entschuldigung über sein, den in Wien gegebenen Versicherungen des Gehorsams so sehr widersprechendes Betragen einzureichen, welche nichts als leere Declamationen über Pflicht, Gewissen, Schädlichkeit des Seminariums und verwandte Dinge enthielt, welche, tausendfältig wiederholt, schon tausendfältige Widerlegung gefunden hatten. Zu derselben Zeit überreichten die Studenten der Theologie von Löwen eine weitläufige Schrift, deren wesentlicher Inhalt ein Ausdruck des Hasses gegen das Seminarium und die zärtliche Versicherung an den Cardinal war, „daß sie sich heute neuerdings voll kindlicher Liebe mit ihm verbänden."

Wie zu erwarten stand, änderte dies nichts in den Beschlüssen des Kaisers. Inzwischen waren Trautmannsdorf und d'Alton in Brüssel angekommen, aber leider entsprach die Wahl oder unpassende Zusammenstellung dieser beiden Männer den Erwartungen des Kaisers nicht. Abermals äußerte die Verschiedenheit der Meinungen, welche über des Kaisers Reformen und die besten Mittel, sie zu fördern, herrschten, ihre verderblichen Wirkungen auf die öffentliche Ruhe. Trautmannsdorf

image
not
available

nur das gewaltſame, willkürliche Verfahren d'Altons ſei die Urſache, daß er ſeinen Zweck nicht habe erreichen können. Er (Trautmannsdorf) habe das Vertrauen der Nation in dem Augenblick verloren, als d'Alton am 22. Januar 1788 aus Anlaß des Auflaufs von einigen Dutzend Leuten vom Pöbel, welche die Patrouille beleidigt haben ſollen, mit Flintenſchüſſen das Volk zerſtreut und die ganze Garniſon unter die Waffen gerufen habe. d'Alton habe einen Gewaltſtreich auf den andern gehäuft, zuerſt die Bürgergarden abgeſchafft, welche doch conſtitutionsmäßig waren, und ſich mit Gewalt des Stadthauſes bemächtigt, um ein Corps der Garde hineinzulegen und Kanonen aufzupflanzen. Von dem Augenblick an hatten weder die Stände, noch der Magiſtrat an die Freiheit ihrer Verſammlung geglaubt und alle ferneren Schritte der Regierung mit Mißtrauen betrachtet. Eine der unglücklichſten Folgen jenes Vorfalls ſei der nachherige Haß gegen das Militär geweſen, welches nicht gefürchtet, aber verabſcheut worden ſei, und das Mißtrauen gegen den Miniſter, da man nicht glauben wollte, daß der Generalcommandant ſich ſolche Unternehmungen ohne Ermächtigung erlaubt habe. Man glaubte von nun an, Trautmannsdorf ſei ſtillſchweigend einverſtanden und wolle die Nation betrügen. Der Clerus insbeſondere habe ihn vollends in Mißcredit gebracht. Dies ſei um ſo unglücklicher geweſen, da der Cardinal Frankenberg, welcher alle ſeine Schritte leitete, mit einem einzigen Wort den ganzen Aufſtand und alle Unordnungen hätte unterdrücken können, wenn er einfach erklärt hätte, daß von Ketzerei keine Rede ſei. Die Freunde der durch das Militär Getödteten hätten ein ungeheures Geſchrei erregt und ſich alle Unanſtändigkeiten und Ausſchweifungen erlaubt, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſie, wie das Gouvernement ausdrücklich wollte, geſetzmäßig zu beſtrafen, weil es keinen Richter gab, auf den man zählen konnte. Man habe dem Gouvernement ſo oft vorgeworfen, daß es kein Exempel ſtatuirt, keine Strafen verhängt habe, allein nicht bedacht, daß dies nicht möglich ſei ohne Richter und Zeugen. Es ſei um ſo ſchwieriger geweſen, ein Urtheil zu erhalten, da die Schuldigen aus Mangel an Zeugen nicht überwieſen werden konnten, da der Fanatismus ſo weit gegangen ſei, daß es nicht nur unmöglich war, Zeugen herbeizuſchaffen, ſondern daß

ſich auch Niemand ein Gewiſſen daraus gemacht habe, zu Gunſten der Angeklagten falſche Eide zu ſchwören, wozu die Prieſter ausdrücklich ermächtigt hätten.

Dagegen beklagt ſich d'Alton in ſeinen Briefen an den Kaiſer bitter über die Unentſchiedenheit, Schwäche und Nachgiebigkeit des Gouvernements, welches, indem es die anbefohlenen Maßregeln aus Furcht immer verzögere, dennoch weder die Prieſterſchaft, noch das Volk gewinne, ſondern nur des Kaiſers Abſichten vereitle. Seine Beſchuldigungen erſchienen in dieſer Beziehung um ſo gerechter, da Trautmannsdorf ſelbſt eingeſteht, wie die Vernünftigſten der Meinung waren, es ſei weit rathſamer, die Stände und die ganze ſo verſchiedener Auslegung fähige Conſtitution abzuſchaffen, als die Mißverſtändniſſe zwiſchen Volk und Regierung noch länger zu unterhalten. War es aber wohl etwas Anderes, was dieſe Mißverſtändniſſe unterhielt, als das Syſtem der Beſchwichtigung, gleichbedeutend mit Täuſchung, welches dem Volk immer verſprach, was der Kaiſer nie zu gewähren entſchloſſen war, und den Kaiſer immer glauben machte, das Volk werde endlich, durch Güte bewogen, den Widerſtand gegen Maßregeln aufgeben, welche die Anführer des Volks niemals zu geſtatten Willens waren? Trautmannsdorf verſichert, er allein habe wenigſtens das bewirkt, daß der unglückliche Ausgang der belgiſchen Empörung um zwei Jahre verzögert worden ſei, allein wer ſollte ihm dafür danken: das Volk, welches in ewiger Ungewißheit in dieſen zwei Jahren von allen Qualen bürgerlicher Unruhen gemartert worden war, oder der Kaiſer, der nach zweijährigem Verdruß, nach den größten Opfern und einer weſentlichen Abnahme ſeiner moraliſchen Macht am Ende ſeiner Tage doch eine Provinz verlieren mußte, deren Beſitz in dem Zeitraume der künſtlich unterhaltenen Unruhe nur ein Hinderniß ſeiner Thätigkeit und ein Uebel war?

Hingegen ſcheint d'Alton durch gehäſſiges und despotiſches Auftreten den Krieg gegen ein unglückliches Volk mehr als eine Ehrenſache, als eine unglückliche Nothwendigkeit betrachtet und, bei aller Gerechtigkeit ſeiner Klagen, des Volkes Unwillen gegen ſich provocirt zu haben. Nach übereinſtimmendem Urtheile war er indeß ein gutes Schwert

in der Hand ſeines Souveräns und ſeine Willkürlichkeit hat mehr ihm ſelbſt, als dieſem geſchadet. Nach ſeinen Briefen hätte das Gouvernement die weſentlichſten Aufſtände ignorirt und ihre Urheber immer durchſchlüpfen laſſen. Der Auflauf vom 22. Januar erſcheint nach ſeinen Angaben ſehr ernſtlich und bedeutend und die Wirkung ſeiner Maßregeln auf die öffentliche Stimmung keineswegs ungünſtig, da das Volk angefangen habe einzuſehen, wie ſehr man es täuſche und welchen Unglücksfällen man es zu Gunſten einiger Kirchendogmen ausſetze. Allein der wirkſame Eindruck des ernſtlichen Verfahrens ſei unmittelbar durch die Nachſicht der Regierung verwiſcht worden, welche ſich ſtets beeilt habe, d'Altons Maßregeln zu mißbilligen und dem Volk neue Freiheiten zu neuen Ausſchweifungen zu geſtatten. An 1500 Flinten ſeien während der Unruhen unter das Volk von Brüſſel vertheilt worden, ohne daß die Regierung jemals darüber Rechenſchaft gefordert hätte. Die Häupter der Empörung hätten ſich dem Volke mit beiſpielloſer Unverſchämtheit angekündigt und die Regierung habe die ſtrafbarſten Perſonen, deren ſie ſich bemächtigt, ohne Unterſuchung wieder freigelaſſen. Die Nachſicht gegen den Clerus ſei am allerverderblichſten geweſen, denn dieſer betrieb die Aufwiegelung mit einer Kühnheit ohne Grenzen. Prieſter miſchten ſich öffentlich unter den Pöbel zu Gewaltthaten, alarmirten das Volk durch Sturmläuten und Predigen. Das verderbliche Syſtem des Generalgouverneurs habe nothwendig das Schlimmſte herbeiführen müſſen.

Man ſieht ſomit am Anfang des Jahres 1788 eine rebelliſche Prieſterſchaft, die ihr eigenes und des römiſchen Hofes Intereſſe und ſeine Orthodoxie bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen und deren Verluſt zu rächen entſchloſſen war, mit ihr vereinigt eine Ariſtokratie, welche für gegenſeitigen Schutz ihre Unternehmungen begünſtigte, ein leichtgläubiges fanatiſches Volk, ein Gouvernement, das zu aller Strenge unfähig war, einen Miniſter, der einerſeits das Volk, andererſeits ſeinen Souverän zu beſchwichtigen ſuchte und keinem von beiden mißfallen wollte, einen General, der, zur Strenge angewieſen und geneigt, an ihrer Anwendung gehindert wurde, endlich einwirkend auf alle dieſe Elemente den eiſernen Willen eines Monarchen, der, im Bewußtſein redlicher Ab-

ſichten, der Politik weniger Gehör gab, als es die Lage der Dinge erforderte, und feſt entſchloſſen war, niemals das, was er für Recht und Pflicht hielt, den Rückſichten einer ſolchen aufzuopfern — endlich den wirkſamen Einfluß fremder Mächte, welche die Gelegenheit, Joſephs II. Macht zu brechen, mit Freuden ergriffen.

Unter dieſen Verhältniſſen näherte ſich der 15. Januar, an welchem die Eröffnung des Generalſeminariums zu Löwen vor ſich gehen ſollte, und Alles war dazu vorbereitet. Die angeſtellten Lehrer hatten bereits ihr Amt angetreten, allein Niemand fand ſich bei ihren Vorleſungen ein, und die jungen Theologen, welchen von dem hohen Rath von Brabant bei Strafe des Ungehorſams, aber wohl nicht mit ernſtlichem Nachdruck geboten wurde, ſich in das Seminarium zu Löwen zu begeben, erklärten, ſie wollten lieber unter den Händen des Henkers ſterben, als Gehorſam leiſten und die ketzeriſchen Lehren der kaiſerlichen Lehrer anhören.

Gleichzeitig erhob die Univerſität Löwen mit vieler Anmaßung den Anſpruch auf die Rechte eines brabantiſchen Landſtandes und ließ desfalls unter dem 18. Januar eine Vorſtellung an die Statthalterei gelangen, welche dieſe uneröffnet zurückſchickte. In Folge einer Wiederholung dieſes Schrittes erklärte Trautmannsdorf am 19. Januar: „Daß ſich die Univerſität in 24 Stunden bequemen ſollte, von ihrer Anmaßung abzuſtehen und über dieſe Sache keine weiteren Vorſtellungen mehr einzureichen.“ Die verſammelten Facultäten antworteten auf dieſe Erklärung: „Sie wären im Gewiſſen verbunden, dieſen Befehlen nicht zu gehorchen, indem ſie überzeugt wären, daß die Univerſität ein brabantiſcher Landſtand ſei, und ihr Eid verbinde ſie, die Rechte und Privilegien derſelben vor allen Verletzungen zu ſchützen.“ Auf dieſe Antwort fertigte der Miniſter unter dem 21. Januar eine Depeſche ab, worin der Univerſität bei Strafe des Ungehorſams verboten ward, ſich ferner einen Landſtand zu nennen. „Es ſei,“ heißt es in dieſer Depeſche, „bekannt genug, daß dieſe grundloſe Anmaßung von einigen verächtlichen Empörern herrühre, die bei den unzähligen Mißbräuchen, welche Se. Majeſtät abſchaffen wollen, ihren Vortheil zu finden glauben.“

Dieſer Erlaß ſollte auf ausdrücklichen Befehl des Miniſters in

das Protokoll der Universitätssessionen eingetragen werden, allein die Facultäten fanden für gut, sich hierüber erst zu berathschlagen und den beharrlichsten Ungehorsam zu beschließen. Als endlich ein kaiserlicher Commissär die Einregistrirung selbst besorgen ließ, schrieb man an den Rand eine Art Rechtsverwahrung dagegen.

Diese Erklärung der Universität wurde trotz der Gegenbefehle des Ministers in Druck gegeben und in ganz Löwen verbreitet, welches Benehmen den Grafen Trautmannsdorf zwang, den Rector Clavers seiner Stelle zu entsetzen und an seiner Statt Lemport zum Rector der widerspenstigen Universität zu ernennen. Allein diese wollte den Rector nicht anerkennen, und als er gegen die Ungehorsamen nach den academischen Gesetzen verfuhr, flüchteten sich die Ruhestörer nach Lüttich, um der Strafe zu entgehen.

Während in diesen Streitigkeiten das bewegende Princip der belgischen Empörung in unbesiegter Kraft blieb, konnte auch die bewegte Masse nicht beruhigt werden. Schon den 22. Januar entstand zu Brüssel ein Tumult, der den General d'Alton zwang, auf einen Haufen von 3000 Menschen Feuer geben zu lassen. Die Amnestie, welche das Gouvernement hinsichtlich alles Geschehenen verkündigte, verfehlte ihren Zweck und bewirkte nur, daß die Unzufriedenen sich nun vorzugsweise „Patrioten" nannten, um sich von den Royalisten oder Anhängern der Regierung zu unterscheiden, welche mit Eifer verfolgt und gemißhandelt wurden. Immer bedenklicher wurde die Stimmung des Volkes und der Stände, welche ihre Prätensionen steigerten. Das Volk beging die schändlichsten Excesse und erlaubte sich barbarische Grausamkeiten gegen die Opfer seiner Wuth. In Antwerpen wurden einem Patrioten beide Ohren ausgerissen, und in Löwen erstach ein Gassenjunge einen vom Rathhause kommenden Schöppen blos deshalb, „weil er kaiserlich gesinnt war." In Mecheln entstand ein Aufruhr durch die Weigerung der Zöglinge, das bischöfliche Seminarium zu verlassen, und den Zwang, welchen man ihnen zufügte. Der Pöbel nahm ihre Partei, mißhandelte das Militär und konnte nur durch Flintenschüsse zerstreut werden. Die ganze Nation gerieth in Bewegung und ein wilder Trotz theilte sich allen Gemüthern mit.

Der Kaiſer fand es demnach für gut, mit größerer Strenge gegen das empörte Volk zu verfahren. Es ward Befehl gegeben, ſich derjenigen Perſonen zu Brüſſel, Antwerpen und Löwen zu verſichern, welche ſich ohne Scheu für die Häupter der aufrühreriſchen Partei erklärt hatten. Allein dieſe Strenge war mehr ein Schein als eine Wirklichkeit, denn Trautmannsdorf ſetzte zwar die Stände von der zu ergreifenden ſtrengen Maßregel in Kenntniß, allein ſie wurde ſo zögernd ins Werk geſetzt, daß ſie ihren Zweck faſt gänzlich verfehlte. Das Militär zwar zeigte großen Ernſt und der Commandant von Antwerpen erklärte in Folge des Tumults vom Auguſt 1787, daß er Ordre habe, jedes Haus in den Grund zu ſchießen, aus welchem auch nur ein Stein auf die Soldaten geworfen würde; aber die Nachgiebigkeit des Civilgouverneurs contraſtirte ſehr mit dieſen Drohungen. Sie entſchuldigte mehr den Kaiſer, gegenüber widerſpenſtigen Ständen und Behörden, als ſie ſeine Autorität geltend machte.

Die Folgen zeigten den Eindruck der Maßnehmungen des Gouvernements, denn am 21. Nov. verweigerte der dritte Stand — die Bürger der Hauptſtädte — dem Kaiſer die gewöhnlichen Subſidien. Auch Hennegau hielt ſeine Beiſteuer zurück, unter dem gemeinſchaftlichen Vorwand, daß noch nicht allen Beſchwerden der Nation abgeholfen ſei.

Jetzt hielt es auch der Monarch, nachdem die Repräſentanten der Nation ihre Pflichten mit Füßen getreten, für angemeſſen, ohne Rückſicht auf die Landesverfaſſung mit gebieteriſchem Ernſt Umgeſtaltungen vorzunehmen, von welchen ſich, unter ſo traurigen Umſtänden, allein Herſtellung einer dauerhaften Ruhe verſprechen ließ. Dieſe letzten Mittel beſtanden nach übereinſtimmender Meinung der mit der Lage der Dinge vertrauten Anhänger des Kaiſers in einer völligen Umänderung der Landesverfaſſung, welche die Quelle ſo vieler Uebel war und noch viele erzeugen konnte.

Demgemäß wurde im Januar 1789 zu Antwerpen bekannt gemacht, daß der Kaiſer, entrüſtet über die ſeit achtzehn Monaten in Brabant vorgefallenen Ereigniſſe und die Verweigerung der Subſidien, unter anderen Verfügungen die gegebene Amneſtie zurücknehme und dem

Generalgouvernement auftrage, mit Hülfe des Militärs allen Schuldigen genau nachzuforschen und alle aufrührerischen Reden streng zu ahnden. Wer noch ferner wagen würde, Widerstand zu leisten, solle augenblicklich verhaftet werden. Der Graf von Trautmannsdorf brachte diese Befehle von Wien und theilte sie gleich nach seiner Zurückkunft den Ständen von Brabant und Hennegau mit. Dagegen wurden den Ständen von Flandern und dem Bischof von Tournay in eigenhändigen Schreiben des Kaisers gnädige Gesinnungen zu erkennen gegeben.

Nachdem das kaiserliche Edict den 19. allgemein bekannt gemacht worden war, erklärten sich die Stände von Brabant äußerst willfährig, „sich über diejenigen Punkte ihrer Verfassung, die Sr. Majestät heilsamen Absichten im Wege stehen dürften, gern zu allen Beweisen der Bereitwilligkeit, Ergebenheit und des Eifers zu verstehen," — allein die Stände von Hennegau beharrten bei ihrem Trotz, und so wurde ihre Versammlung zu Mons den 3. Januar durch Commissäre aufgehoben und ihre Privilegien vernichtet. Der Plan der neuen Verfassung, welche Joseph dem Herzogthume Brabant geben wollte, hatte diejenige zur Grundlage, welche in der Grafschaft Flandern seit dem Jahre 1754 in Kraft gesetzt war.

Lebhafter regte sich jetzt der Geist des Widerstandes unter den Ständen. Sie weigerten sich auf das Bestimmteste, den Propositionen des Landesfürsten Gehör zu geben, und zwangen so dessen Bevollmächtigten, die ihm für diesen Fall anbefohlene Strenge in Anwendung zu bringen. Nachdem er Truppen hatte versammeln und den Ständen hatte drohen lassen, erklärten diese trotzig: „man könne sie cassiren, aber niemals würden sie selbst nachgeben," — worauf ihre Berathschlagung für geendigt, die Verfügungen der ständischen Willkür seit 1786 aus den Protokollen herausgerissen und die **Joyeuse Entrée** für aufgehoben erklärt wurde. Die Stände wollten feierlich protestiren, allein sie fanden das dazu gewählte Hotel des Raths von Brabant geschlossen.

Die Verordnungen des Kaisers regelten nun die künftige Verwaltung der Gerechtigkeit und die Erhebung der Steuern. Es folgte hierauf eine Erklärung des Gouvernements, worin die väterlichen Ab-

ſichten des Regenten erläutert, die Rechte der Perſonen ſicher geſtellt und das Volk zur Ruhe ermahnt wurde. Der Eindruck dieſer Maßregel, welche mit einem Male alle Aufwiegelungskünſte und Machinationen niederſchlug, ſchien das Beſte zu verſprechen. Nur ein einziger Beamter weigerte ſich, dem Souverän den Eid zu leiſten, und das Volk war ſehr erfreut über die Aufhebung einiger läſtigen Steuern auf Lebensmittel. Luxemburg und Limburg bewilligten ſogleich die Subſidien auf immer, und erſteres machte überdies dem Landesfürſten ein freiwilliges Geſchenk von 200,000 Gulden. Aber der Rath von Brabant verharrte in ſeinen üblen Geſinnungen, welche nicht aus den Intereſſen des Landes entſprangen.

Einundvierzigſtes Capitel.

Empörung der Niederlande. (Fortſetzung.)

Die Niederlande waren vollkommen beruhigt, allein Joſephs Unſtern ließ nicht zu, daß er irgendwo eine Frucht ſeiner Maßregeln einerndte. Aeußere Zufälle und die ſtörende Einwirkung fremder Intriguen vernichteten faſt immer ſeine Werke in dem Augenblick, da die Vollendung ſie krönen ſollte.

Der Einfluß der damaligen Ereigniſſe in Frankreich, wo man anfing, die königliche Würde auf eine bisher beiſpielloſe Weiſe zu mißhandeln, die Aufruhrſeenen in der Hauptſtadt, die ſchrecklichen Thaten der Volksjuſtiz entzündeten in den Niederlanden die kaum beruhigten Gemüther und erfüllten die Erſchreckten, welche in ſolcher Nähe ein Beiſpiel furchtbarer Volksgewalt erblickten, mit neuer Zuverſicht. Das Beiſpiel wirkte verführeriſch, der eigenthümliche Reiz der Anarchie, wo jeder Einzelne etwas gilt, der fortwährend angefachte Fanatismus, die Verblendung des Volks, endlich die Gemüthsaufregung freiheitsſüchtiger Phantaſten brachten den leichtbeweglichen Geiſt des Volks bald in Aufruhr. Die Regierung ward durch Vorzeichen deſſelben beängſtigt

und verlangte Verstärkung der Militärkraft. Allein d'Alton wollte sich nicht dazu verstehen und verlangte endlich vom Kaiser nur ein einziges Regiment, mehr um eine furchtsame Regierung zu beruhigen, als weil er die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel dem Minister eingestanden hätte.

Schon gegen Ende Juli zeigte sich in Mons, Antwerpen, Löwen und Namur eine allgemeine Gährung und in Tirlemont kam es zum offenbaren Aufruhr. Die Verhaftung eines Unruhestifters, der sich auf Lüttichschen Boden geflüchtet hatte und nun wieder in Tirlemont erschien, brachte hier die ganze Stadt in Bewegung. Man läutete die Sturmglocke, befreite den Gefangenen und ein mit Flinten, Pistolen und Sensen bewaffneter Haufen, dem sich die benachbarten Dorfbewohner aus dem Gebiet von Lüttich anschlossen, zwang die schwache Besatzung sich zurückzuziehen und plünderte die Provinzialcasse nebst 13 Häusern, von welchen zwei demolirt wurden.

Ungeachtet der dringenden Bitten Trautmannsdorfs, ernstliche Maßregeln zur Behauptung der Niederlande zu unternehmen, selbst auf die Gefahr hin, die Früchte des Türkenkriegs zu verlieren, blieb Joseph in dem unglücklichen Wahn, der ihn die geeignetsten Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes verkennen ließ.

Indessen wurde sowohl die Größe der Gefahr, als die Theilnahme fremder Höfe an den Unternehmungen der Rebellen immer deutlicher. Man wußte, daß die benachbarten Höfe bereit seien, thätigen Antheil an den niederländischen Angelegenheiten zu nehmen, sich aber nicht eher einmischen würden, als bis eine Wahrscheinlichkeit des Gelingens vorhanden wäre, um ihnen Vortheile und einen Vorwand zu gewähren. Van der Noot, das thätige Haupt der Unzufriedenen, der sich den Titel eines bevollmächtigten Agenten des brabanter Volkes beilegte, erschien bald im Haag, wo er bei der Prinzessin von Oranien Gehör erhielt und dieser und ihrem Secretär Motmann Vorschläge zur Begünstigung der Patrioten machte, und in Berlin, wo ihm Herzberg antwortete, „daß die Mittel der Insurgenten noch zu unbedeutend seien, als daß man sich in ihre Interessen mischen könnte; daß sie nur ihre Anstrengungen ver-

doppeln ſollten, worauf man ſich entſchließen werde, was zu thun ſei.“ Van der Merſch erzählte ſpäter ſelbſt einen Vorfall, der die Einmiſchung fremder Mächte beweiſt. Als nämlich das Comité von Breda die Nachricht von dem ſpäter abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand erhielt, riefen die verſammelten Patrioten aus: „Wir ſind verloren; was werden die drei Mächte dazu ſagen, welche uns unterſtützen!“

Während die Gefahren auf allen Seiten wuchſen und die Unruhen in Tirlemont, Löwen, Dieſt, Antwerpen und Mons nur durch Blutvergießen unterdrückt wurden, verhinderte der beklagenswerthe Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen den Maßregeln Trautmannsdorfs und d'Altons jede kräftige Gegenunternehmung. d'Alton, der das Land vertheidigen ſollte, beging den großen Fehler, ſeine Kräfte in fliegenden Corps und Cordons zu zerſtreuen. Nach Trautmannsdorfs Verſicherung wäre die Invaſion durch beſſere militäriſche Dispoſitionen leicht zu verhindern geweſen. Die Mittel der Verſchwörer ſeien anfangs höchſt unbedeutend geweſen; ſie beſaßen nur 5000 Gulden und waren erſt nach Verlauf einiger Monate im Stande, eine ſogenannte Armee zuſammenzubringen, welche eine regelmäßige, gutgeführte Truppe im Augenblick hätte zerſtreuen können. Van der Merſch würde ſeine Invaſion gar nicht unternommen haben, wenn er Truppen an den Grenzen angetroffen hätte. Wenige Tage vorher wäre ſeine Partei geneigt geweſen, auf ihre Unternehmung Verzicht zu leiſten, denn es habe derſelben an Allem gefehlt. Van der Noot wäre beinahe von ſeiner Truppe ermordet worden, weil er ſie nicht bezahlen konnte. Man hätte blos die Aufrührer an den Grenzen aufhalten dürfen und die ganze Revolution wäre unterblieben; allein d'Alton wollte ſiegen und beſtimmte dazu 7000 Mann gegen 2000 Vagabunden ohne Waffen, Offiziere und Artillerie. Doch können die Kräfte der Patrioten nicht ſo unbedeutend geweſen ſein, da ſie von Anderen auf 30,000 Mann geſchätzt wurden.

Die Schritte der Regierung waren in dieſer Zeit nicht minder falſch und unzeitig, als die des Generals. Die Wiederherſtellung der biſchöflichen Seminarien (14. Auguſt) gab ihr einen Charakter von Schwäche, ohne die Geiſtlichkeit günſtiger zu ſtimmen; das Verbot der

Auswanderung bei Lebens- und Confiscationsstrafe kam zu spät; eben so die Maßregel, wodurch den Aebten die Verwaltung der Güter genommen wurde, weil man in Erfahrung gebracht, daß die Kosten der patriotischen Armee von diesen bestritten würden. Die landesfürstlichen Commissarien, welche die Schätze der Abteien in Beschlag nehmen sollten, fanden sie nicht mehr, denn sie waren längst über die Grenze, an den Heerd des Aufruhrs, geschafft worden.

Während dieser Zeit war das Comité in Breda nicht unthätig. Aufrührerische Schriften überschwemmten das Land und bald erschien im Namen einiger aufgehobenen Stände von Brabant eine Remonstration, worin sie sich für einen gesetzgebenden Körper erklärten und die Restauration mit der Drohung, an den Himmel und ihre Waffen zu appelliren, verlangten. An den Grenzen, im holländischen Brabant und im Stifte Lüttich sammelten sich immer stärkere Freicorps, welche anfangs, weil ihnen Waffen noch nicht erlaubt waren, mit Stöcken exercirten. Den 24. October überschritten sie die Grenzen, aber der Geist, von welchem diese Truppen beseelt waren, entsprach keineswegs dem Zweck ihrer Unternehmung. Jämmerlich war die Furcht dieser Soldaten, welche ihren zaghaften Schritten ein hochtrabendes Manifest vorausschickten, wodurch sie alle Brabanter zum Abfall von dem Kaiser einluden. Ein belgischer Schriftsteller selbst hat die erbärmliche Feigheit dieser Truppen geschildert, welche zitternd mit den Fähnchen der aufgehobenen Brüderschaften daher zogen und in der Angst und Verwirrung beim Flintenschuß eines Zollbedienten auf einander feuerten, die Waffen wegwarfen und flohen. Nur mit unendlicher Mühe gelang es ihrem Obristen van der Mersch, der, die Dienste des Kaisers verlassend, sich an ihre Spitze gestellt, sie zu vereinigen. General Schröder, von Verräthern irre geleitet und über die Beschaffenheit und Stärke der Feinde getäuscht, ward nach Turnhout gelockt, wo er alsdann von dem mit den Insurgenten vereinigten Volke in den Straßen aus Kellerlöchern, Fenstern und von den Dächern herab angegriffen und genöthigt wurde, sich mit Verlust einer Kanone zurückzuziehen (27. October). Zwei Tage vorher schon hatten sich die Rebellen der Forts Lille und Liefkenshoek bemächtigt. Inzwischen war durch d'Alton's Wachsamkeit in Brüssel selbst eine Verschwörung ent-

deckt worden, welches eine allgemeine Entwaffnung der Stadt zur Folge hatte.

Der Eindruck der Vortheile, welche van der Merſch über die kaiſerlichen Truppen errungen hatte, zeigte ſich für die Stimmung der ganzen Niederlande äußerſt verderblich. Hatte ſchon die Schwäche der Regierung, welche bei der Entfernung des Kaiſers, von den Umſtänden gedrängt, zu einem ſchwankenden, zögernden Verhalten ſich veranlaßt fühlte, den Geiſt der Widerſpenſtigkeit ermuthigt, ſo mußte dies in noch weit höherem Grade durch ſo auffallende Beweiſe von Unzulänglichkeit und ſchlechter Verwendung der phyſiſchen Mittel geſchehen. Die Unfälle, welche aus dieſem Uebelſtande erwuchſen, vermehrten ſich täglich; in der kaiſerlichen Armee riſſen ſchlechte Geſinnung und Meuterei ein. Die Truppen, welche Hennegau beſetzt hatten, verließen dieſe Provinz ohne Schwertſtreich bei der erſten Nachricht von der Ankunft einiger Hundert Inſurgenten, welche niemals kamen, und man floh immer einige Meilen weit vor einem Feind, der zu ſchwach war, um Widerſtand zu leiſten. Eben ſo flohen in der Provinz Namur alle königlichen Offiziere bei der bloßen Nachricht von der Nähe eines Corps von Patrioten, welches ebenfalls nicht kam. Im ganzen Heer zeigten ſich Spuren von Verrath und Untreue, wodurch die ohnehin ſchwachen Kräfte der Regierung ſich faſt auf nichts reducirten. Unter den ſteigenden Bedrängniſſen der Umſtände wuchs auch die Mißhelligkeit zwiſchen d'Alton und dem Miniſter. Dieſer klagte über Langſamkeit der militäriſchen Operationen, Jener über Mangel an Unterſtützung von Seiten der Regierung, durch welche ſie veranlaßt wurde.

Die Ereigniſſe in dieſer Zeit der Verwirrung beſtanden in einem ſtufenweiſen Abfall der niederländiſchen Provinzen und den fruchtloſeſten Bemühungen des Gouvernements, ihn zu hindern. Der landesflüchtige van der Noot, nachdem er in London, im Haag und in Berlin fremden Beiſtand geſucht, erklärte nun in einem Manifeſt als „bevollmächtigter Miniſter des brabantiſchen Volks" den Kaiſer Joſeph aller Souveränetätsrechte dieſer Provinz verluſtig. „Möge Uebertragung der Völker oder der Gottheit die Quelle der Souveränetät ſein," heißt es in dieſem Manifeſte, „mögen Nationen ihr die größte Ausdehnung gegeben oder

ſie durch ausdrückliche Geſetze eingeſchränkt haben, ſo bleibt immer bei den Ständen der Nation ein höherer Wille, ein unauslöſchlicher Charakter, ein unveräußerliches Recht u. ſ. w.“

Trautmannsdorf ließ dieſe Schrift durch Henkers Hand verbrennen und im ganzen Lande dieſes Urtheil bekannt machen. In Antwerpen mußte man durch die Drohung, glühende Kugeln aus der Citadelle in die Stadt werfen zu wollen, Ruhe erzwingen; in Mons wurden die Bürger nur durch das Militär gebändigt. Der Erzbiſchof von Mecheln und der Biſchof von Antwerpen verſchwanden; der Kanzler Crumpipen ward auf ſeinem Gute von den Inſurgenten aufgehoben und fortgeführt. Die Züge des Generals Arberg mit 7000 Mann und ſeine Strenge gegen alle aufrühreriſchen Orte verſcheuchten die Inſurgenten nur auf kurze Zeit. Bald brach auch in Flandern der Aufruhr aus und ſeine Hauptſtadt öffnete den Inſurgenten die Thore. Nach einander fielen Gent, Brügge, Oſtende, Antwerpen und Mons von der Sache des Kaiſers ab und verjagten entweder die ſchwachen Beſatzungen oder machten ſie zu Kriegsgefangenen. Am 13. November rückten die Inſurgenten in Gent ein, am 23. November erklärten die Stände von Flandern die Hoheitsrechte des Kaiſers für verfallen und beſchloſſen die Verbindung mit Brabant zu erneuern, allen niederländiſchen Provinzen eine Vereinigung vorzuſchlagen und eine Armee von 20,000 Mann für Flandern zu errichten. Den 18. November verließen der Statthalter und ſein vornehmſter Anhang die Hauptſtadt Brüſſel, wo jetzt auf den Wällen Kanonen aufgepflanzt und ein Vertheidigungsſtand hergeſtellt wurde. Inzwiſchen war van der Merſch den 20. zu Lüttich, und obſchon mittlerweile den Inſurgenten, unter dem Abenteurer Rouvroy, ein Verſuch auf Namur mißlungen war, ſo nahm doch van der Merſch ſelbſt Dieſt und Tirlemont.

Die Lage der Regierung war höchſt mißlich. Flandern und Hennegau waren verloren, die Provinz Namur theilweiſe verlaſſen und den Einfällen der Inſurgenten blosgeſtellt, ſo daß ſelbſt die Communication mit Luxemburg precär zu werden anfing; Limburg war bedroht, Brabant ſchlecht vertheidigt, d'Alton getraute ſich nicht mehr zu verſprechen, als die Behauptung des Centralpunktes, Brüſſel. Trautmannsdorf

verlangte nun am 19. November neue Truppen. Der Kaiſer, welcher einſah, daß ſeine beiden Bevollmächtigten nicht in Uebereinſtimmung handelten und durch ihr Gegeneinanderwirken die unſelige Verwirrung vermehrt hatten, ſchickte den Grafen Cobenzl mit unumſchränkter Vollmacht zu allen militäriſchen und civiliſchen Maßregeln nach den Niederlanden. Allein dieſer Abgeſandte kam zu ſpät. Trautmannsdorf hatte ſchon auf eigene Verantwortung ſich eine Menge Zugeſtändniſſe abnöthigen laſſen, welche nur dazu dienten, die Regierung noch mehr herabzuſetzen. Der Kaiſer, durch die ihm gemachten höchſt verſchiedenartigen und widerſprechenden Berichte getäuſcht, hatte keinen Begriff von dem wahren Umfang der Gefahr. Als ihm endlich unerwartet die Berichte von ſo namhaften Unglücksfällen zukamen, ward er davon höchlich überraſcht und ergriffen. „Der Inhalt Ihrer Briefe," ſchrieb er den 19. November an Trautmannsdorf, „überſteigt alle Vorſtellungen von Unheil, welche man ſich machen konnte, — am wenigſten war eine vollſtändige Auflöſung der Mittel zur Aufrechthaltung der Autorität zu erwarten. Tief ergriffen und betrübt über ein Ereigniß, welches das Gepräge der Schande trägt und für meinen Staat und meine Regierung die übelſten Folgen haben kann, glaube ich das einzige Mittel zur Abwehrung des Uebels in der Abſendung eines Commiſſärs mit unbegrenzten Vollmachten zu finden, den ich Sie bitte mit allem Eifer zu unterſtützen."

Allein bei Ankunft des Grafen Cobenzl waren die Angelegenheiten ſchon ſo weit gediehen, daß ihm weder ein Mittel der Güte noch der Gewalt übrig blieb. Zugeſtändniſſen, welche d'Alton als höchſt übereilt bezeichnet, folgte der Antrag eines Waffenſtillſtandes durch van der Merſch auf 10 Tage. Dieſer gewährte nur den Empörern Vortheile und brachte den Zeitpunkt näher, wo auch die Bewohner von Brüſſel ihre Maske ablegen ſollten. Am 10. December nach beendigter Meſſe wurde die Loſung zum allgemeinen Aufſtand gegeben, indem Einer aus der verſammelten Menge eine Cocarde aufſteckte, welchem Beiſpiel ſogleich alle Anweſenden folgten, indem ſie ausriefen: „Es lebe van der Noot und die Patrioten!" Die Wache an den Thoren, welche von den Rebellen erkauft war, ſo wie zwei Compagnien vom Regimente Murray,

die man mit Hülfe von Buhldirnen — welche während der Unruhen überhaupt eine wichtige Rolle ſpielten — verlockt hatte, gingen zu den Aufrührern über. Gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, ließ d'Alton auf die zuſammengerottete Menge feuern, worauf die Bürger ihre Waffen gegen ihn brauchten. Aus den Fenſtern wurde auf ſeine Mannſchaft geſchoſſen; um 11 Uhr ward der Marktplatz erobert und die Beſatzung gezwungen, ſich in die obere Stadt zu ziehen. Am 12. ward er auch hier angegriffen und trotz ſeines Kanonenfeuers gezwungen, zu capituliren und gegen Mittag die Stadt zu verlaſſen. Der Verluſt von Brüſſel zog den von Löwen, Antwerpen, Mecheln und Namur unmittelbar nach ſich. Am 14. zog van der Merſch in Brüſſel ein und am 17. hielt van der Noot mit den übrigen Häuptern der Patrioten von Breda ſeinen feierlichen Einzug in Brüſſel.

Mit dieſem Ereigniß war der Verluſt der Niederlande entſchieden. Die Archive und der öffentliche Schatz wurden eine Beute der Empörer; d'Alton und Trautmannsdorf fanden ſelbſt keine perſönliche Sicherheit mehr in den Niederlanden.

Schon am 13. wurde die Unabhängigkeit der Niederlande erklärt; am 19. legten ſich die Stände in der erſten Staatenverſammlung den Titel großmögender Staaten von Lothier (Niederlothringen), Brabant und dem Marquiſate von Antwerpen bei. Hierauf folgte die Unionsacte der belgiſchen Provinzen, welcher endlich auch Limburg beitrat (den 28.), und am letzten Tage des Jahres ward die neue Conſtitution beſchworen. Luxemburg allein wurde noch von d'Alton behauptet, an deſſen Stelle nun Feldzeugmeiſter Bender ernannt wurde.

Das Jahr 1790 begann ſo, wie das vorhergehende geendigt. Van der Merſch griff am 1. Januar die landesfürſtlichen Truppen bei Meſſone an, gab aber ſchlechte Proben von der Tapferkeit ſeiner elenden Truppen, die der erſte Kanonenſchuß auseinander ſprengte. Er floh nun nach Namur, wo er ſich bis auf eine Macht von 30,000 Mann verſtärkte. Bender konnte nur an die Behauptung von Luxemburg denken, denn ſeine ganze Streitkraft beſtand aus 10,000 Mann. Am 7. Januar wurde eine Generalverſammlung der Provinzen Brabant,

Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Antwerpen, Tournay, Geldern und Limburg eröffnet. Cardinal Frankenberg führte das Präſidium, van der Noot und van Eupen lenkten den ganzen geſetzgebenden Körper. Damit es offenbar werde, auf welchen Beiſtand dieſer Congreß ſeine Souveränetät erbaue, nannte man öffentlich England, Preußen und Holland als Garanten der neuen Republik. Leempöl, der Geſchäftsträger der abgefallenen Stände im Haag, erklärte: die drei alliirten Mächte würden niemals zugeben, daß die jetzige Conſtitution der Belgier verändert werde. Bei ſo mächtigen Stützen der Revolution mußte die Vermittelungsmiſſion Cobenzl's mißlingen. Die Niederlande waren verloren.

Zweiundvierzigſtes Capitel.

Die deutſchen Händel. Vorwände des Fürſtenbundes. — Die Panisbriefe. — Händel mit Paſſau. — Project des Austauſches von Baiern gegen die Niederlande. — Der Fürſtenbund.

So wie die Angelegenheiten der Niederlande, ſpinnen ſich die deutſchen Händel durch den ganzen Zeitraum der joſephiniſchen Regierung. Wir müſſen daher, um ſie im Zuſammenhang zu erzählen, auf die Zeit ihres Urſprungs zurückgehen.

Friedrich II. und ſeine Anhänger trugen ſich ſeit lange mit dem Gedanken an einen Bund der Fürſten gegen den Kaiſer, welcher den Zweck haben ſollte, auf das Kräftigſte der Macht des Kaiſers entgegenzuwirken und den Einfluß Oeſterreichs auf Deutſchland in demſelben Grade zu ſchwächen, in welchem dadurch der Einfluß Preußens Zuwachs erhalten möchte. Da jedoch ein ſolcher Bund in Deutſchland augenſcheinlich verfaſſungswidrig war, als ein Bund im Bunde gegen das Reichsoberhaupt, ſo gab es kein ſchicklicheres Mittel, dieſen böſen Schein zu entfernen, als die Beſchützung der Reichsverfaſſung gegen das Oberhaupt zum Vorwand zu nehmen. Um dieſen einigermaßen zu recht-

fertigen, legte man auf die unbedeutendsten Aeußerungen der kaiserlichen Autorität ein übermäßiges Gewicht und stellte sie als grobe Anmaßungen dar, wodurch die Reichsverfassung, somit die Rechte und Interessen aller deutschen Fürsten gefährdet würden. Um dies zu bewerkstelligen, mußte man sich vorzüglich bemühen, auch die kleinsten Vorrechte des Kaisers in Zweifel zu ziehen oder ihre Geltendmachung in einem gehässigen Lichte darzustellen.

Ein solches Vorrecht waren die Panisbriefe, nach welchen die deutschen Kaiser von jeher befugt waren, in jedem deutschen Stift einem Laien Unterhalt anzuweisen. Dieses Vorrecht, Laienpfründen an verdiente Veteranen oder sonstige Begünstigte zu verleihen, welches seit Karl VI. nur in Vergessenheit gerathen war, machte Joseph 1783 wieder zu Gunsten alter Soldaten oder Staatsbedienten geltend, und vertheilte Panisbriefe auf die meisten Stifter Deutschlands. Zugleich wurde einigen reichsunmittelbaren Stiftern in Schwaben aufgegeben, für die bisherige Nichtanwendung dieses Rechts an die kaiserliche Casse eine mäßige Entschädigung zu bezahlen und sich für die Naturalverpflegung mit Geld abzufinden, wo erstere wegen Entfernung des Paniſten nicht thunlich war. Da die Verleihung dieser Panisbriefe ein altes, verfassungsmäßiges Vorrecht der Kaiser war, so war der Kaiser nicht verpflichtet, der Reichsversammlung desfalls ein Ansuchen zu stellen, ein Unterlassen, das ihm jedoch sehr zum Vorwurf gemacht wurde. Als nun solche Verleihungen auch auf Stifter in preußischen Provinzen, nach Magdeburg, Halberstadt u. s. w. gelangten, fragten diese bei ihrem König an, ob sie den an sie gemachten Zumuthungen Folge leisten sollten. Friedrich II. ergriff den Anlaß zur Kränkung des kaiserlichen Ansehens mit Eifer und befahl nicht nur die Rücksendung der kaiserlichen Panisbriefe mit dem Bemerken, daß dieses kaiserliche Recht bei den preußischen Stiftern nicht hergebracht gewesen sei und daß ihr Souverän ihnen ausdrücklich untersagt habe, dasselbe anzuerkennen, sondern brachte es auch dahin, daß Kurhannover und viele andere protestantische und katholische Reichsstände sein Beispiel nachahmten, sämmtlich das Herkommen zum Vorwand gegen des Kaisers Recht nehmend. Alle preußisch gesinnten oder im Solde Preußens stehenden Publicisten setzten zu-

gleich ihre Federn in Bewegung, um dies falſche Argument noch weiter auszuſpinnen. Um nicht einem unnützen Streit aus Anlaß eines ſo unbedeutenden Gegenſtandes Nahrung zu geben, ließ der Kaiſer die Sache fallen, allein als er Verſuche machte, anderweitige Anſprüche auf Landeshoheit und Beſteuerung im ſchwäbiſchen Kreiſe und in anderen Gebieten, wider das Herkommen, geltend zu machen, wurde auch der ohnehin ſchon mißgünſtige, durch Joſephs Eifer gegen Mißbräuche gekränkte Reichshofrath in den Streit gezogen und veranlaßt, dem Kaiſer Vorſtellungen zu machen, worauf dieſer ihm verbot, ſich in die Sache zu miſchen. Friedrichs II. Gegenwirken beſchränkte ſich in allen dieſen Händeln nicht darauf, das Intereſſe ſeiner Provinzen gegen veraltete Kaiſerrechte wahrzunehmen, ſondern er bemühte ſich, wie aus dem Folgenden noch deutlicher werden wird, des Kaiſers Macht zu ſchwächen und ſein Anſehen zu untergraben.

„Als die Avaren um das Jahr 737 weiter vordrangen," ſo hob die hiſtoriſche Gelehrſamkeit der geiſtlichen Hochſtiftfreunde ihre Erzählung von den kläglichen Händeln Joſephs mit Paſſau an, „über die Enns ſetzten und den uralten erzbiſchöflichen Sitz in Norico ripensi, Lorch, Laureacum, zerſtörten, begab ſich der Erzbiſchof Wiwilo mit ſeiner Cleriſei nach Paſſau und errichtete dort ein Hochſtift, unter Einwilligung des Herzogs Odilo von Baiern, der ihn mit vielen Gütern und mit dem Marktrechte, desgleichen mit Allem, was er in und bei Paſſau beſaß, beſchenkte. Der heilige Bonifaz theilte nachher Baiern in vier Kirchſprengel: Salzburg, Freiſing, Regensburg und Paſſau. Damals hieß das Land Hunnia und Avaria. . . . Kaiſer Arnulf befreite, auf Anſuchen des Biſchofs Wiching, im Jahr 898 das Stift Paſſau von aller weltlichen Gewalt und allen bürgerlichen Laſten und Abgaben, und verbot den Staatsbedienten und jeder obrigkeitlichen Perſon, irgend eine Gerichtshandlung oder ſonſt eine Amtsverrichtung weder über die Miniſterialien, noch über die Bürger und Unterthanen des Stiftes auszuüben, ſeine Güter nicht mit Abgaben, Dienſten, Pfändungen ꝛc. zu beläſtigen." Aus dieſen grauen Zeiten, da noch kein öſterreichiſcher Fürſt war, ſchrieben ſich die Diöceſanrechte des Hochſtiftes Paſſau, eines Staates, der in eilf Jahrhunderten durch eine lange Reihe gottſeliger und

schöfe, aus milden Gaben und durch baaren Kauf, gebildet
Sprengel dieses Hochstifts erstreckte sich bis auf die neueren
einen großen Theil des Erzherzogthums Oesterreich. Die
taatsveränderungen, welche nach den Zeiten Arnulfs in
Hunnia Statt fanden, sollen, nach Versicherung der ur-
chriftsteller, unbeschadet der Diöcesanrechte des Hochstifts
sich gegangen sein. Demnach hätten die blutigsten Um-
welche diese Länder erfuhren, Umwälzungen, welche die
ergegangener Einrichtungen bis auf den Namen vertilgten,
prüche Passau's, welche sich auf Oesterreich erstrecken, nicht
nen. Es entstanden seitdem große Städte in dem Spren-
sthums, und die Herzoge von Oesterreich fanden in ver-
iten jene Freiheiten und Ansprüche Passau's unbequem und
eren zu entledigen, doch die Kaiser kamen Passau wieder-
e und bestätigten seine Rechte. Allein Karl V. räumte
Oesterreich das landesherrliche Voigteirecht über alle Stifts-
n den Grenzen seiner Erbländer ein, welches jedoch viel-
bestritten worden. Der Zwist spann sich durch alle
fort. Als Karl VI. das Bisthum Wien zum Erz-
ben ließ, trat er mit dem Bischof von Passau in Un-
, in deren Folge der Letztere das ganze Viertel unter
Walde mit 69 Pfarreien, 2 Abteien und einer Probstei
r abtrat, jedoch mit Vorbehalt seiner Eigenthums- und
über die Lehen, so wie des Patronats- und Ernennungsrechts
en und bischöflichen Tafelgüter in der abgetretenen Pro-
gen garantirte Karl VI. die Integrität des Hochstiftes
sein kaiserliches Wort für sich und seine Nachfolger. Außer-
eine große Menge urkundlicher Nachweisungen, woraus
iedene Rechte schöpfte, mit welchen wieder andere Urkunden
ch standen.

Joseph, der keinen fremden Einfluß in seinen Staaten
deshalb den Orden ihre Verbindungen mit auswärtigen
em Papst untersagt hatte, machte diesen Streitigkeiten ein
er am 13. März 1783 nach dem Ableben des Cardinal-

biſchofs von Paſſau, aus dem Hauſe Firmian, durch den Landeshauptmann dem Ordinariat verkündigte: „Es bleibe nun das ganze Land Oeſterreich ob der Enns, wie auch das Innviertel, von der Paſſauiſchen Diöceſe getrennt, und würden die dortigen Güter demnächſt in Beſitz genommen werden.“ Demzufolge wurde der ganze, in Oeſterreich gelegene Theil des Paſſauer Sprengels theils dem Erzbisthume Wien, theils dem neuen Bisthume zu Linz zugetheilt und die Güter des Hochſtiftes einſtweilen verwaltet, bis hinſichtlich derſelben mit dem Hochſtift ein Abkommen getroffen ſein würde. Die aus dieſem Verfahren entſtehende Streitfrage war rein kirchenrechtlich, und jenes ſtand im Einklang mit der Reformation der Seelſorge, welche Joſeph bewerkſtelligte. Nur der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, welche Joſeph von der erbländiſchen Kirche beſtellt wiſſen wollte, galt dieſe Maßregel, über welche das Paſſauer Domcapitel demungeachtet Klage erhob. Es ſchützte dabei den weſtphäliſchen Frieden und die Wahlcapitulation vor, durch welche der Kaiſer die Erhaltung und Schützung der Reichsſtände zugeſichert habe, allein der Kaiſer erklärte, er ſei weit entfernt, den reichsſtändiſchen Gerechtſamendes Hochſtiftes zu nahe treten zu wollen, und es ſei ihm unerwartet, daß man die ueue Einrichtung der Diöceſen aus einem Geſichtspunkt betrachte, der mit ſeinen Beweggründen keineswegs vereinbar ſei. Von ſeinen Souveränetätsrechten und Pflichten für das Wohl der Unterthanen und das Beſte der Seelſorge könne er nicht abſtehen. Zugleich erklärte Kaunitz auf das Beſtimmteſte: „daß keine Rückſicht den Kaiſer von ſeinem, auf das Beſte der Religion und die erbländiſche Seelſorge abzielenden Endzweck ableiten werde; in Abſicht der eingezogenen Güter aber ſei man bereit, ſich in gütliches Einverſtändniß einzulaſſen, und eine billige und großmüthige Uebereinkunft von Seiten des Kaiſers werde blos von des Domcapitels Betragen abhängen.“

Allein dieſem war die durch Preußen vorbereitete Stimmung der Reichsſtände und die Bereitwilligkeit, jeder Feindſeligkeit gegen den Kaiſer Vorſchub zu leiſten, nicht unbekannt. Es wandte ſich daher getroſt an die Mitglieder des Reichstages, an welche es ſeine Beſchwerden dergeſtalt abfaßte, daß dadurch vornehmlich gezeigt wurde, welche

traurige Folgen für andere Stände aus jenen vorgeblichen Souveränetätsrechten erwachſen müßten.

Daſſelbe Syſtem des Kaiſers, das Perſonale und die Realitäten der katholiſchen Hierarchie in allen öſterreichiſchen Staaten von dem Landesherrn abhängig zu machen — ein Syſtem, völlig begründet in den Souveränetätsrechten des öſterreichiſchen Kaiſers — welches die Paſſauiſchen Streitigkeiten veranlaßt hatte, wurde gleichmäßig noch auf anderen Seiten ausgeübt. So wurde von Salzburg die Abtretung ſeiner Diöceſanrechte über den Grätzer und Marburger Kreis verlangt, obgleich es dieſelben ſeit tauſend Jahren her ausgeübt hatte, und die Trennung der vier öſterreichiſchen Bisthümer Gurk, Lavant, Seckau und Leoben von der Metropolitandiöceſe zu Salzburg, deren Biſchöfe zum Theil von Salzburg ernannt wurden. Der Erzbiſchof von Salzburg, ſonſt ein eifriger Beförderer der Reformen Joſephs, leiſtete doch hinſichtlich dieſes Begehrens in einigen Punkten Widerſtand und es wurden, um dieſen zu beſiegen, die ſalzburgiſchen Güter auf eine Zeit lang eingezogen, doch kam es endlich zu einem Vergleiche, wonach Salzburg die erzbiſchöflichen Rechte zu Lavant, Seckau und Gurk gelaſſen wurden. Im Einklang mit den kaiſerlichen Verfügungen gegen Paſſau und Salzburg ſtanden jene, durch welche der Biſchof von Lüttich ſeiner Diöceſanrechte in den öſterreichiſchen Niederlanden, der von Regensburg jener in Böhmen (Egerkreis) verluſtig wurden. Alle dieſe Unternehmungen lagen ſo ſehr außer aller Beziehung zu dem deutſchen Reiche, daß ſich Niemand darin von ſelbſt darum bekümmerte und die öffentliche Meinung, beſonders auf Seiten der Proteſtanten, ſich günſtig dafür ausſprach; allein es fehlte nicht an geſchickten Schriftſtellern, welche die Sache mit Kunſt ſo zu drehen wußten, daß dieſe rein kirchlichen Händel als weſentliche Verletzungen der Reichsverfaſſung erſcheinen mußten. Ohne in Abrede zu ſtellen, daß hier und da durch des Kaiſers Eifer manches alte Recht gekränkt wurde, kann man doch nirgends die ihm untergeſchobene Tendenz aller ſeiner Unternehmungen im deutſchen Reiche ſo vollſtändig gerechtfertigt finden, wie die preußiſchen Scribenten.

Ein Hauptbeſchwerdepunkt war das Project des Austauſches von Baiern gegen die Niederlande. Welch ein ſchwieriger Beſitz die Nie-

derlande für Oeſterreich von jeher waren, dafür ſprechen traurige Thatſachen. Weder die geographiſche Lage, noch die Landesverfaſſung, weder der Charakter des Volks, noch irgend ein moraliſches, phyſiſches und ſtaatswirthſchaftliches Verhältniß der Niederlande paßte zu der politiſchen Exiſtenz Oeſterreichs, das, durchaus fremdartig in ſeinem Weſen, mit dieſem Beſitze niemals zufrieden war. So unbequem dieſer Beſitz war, ſo erſtrebenswerth, ſo vortheilhaft und einladend war jener von Baiern für Oeſterreich. Sowohl die Nationalität des Volks, als auch die geographiſche Lage, die Handels- und ökonomiſchen Verhältniſſe, endlich die politiſche Bedeutung dieſes Landes gaben ihm faſt den Charakter eines getrennten urſprünglichen Beſtandtheils, der erſt dann, wenn er mit dem mütterlichen Ganzen wieder vereinigt würde, den vollen Umfang ſeines politiſchen Lebens, zu dem er beſtimmt ſchien, entwickeln könne. Mit Baiern vereinigt würde Oeſterreich den ganzen Staatenbund nach Oſten beſſer arrondirt, den ganzen Lauf der Donau, ſo weit ſie ſchiffbar iſt, erworben und dadurch eine höchſt vortheilhafte Verbindung mit dem europäiſchen Weſten gewonnen haben.

Allein eben das Vortheilhafte des Planes für Oeſterreich war ſeinen Feinden höchſt anſtößig. Unter ihnen hatte der König von Preußen das meiſte Intereſſe, jede politiſche Entwickelung des öſterreichiſchen Staats in demſelben Grade zu verhindern, in dem es ſeine eigene beförderte.

Schon im Jahre 1784 hatte der König von Preußen ſeinem Cabinetsminiſterium den Entwurf eines Fürſtenbundes mitgetheilt, Frankreichs Beitritt zu gewinnen geſucht und dem Herrn v. Herzberg aufgetragen, den Gegenſtand vollſtändiger zu entwickeln und den Nutzen einer ſolchen Anſtalt auseinander zu ſetzen, aber ſchon damals von Seiten ſeines eigenen Cabinetsminiſters, des Grafen Finkenſtein, Mißbilligung gefunden. Im Entwurfe war die den wahren Zweck einhüllende Abſicht ausgeſprochen, die Verfaſſung des Reichs gegen widerrechtliche Gewalt zu ſchützen. Der weſentlichſte Sinn deſſelben aber war in folgender Stelle ausgeſprochen, welche auf ganz ſpecielle Zwecke hindeutet:

„Wenn Jemand, wer es auch ſei, die verbündeten Fürſten, oder auch jedes andere Mitglied des Reichs, von welcher Religion es ſei, geiſt-

lichen oder weltlichen Standes, in ſeinem wirklichen Beſitzſtande mit eigenmächtigen Anſprüchen, mit Säculariſationen und Entgliederung hoher und niederer geiſtlicher Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauſchungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Tractaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, ſo verbinden ſich die vereinigten Fürſten, daß ſie alle reichsgeſetzmäßige Mittel und alle ihre habenden Kräfte dahin anwenden wollen, um ſolchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden. In jedem beſondern Falle wollen die verbündeten Fürſten ſich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das ſchleunigſte berathſchlagen, entſchließen und vereinigen, auch ſich dazu im Voraus, ein jeder nach ſeinen Kräften und Umſtänden, ſo viel als möglich vorbereiten und einrichten."

Die Mittheilung dieſes Entwurfs an die Reichsſtände bewirkte um ſo leichter den Beitritt einer gewiſſen Anzahl, da die preußiſche Regierung das Gerücht hatte ausſtreuen laſſen, daß der Kaiſer geſonnen ſei, alle ſeine Projecte mit Gewalt ins Werk zu ſetzen. Der kaiſerliche Hof, hierüber mit Recht entrüſtet, erließ nun ein Rundſchreiben an alle kaiſerliche Geſandtſchaften, worin dieſen falſchen Gerüchten nicht nur widerſprochen, ſondern dieſelben widerlegt wurden. Allein dieſe Schritte des kaiſerlichen Hofes kamen zu ſpät, um das, was der König insgeheim ſchon lange, und ehe noch Beſchwerden vorhanden waren, vorbereitet, zu hindern.

Genauere Unterhandlungen wurden von Preußen zuerſt mit Kurſachſen und Hannover angeknüpft, welche Abgeſandte nach Berlin ſchickten, um das Geſchäft zu vollenden. Schon Ende Juni begannen die Conferenzen und das Geſchäft wurde mit ſolcher Eile betrieben, daß ſchon den 23. Juli der von den vier Bevollmächtigten unterzeichnete Tractat vorgelegt werden konnte. Nach demſelben war der Zweck des Bundes: „weſentlich dahin ſich zu verwenden, daß die Reichskreiſe in ihrer Conſiſtenz, Integrität und Verfaſſung in keiner Art verletzt würden — vorzüglich wollen ſie mit allem Nachdruck dahin ſich bearbeiten, daß ſämmtliche Stände bei ihren Landen und Gerechtſamen, auch Haus-, Familien- und Succeſſionsverfaſſungen unbeſchwert belaſſen werden."

Dem Bündniß ſchloſſen ſich nun noch viele andere Reichsſtände an, ſo daß am Ende nur Würtemberg, Oldenburg, Heſſendarmſtadt, Kurcöln, Münſter und Trier dem Kaiſer treu blieben. Friedrichs Abſicht war ſomit erreicht, der Bund war geſchloſſen. In der Folgezeit erwies ſich dieſer jedoch als zweck- und folgenlos, aber wohl eher, weil Friedrich vom Schauplatze der Welt abgetreten, als weil Joſeph ihm bald in das Schattenreich nachgefolgt war.

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Der Streit mit Holland. — Der Barrierevertrag. — Aufhebung der Barriere. — Weitere Forderungen an die Republik.

Während Joſeph im Innern der Erbſtaaten, im deutſchen Reich, mit dem römiſchen Hof und auf vielen andern Seiten in Händel verwickelt war, verführte ihn eine die menſchliche Kraft überſteigende Kühnheit, noch weiteren Streit anzufangen. Da Joſeph die Handelsbedeutſamkeit der öſterreichiſchen Monarchie erheben, ihre Feſſeln löſen und alle ſeinen Entwürfen und der freien Ausbreitung ſeiner Macht entgegenſtehenden, politiſchen Schranken beſeitigen wollte, ſo konnte ſeiner Aufmerkſamkeit weder der Barrierevertrag, noch die beſchränkte Scheldeſchifffahrt entgehen.

Nach dem Frieden von Münſter hatte die Republik der vereinigten Niederlande die Nothwendigkeit erkannt, eine Vormauer gegen Frankreich zu erhalten, die im Stande wäre, ſie gegen die ehrgeizigen Abſichten dieſer Krone zu ſchützen. Dieſes Syſtem wurde allmälig eine Grundmaxime ihrer Politik, die ſich endlich nach Karls II. Tode in allen ihren Richtungen entwickelte. Daher traten ſie auch 1701 der großen Allianz bei, weil ſie ſich der Vormauer beraubt ſahen, die ſie zwiſchen ſich und Frankreich an den ſpaniſchen Niederlanden in der ſogenannten Barriere hatten. Der Kaiſer machte ſich jedoch damals nicht anheiſchig, den Holländern das Recht einer Privatbeſatzung in den

Plätzen der österreichischen Niederlande einzuräumen, noch weniger aber ihnen Subsidien zu bewilligen, die diesen Ländern zur Last fielen. Erst 1707 fingen die Holländer an, sich über diese beiden Punkte mit England ins Einverständniß zu setzen, zum größten Mißfallen des Kaisers. Die Folge davon war, daß im Frieden von Utrecht ausgemacht wurde, daß die Niederlande dem Hause Oesterreich nicht eher zurückgegeben werden sollten, als bis sich dasselbe mit Holland über die Barriere würde verständigt haben, worauf 1714 zu Antwerpen Conferenzen gehalten und 1715 der Barrieretractat geschlossen wurde. Karl VI. überließ in demselben den Holländern das Besatzungsrecht in seinen niederländischen Festungen Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Knocke; Dendermonde hingegen sollte zugleich von Oesterreich besetzt werden. Der wesentliche Inhalt dieses Vertrages war folgender:

1) Die Generalstaaten sollen dem Kaiser vermöge der großen Allianz vom Jahr 1701 alle Provinzen der Niederlande, sammt denjenigen, welche Frankreich vor kurzem abgetreten hat, übergeben, welche stets mit den Staaten des Hauses Oesterreich in Deutschland vereinigt bleiben sollen. 2) Der Kaiser verspricht, daß nie ein Theil oder Stück Landes der Niederlande weder an die Krone Frankreich, noch an einen Prinzen, oder Prinzessin, oder Verwandten von Frankreich, oder an einen andern, der nicht Nachfolger und Besitzer des Hauses Oesterreich wäre, fallen soll, unter welchem Titel oder Vorwand solches auch geschehen möchte. 3) In den österreichischen Niederlanden soll zu ihrer Sicherheit ein Corps von 30 — 35,000 Mann unterhalten werden, wozu der Kaiser drei Fünftel und die Generalstaaten zwei Fünftel geben sollten. 4) Der Kaiser bewilligt den Generalstaaten eine Privatbesatzung in den Städten und Schlössern Namur und Tournay, in den Städten Menin, Furnes, Warneton, Ypern und in den Forts Knocke... 6) Die Generalstaaten mögen in den Barriere-Plätzen die Gouverneurs und Stabsofficiere nach ihrem Gefallen setzen, doch unter der Bedingniß, daß es keine solchen Personen sein sollen, welche dem Kaiser aus besonders anzuführenden Ursachen unangenehm oder verdächtig sein möchten. 7) Diese Stabsofficiere sollen in Allem, was die Bewahrung, die Sicherheit und andere Kriegsdienste in ihren Plätzen betrifft,

ganz allein von den Generalstaaten abhängen, doch sollen sie verbunden sein, dem Kaiser nach einem dem Friedensschluß beigefügten Formular zu schwören, gedachte Plätze unter der Souveränetät des Hauses Oesterreich zu erhalten und sich in keine andere Angelegenheiten zu mischen. 8) Der Generalgouverneur der Niederlande soll sogar berechtigt sein, in den Barriere-Plätzen die Parole auszutheilen.... 9) Die Truppen der Generalstaaten sollen die freie Uebung ihrer Religion haben. Was die Religion in Rücksicht der Einwohner der österreichischen Niederlande betrifft, so sollen die Sachen in dem nämlichen Zustand bleiben, in welchem sie unter der Regierung Karls II. gewesen sind. 10) Alle Kriegsmunition, Artillerie, Waffen, Materialien zum Festungsbau, das Getreide, wenn daran Mangel ist ꝛc., sollen frei und ohne Zoll auf vorzuzeigende Pässe durchgeführet werden.... 11) Die Generalstaaten können ihre Besatzungen nach Gutdünken verändern.... 13) Die Generalstaaten können die Plätze auf ihre Kosten befestigen.... 14) Die Briefe und Boten, sowohl ordentliche als außerordentliche, sollen aus den vereinigten Provinzen in die Barriere-Städte und aus diesen in jene frei passiren.... 18) Der Kaiser tritt den Generalstaaten in dem Oberquartier von Geldern die Stadt Venloo mit ihrem Gebiete, die Forts St. Michel und Stovenschwert und so viel Land ab, als zur Erwartung ihrer Festungswerke diesseits der Maas nöthig ist... Auch tritt der Kaiser den Generalstaaten die ganze Landschaft Montfort ab, mit Ausnahme der Dörfer Swalcut und Eliot, die sich derselbe reservirt. Die Generalstaaten sollen die Gewohnheiten und Privilegien der Einwohner dieser Districte, sie seien bürgerliche oder geistliche, erhalten, ingleichen das Diöcesanrecht des Bischofs von Ruremonde.... Die Zölle auf der Maas sollen ohne gemeinschaftliche Verabredung weder erhöhet, noch vermindert werden können. Der Kaiser soll diejenigen einziehen, welche zu Ruremonde und zu Novagne fallen, die Generalstaaten aber diejenigen, welche zu Venloo entrichtet werden... 29) Der Kaiser bewilligt den Generalstaaten eine jährliche Subsidie von 500,000 Thalern.... 26) In Ansehung der Handlung sollen die Zölle in den Niederlanden von den eingehenden englischen und holländischen Waaren auf dem nämlichen Fuß bleiben, auf welchem sie gegenwärtig stehen. Uebri-

gens soll die Handlung der österreichischen Niederlande und der vereinigten Provinzen auf dem Fuß des Münsterschen Friedensschlusses bleiben.

Man sieht auf den ersten Blick, wie demüthigend und nachtheilig dieser Vertrag nicht nur für die österreichische Macht, sondern auch für das Volk der österreichischen Niederlande werden mußte.

Joseph beschloß, persönlich von den Verhältnissen der Niederlande Einsicht zu nehmen. Die Belgier kamen ihm vertrauensvoll entgegen und brachten alle ihre Beschwerden vor, welche langjährige Abwesenheit der Regenten gehäuft hatte. Aus der Prüfung ihres Wohlstandes ergab sich, daß er zwar durch Fleiß wohlgediehen sei, aber von dem großartigen Reichthum der benachbarten Republik sehr in Schatten gestellt werde. Die Gewerbe und der Handel Belgiens waren tief gesunken und nur der Ackerbau erhielt die Nation, die Landescultur war auf das Höchste gestiegen und, wie nachmals die Gegner Josephs beim Tauschproject selbst gestanden, keiner Fortschritte fähig. Daher war der gegenwärtige Zustand der Provinz noch blühend, aber mit tiefer Bekümmerniß sah Joseph den Stillstand der Wohlhabenheit, welche, wenn durch die wachsende Bevölkerung die Bedürfnisse der Nation vermehrt wurden, nothwendig zum Mangel herabsinken mußte. Und doch war die Lage des Landes zur Erhöhung der Nationalthätigkeit äußerst günstig, aber die schönsten Gelegenheiten ohne Nutzen. Antwerpen, eine prächtige Stadt an einem herrlichen Strom, war menschenleer, der Hafen ohne Schiffe. Wie verschieden war dagegen die äußere Physiognomie Hollands von der seiner Schwesterprovinzen! Joseph sah hier einen wuchernden Reichthum, eine rastlose Thätigkeit und einen üppigen Handel, der sich auf Kosten der österreichischen Niederlande ernährte.

Was hier der Kaiser mit eigenen Augen sah, war seinem patriotischen Minister Kaunitz längst bekannt. Er stimmte darin mit dem Kaiser vollkommen überein, daß der österreichische Hof die belgischen Provinzen aus ihrer Abhängigkeit befreien und den letzten Rest einer Anstalt vertilgen müsse, die sich so verderblich für dieselben erwiesen hatte. In Folge dieses Entschlusses wurde unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers dem holländischen Gesandten in Brüssel bekannt ge-

macht, „der Kaiser habe bei neulicher Anwesenheit in den Niederlanden bemerkt, daß es aus vielen Gründen nicht zuträglich sei, alle Festungen in selbigen beizubehalten, er habe deshalb die Schleifung des größten Theils derselben beschlossen und befohlen, den Generalstaaten hiervon Nachricht zu geben, damit sie den ihre Truppen in den Niederlanden commandirenden Generalen die deshalb nöthige Weisung geben möchten.“ — Die holländische Regierung ließ auf diese sehr unerwartete, zugleich aber sehr unbestimmte Anzeige erwidern: „wie sie, um ihren Truppen angemessene Weisung ertheilen zu können, zuvörderst wissen müsse, welche von den Barriereplätzen unter den Festungen begriffen wären, welche schleifen zu lassen der Kaiser beschlossen habe.“ Das Generalgouvernement gab unverzüglich die Antwort: „keiner der Plätze, in denen holländische Garnisonen sich befänden, sei von des Kaisers Entschluß ausgenommen, und da der Monarch die Schleifung beschleunigt wissen wollte, so erwarte man, daß die Generalstaaten die nöthigen Befehle zur Räumung an alle ihre in den Niederlanden befindlichen Truppen ungesäumt ertheilen würden.“

Vergebens bemühte sich die Republik, den festen Entschluß des Cabinets zu erschüttern. Der Graf von Wassenaar, holländischer Gesandter am Wiener Hofe, ließ später den Inhalt einer Unterredung mit Kaunitz bekannt werden, welche den Eifer charakterisirt, mit welchem die Republik die Sache des Barrierevertrags vertheidigte, und zugleich über die Gesinnungen dieses Staatsmanns Aufschluß giebt. „Ich will,“ sagte Kaunitz, „mit Ihnen ganz offen und freimüthig reden: der Kaiser will nichts mehr von den Barrieren hören; sie existiren nicht mehr. Jeder Tractat hört von selbst auf, sobald die Umstände, die ihn hervorbrachten, aufgehört haben. Der Barriere-Tractat war gegen Frankreich gemacht, jetzt aber sind unsere Verbindungen mit Frankreich von der Art, daß er dadurch gänzlich unnütz wird, und durch diese Verbindung haben wir Ihnen eine viel bessere und ungleich sicherere Barriere gegeben, als jene chimärische war.“

Die Folge der energischen Haltung des Cabinets war, daß am 11. December die Generalstaaten wirklich in die Räumung aller Barriereplätze willigten und alle holländischen Soldaten daraus entfernten.

Durch die Aufhebung der Barriere wurde jedoch noch nichts Wesentliches für das Wohl der Nation gewonnen, sie war nur eine Einleitung zu weit wichtigeren Anordnungen, deren Ausführung vorläufig aufgeschoben wurde, aus Gründen, welche wohl nur in den anderweitigen und gleichzeitigen politischen Entwürfen Josephs zu suchen sind. Durch die Aufhebung der Barriere und des darauf haftenden Vertrags suchte sich der Wiener Hof vorzüglich der Hindernisse anderer Projecte, welche in den Vertragsartikeln enthalten waren und namentlich auf den Austausch von Baiern bezogen werden konnten, wie nachmals wirklich geschah, zu entledigen, um freieren Spielraum für ein größeres Wirken zu gewinnen.

Gemäß alten Vergleichsverträgen hatte Oesterreich noch einige Ausdehnung seiner Grenzen gegen Holland anzusprechen und dies in den verschiedenen Zeitperioden zu thun versäumt. Demungeachtet waren diese Rechte niemals förmlich aufgegeben worden. In Folge seiner Rechtsansprüche, gegen die man nichts einzuwenden hatte, als den streitigen Barrierevertrag, welchen Holland als eine Aufhebung seiner Pflicht zur Rückgabe betrachtete, ließ Joseph im November 1783 einige Forts besetzen und durch den Grafen Belgiojoso, bevollmächtigten Minister in Brüssel, den holländischen Commissären folgende Forderungen an die Republik vorlegen: 1) So wie Maria Theresia bereits erklärt hatte, keinen andern Grenzvertrag anzuerkennen, als den von 1664, und alle später, besonders durch die Tractaten von 1715 und 1718, verglichenen Grenzen als nicht gültig zu betrachten, so bestehe auch Joseph II. darauf, daß überall Alles auf den Fuß gesetzt werde, wie es der Convention von 1664 gemäß sei, und verlange, daß Holland herausgebe, was es in Kraft späterer Verträge in Besitz habe. 2) Die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrich-Heinrich sollen geräumt und geschleift, von den Werken der Forts Liefkenshoek und Lillo aber solle der Theil, der die ehemals bestimmten Grenzen überschreite, geschleift werden. 3) Das Wachtschiff, welches Holland bei dem Fort Lillo hatte, soll für immer zurückgezogen und des Kaisers Hoheit über den Theil der Schelde in dieser Gegend anerkannt werden. 4) Stadt und Festung Mastricht sollen abgetreten werden, weil

die Republik dieſes in einem mit Spanien am 30. Auguſt 1673 abgeſchloſſenen Tractat verſprochen habe. 5) Alles Land über der Maas, als zu Maſtricht gehörig, ſoll aus gleichem Grunde abgetreten werden. 6) Noch mehrere andere Diſtricte und Orte werden aus verſchiedenen Gründen zurückgefordert. 7) Die aus den jetzt abzutretenden Landen von Holland, während es ſie beſeſſen, bezogenen Einkünfte ſollen erſetzt werden. 8) Von dem Antheil der Niederlande, welchen Holland nach alten Tractaten beſaß, werden die an Spanien ehemals rückſtändig gebliebenen Abgaben gefordert. 9) Der Kaiſer verlangt Entſchädigung ſeiner Unterthanen für die Zölle und Abgaben, welche dieſe vielleicht nicht würden haben bezahlen müſſen, wenn der ſeit ſo vielen Jahren verabredete Handels-Tractat zu Stande gekommen wäre. 10) Die in den Kriegen mit Frankreich verloren gegangene Artillerie der von Holländern beſetzt geweſenen Barriereplätze ſoll nach ihrem jetzt auszumittelnden Werth erſetzt werden. 11) Endlich wurde Befriedigung mehrerer Corporationen und Familien verlangt, welche für die in älteren Kriegen an die holländiſche Armee geleiſteten Lieferungen noch Forderungen machten.

Dieſe Forderungen bargen jedoch nur des Kaiſers Hauptzweck, die Freiheit der Scheldeſchifffahrt zu erlangen und Antwerpen zum Freihafen zu erklären. Dieſe Abſicht gab er auch im Verfolg der Unterhandlungen auf eine Weiſe kund, welche zwar ſeine wohlwollende Geſinnung gegen ſeine Völker, aber höchſt unklug einige Geringachtung alter Verträge verrieth. Schon früher hatte man gegen alle ſeine Rechtsanſprüche, vielleicht nicht ohne Grund, eingewendet: das Haus Oeſterreich habe die Niederlande von den Seemächten nur ſo erhalten, wie ſie Karl II. beſeſſen, und nicht anders, und nun erhob ſich große Entrüſtung über die kategoriſche Zumuthung, welche der Kaiſer plötzlich (23. Auguſt 1784) der Republik machte: „Das Verlangen, der Republik ſeine Freundſchaft zu beweiſen und mit ihr in gutem Verſtändniß zu leben, habe auf ein Auskunftsmittel geführt, das, wie der Kaiſer hoffe, mit Dankbarkeit angenommen werden werde. Er ſei bereit, auf alle ſeine gemachten Forderungen zu verzichten, wenn die Republik dagegen erkläre, die Schelde zu öffnen und die Schifffahrt auf derſelben

frei zu lassen, auch den niederländischen Unterthanen nicht weiter zu wehren, aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen Schifffahrt und Handel zu treiben. Werde dieses bewilligt, dann bedürfe es nichts weiter, als die Räumung und Schleifung einiger alsdann unnütz gewordenen Forts und die Regulirung der Grenzen nach dem ältern Vertrage von 1664, um den Kaiser zu bewegen, allen und jeden übrigen Forderungen an Land- oder Geldentschädigungen für immer zu entsagen."

In Folge dieser drohenden Erklärung des Wiener Hofes, welche die unparteiische Geschichte als ein gewaltsames Verfahren gegen anerkannte Rechte niemals gutheißen wird, wurde der Scheldestreit eine europäische Angelegenheit, über welche die verschiedensten Meinungen herrschten. Das Begehren Josephs war so natürlich, menschenfreundlich und absolut gerecht, daß viele Schriftsteller und Politiker, wo ihn die Menschenliebe begeisterte, ihn mit Eifer vertheidigten, aber das Begehren in seiner einzigen Beziehung auf Holland und die bestehenden Friedensverträge betrachtet erschien gleichzeitig allem Völkerrecht zuwider, folglich ungerecht, gewaltsam und die Gesinnung des Kaisers, welche sich darin aussprach, für die Ruhe Europa's höchst gefährlich. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller machten die Sache zum Gegenstand eines interessanten Federkriegs, der das lebhafteste Interesse erregte. Einen furchtbaren Gegner fand Joseph an dem Grafen von Mirabeau, der in der nachherigen Revolution so gewaltig auf die Stimmung der Nation wirkte und nun den vielen zu Gunsten Josephs erschienenen polemischen Schriften eine Broschüre entgegenstellte, in der er das Unrecht des Kaisers mit all der erfinderischen Gewandtheit seines Geistes darstellte.

Am gefährlichsten für Josephs Pläne war die Mißbilligung vieler Staatsmänner und der interessirten Höfe Europa's, welche ihn traf. Vor diesen Richtern galt nur die Kraft der Verträge von Münster und vom Jahre 1731 zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, worin Oesterreich für immer auf Handel und Schifffahrt seiner Niederlande nach Ostindien verzichtet hatte. Die Generalstaaten konnten daher auf Unterstützung rechnen, als sie sich auf diese völkerrechtlichen Bestimmungen beriefen und fest erklärten, sie könnten keine Zugeständnisse

machen, welche die Unabhängigkeit, Sicherheit und den Wohlstand der Republik gefährden würden, als sie ferner Anstalten machten, um die Schelde wie bisher den Oesterreichern zu verschließen. Die Gewißheit fremden Beistandes gab den Maßregeln der Republik eine Sicherheit und einen so feindselig herausfordernden Charakter, daß der Streit, welcher von Seiten Josephs keineswegs in der Absicht, Krieg hervorzurufen, begonnen wurde, gleich anfangs friedensgefährlich wurde. Sie rief sogleich die Hülfe Frankreichs an und ließ Mastricht und Breda militärisch besetzen, ehe noch Oesterreich Miene machte, Gewalt anzuwenden. Der beleidigte Eigennutz der Republik zeigte sich in auffallenden und lächerlichen Unternehmungen. Die furchtbarsten Anstalten der Gegenwehr wurden getroffen, ehe noch ein Feind vorhanden war, und die Besatzung von Sas van Gent feuerte mit Flinten und Kanonen auf eine Heerde Schafe, die sie für anrückende Oesterreicher hielt. Dies geschah zu einer Zeit, wo eine höchst unbedeutende Truppenzahl in den österreichischen Niederlanden vorhanden war. Mit Mühe vermochte es Frankreich über die Generalstaaten, daß sie nach beschlossenem Widerstand den Weg der Unterhandlungen wieder einschlugen, von welchem Joseph noch nicht abgewichen war. Er hatte sich sogar bereit erklärt, von der Schifffahrt nach Indien abzustehen, wenn nur die Freiheit der Schelde gewährt würde. Allein diese friedliche Stimmung des Kaisers wurde bald durch einen Vorfall gestört, der ihm höchst unvermuthet kam und ihn daher doppelt aufregte. Wider den Rath seines Ministers Kaunitz hatte nämlich Joseph einen Versuch der Scheldefahrt angeordnet und mit Zuversicht erwartet, daß die Holländer kein gewaltsames Hinderniß wagen und „nicht schießen würden.“ Den 8. October 1784 fuhr wirklich die Brigantine Ludwig unter Capitän Iseghem von Antwerpen die Schelde hinab, wurde aber von Sänftingen aus mit Kanonenschüssen empfangen. Man ließ zwar Tags darauf das Schiff nach Antwerpen zurückkehren, aber die Generalstaaten beklagten sich nun bei allen Höfen über die versuchte Scheldefahrt. Ein anderes Schiff von Ostende, welches die Schelde hinauf nach Antwerpen fahren wollte, wurde durch vier Schaluppen von den Holländern aufgebracht.

In Folge dieser Ereignisse wurden alle Unterhandlungen abgebrochen. Der Kaiser, im höchsten Grade aufgebracht, folgte weniger den Eingebungen der Staatsklugheit, — welche ihm einen Krieg zu vermeiden befahl, der Interessen betraf, die keinen Bezug auf das Wohl der ganzen Monarchie hatten, — als jenen seines ungestümen Ehrgefühls. Die Beschimpfung der kaiserlichen Flagge schien ihm ein unerhörter, strafwürdiger Frevel, obgleich sie von Seiten eines Volkes erwartet werden konnte, das sich wenig um die Ehre anderer Nationen, ja kaum um die eigene zu bekümmern gewohnt war.

Es schien nun unvermeidlich, daß Oesterreich werde einen Krieg unternehmen müssen, der, in so großer Entfernung geführt, bei weitem mehr das Wohl der Monarchie gefährdete, als die Eröffnung der Schelde es gefördert haben würde. Der Bericht über die Vorfälle auf der Schelde war von Kaunitz dem Kaiser mit Beifügung der wenigen Worte „sie haben doch geschossen" übersandt worden. Die ersten Feldherren, mit Ausnahme Lascy's, widerriethen eine Kriegsunternehmung, allein der Kaiser glaubte diese Ehrenkränkung nicht ungestraft lassen zu dürfen und rüstete sich zum Angriff der Republik. Es wurden selbst Anstalten zur Abreise des Kaisers nach dem Kriegsschauplatz gemacht. Auch die Holländer setzten alle ihre Kräfte gegen den Kaiser in Bewegung. Schon den 6. November, also ehe noch ein Angriff Oesterreichs zu besorgen war, setzten sie Lillo und andere Forts unter Wasser. Zugleich bestürmten sie alle fremden Höfe mit Vorstellungen über das Unrecht des Kaisers und insbesondere die deutschen Fürsten mit der Zumuthung, daß sie ihnen Truppen in Sold geben sollten. Als jedoch diesem Verlangen wenig Folge gegeben wurde, machten die holländischen Patrioten den Antrag, die ganze männliche Bevölkerung vom 18. bis zum 60. Jahr unter die Waffen zu rufen und, ehe noch der Kaiser sich selbst gerüstet habe, seine wehrlosen Niederlande zu überfallen. Indessen war dieser heroische Entschluß so wenig der den Holländern inwohnenden Streitkraft gemäß, daß sie ihn weder zu fassen den Muth hatten, noch, wenn sie ihn wirklich gefaßt hätten, der schwachen Besatzung hätten den mindesten Schrecken dadurch erregen können. Als die Holländer ihre Forts unter Wasser setzten und dadurch auch auf österreichischem Boden

großen Schaden anrichteten, sah sich der Commandant von Antwerpen, Fürst de Ligne, genöthigt, die Holländer an ihren Ueberschwemmungen durch Waffengewalt zu hindern, und wollte mit Freuden die Gelegenheit zur Eröffnung des Krieges ergreifen. Er bat das Gouvernement um Erlaubniß, die vier Forts Lillo, Liefkenshoek, Kruitsschanz und Fort Heinrich den Holländern abzunehmen, allein die Regierung von Brüssel hielt sich hierzu nicht ermächtigt.

Preußen, immer Oesterreich abgeneigt, versäumte auch diesmal nicht, sich insgeheim bei den großen Höfen auf eine mißbilligende Art zu äußern. Zwar erklärte Friedrich II. öffentlich, er würde den Absichten des Kaisers kein Hinderniß in den Weg legen, und schlug der Republik die Bitte ab, ihnen den General Möllendorf zum Oberfeldherrn zu geben (welche Abweisung er mit dem Rath begleitete, die Republik solle den Franzosen Maillebois an die Spitze ihrer Kriegsmacht stellen), allein er gab doch den Generalstaaten Erlaubniß, die Kriegsbedürfnisse in den preußischen Ländern anzukaufen, und hielt mit größeren Dienstleistungen wohl nur darum zurück, weil er einsah, daß die politische Existenz Oesterreichs selbst durch Eröffnung der Schelde — die übrigens für Deutschland und insbesondere für das Clevische vortheilhaft gewesen wäre — nicht bedeutend an Macht gewonnen haben würde, weil die Entfernung der Niederlande keinen wesentlichen Einfluß des niederländischen Handels auf die übrige Monarchie zuließ. Indessen wurde im November der Graf von Görz beauftragt, dem russischen Cabinet zu erkennen zu geben: „wie sehr das Benehmen des Kaisers gegen Holland ganz Europa in Erstaunen setze, da solches offenbar eine Verletzung des Friedens von Münster sei, daß dadurch insbesondere die deutschen Fürsten beunruhigt würden, weil jener Frieden die Unabhängigkeit Hollands begründe, und sie sich daher nicht für sicher hielten, daß der Kaiser nicht ebenso den Osnabrücker Frieden, die Grundlage der deutschen Freiheit und Verfassung, bei der ersten Veranlassung zu brechen Willens sein könnte; der König wünsche daher die Gesinnungen der Kaiserin, seiner großen Alliirten, über diesen wichtigen und folgereichen Gegenstand zu erfahren."

Allein die russische Kaiserin war wenig geneigt, den Feindseligkei-

ten Preußens gegen Oesterreich Unterstützung zu leisten. Sie erklärte unumwunden, sowohl dem Grafen Görz, als den Bevollmächtigten Hollands, wie sehr sie die übereilten ungemäßigten Schritte dieser Republik mißbillige und dafür halte, daß die Sache ohne Gewalt hätte beigelegt werden können, denn durch das Vorbeifahren einiger Schiffe würde Holland wenig Schaden gelitten haben und der Weg gütlicher Unterhandlung wäre dann für dasselbe nicht verschlossen gewesen.

Für eine friedliche Wendung des Streits verwendete sich auch Frankreich in Holland und machte die Generalstaaten, welche bereits durch die russischen Erklärungen nachgiebig gestimmt waren, noch nachgiebiger. Der Kaiser, welchem nicht entging, daß sein Versuch, die Scheldeschifffahrt durch Unterhandlungen zu befreien, weiter geführt habe, als es dem politischen Interesse Oesterreichs angemessen sei, zeigte sich nun, um einen so unpolitischen Krieg zu vermeiden, bereitwillig zu Unterhandlungen und erklärte: „daß, wenn vorläufig der Beleidigung der kaiserlichen Flagge eine öffentliche und vor Europa in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, sein Monarch nicht abgeneigt sei, wegen aller seiner Forderungen sich mit einigen kleinen Grenzberichtigungen und einer Entschädigung in Gelde zu begnügen."

Nun war ein Mittel der Verständigung gegeben und Frankreich erklärte jetzt unumwunden, daß, nachdem die wichtigste Forderung des Kaisers beseitigt, kein Grund für seinen König vorhanden sei, mit seinem Bundesgenossen und Schwager einen Krieg anzufangen. Die Generalstaaten, welche wegen der geforderten Genugthuung eben keine Schwierigkeiten machten, fingen jetzt mit dem Kaiser über die Größe der Entschädigungssumme zu markten an. Der Kaiser verlangte fünfzehn Millionen Gulden; allein die Holländer versicherten, so viel nicht geben zu können. Der Kaiser ermäßigte hierauf seine Forderung auf neun und eine halbe Million und außerdem noch eine halbe Millon für seine niederländischen Unterthanen, welche durch die holländische Ueberschwemmung gelitten hätten. Wenn am 22. September, sagte Graf Merci, die Generalstaaten sich nicht erklärt hätten, die Summe entrichten zu wollen, so sehe der Kaiser die Unterhandlungen als abgebrochen an und werde sofort den Krieg anfangen.

Allein auch dies war den Holländern zu viel. Ihre Bevollmäch-

tigten vertrauten endlich dem Vermittler, daß ihre Instructionen ihnen schlechterdings nicht erlaubten, die Summe von fünf Millionen zu überschreiten. Keine Drohung, keine Vorstellung konnte sie bewegen, hiervon abzugehen, und der französische Hof mußte, um sein Vermittelungsgeschäft nicht an dem Geize der Republik scheitern zu sehen, des Kaisers Forderungen aus der eigenen Staatscasse voll machen. So endigte dieser Streit für den kaiserlichen Hof unvortheilhaft, denn die Entschädigungssumme, welche er erhielt, war nur ein Ersatz der Kriegskosten. Wie sehr auch des Kaisers Freunde die Erfolglosigkeit dieses Streites zu bemänteln suchten, so konnte sie doch Niemanden verborgen bleiben, der die Ereignisse in ihrem Zusammenhange verfolgt.

Im Juli 1785 erschienen Graf v. Wassenaar und Baron v. Lynden in Wien, um dem Kaiser die genugthuende Erklärung zu geben: „daß bei den Maßregeln, welche Ihre Hochmögenden zu Behauptung unläugbarer Rechte zu nehmen sich genöthigt gesehen, durchaus nicht ihre Absicht gewesen sei, Seine Majestät zu beleidigen, mit welcher sie vielmehr das gute Vernehmen baldmöglichst herzustellen und unwandelbar zu befestigen sehnlichst wünschten."

In Folge dessen wurden die Präliminarien geschlossen und der ganze Streit bald darauf durch einen Definitivtractat beigelegt, welcher folgende wesentliche Punkte enthielt:

1) Der Münstersche Friede vom 30. Januar 1648 wird bestätigt, mit der Bestimmung, daß ein kleiner Theil des Schelde-Stroms, von Antwerpen bis Sänftingen, der bisher streitig war, dem Kaiser zugestanden wird; der übrige Theil aber, bis zum Ausfluß in das Meer, verbleibt der Republik. 2) Mit den eigenen Worten des Münsterschen Tractats wird das Recht der Republik anerkannt, diesen Theil des Stroms, der unter ihrer Hoheit ist, so wie die Canäle von Sas, Swyn und andere, ferner wie bisher verschlossen zu halten. 3) Die Grenzen zwischen beiden Staaten sollten so bleiben, wie es in der Convention von 1664 ausgemacht worden, und wo es nöthig, sollten sie hiernach regulirt werden. 4) Die Republik verspricht die Forts Lillo und Liefkenshoek mit den Festungswerken in dem Stande, worin sie sind, die Forts Friedrich, Heinrich und Kruitsschanz aber geschleift dem Kaiser

abzutreten. 5) Der Kaiser entsagt allen und jeden Ansprüchen, die er auf die Stadt und Festung Mastricht, so wie auf andere Districte gemacht hat. 6) Die Republik zahlt dagegen neun und eine halbe Million holländischer Gulden, und außerdem noch zur Entschädigung der Unterthanen, welche durch Ueberschwemmung gelitten, eine halbe Million. Diese Zahlung von zusammen zehn Millionen Gulden wird in sechsmonatlichen Terminen berichtigt, und drei Monate nach Ratification dieses Tractats soll damit angefangen werden.

Dieses Ende der holländischen Streitigkeiten schadete der Autorität Oesterreichs in Europa sehr. Friedrich II. hörte nie auf darüber zu spotten. Schon im Laufe der Unterhandlungen hatte er zu dem Marquis v. Bouilly gesagt: „Vergennes zwingt am Ende die durchlauchtigste Republik, sich mit einem Trinkgeld abzufinden."

Vierundvierzigstes Capitel.

Der Krieg gegen die Pforte. — Verhältniß und Bund mit Rußland. — Reise des Kaisers nach Cherson. — Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte.

Eine der wichtigsten Episoden in der Geschichte Josephs bildet der Krieg mit der Pforte. Wir müssen daher dieser Angelegenheit einen besondern Abschnitt widmen.

Kaum hatte Joseph II. Maria Theresia's Thron bestiegen, als er sein Uebergewicht am Petersburger Hofe noch zu erhöhen suchte. Die Ungnade des Grafen Panin vernichtete Preußens Ansehen in Rußland gänzlich, und die Vereinigung beider Kaiserhöfe ward inniger. Man schloß keinen förmlichen Vertrag, weil Katharina II. die Unterzeichnung beider Urkunden verlangte, wie zwischen Fürsten gleichen Ranges. Joseph II., der einen den damaligen Begriffen von der deutschen Kaiserwürde so zuwiderlaufenden Punkt nicht bewilligen wollte, wen-

dete ein, er habe ſein Recht von den Kurfürſten, ſei ihnen dafür Rechenſchaft ſchuldig, und bisher habe noch kein Machthaber Europa's dem deutſchen Kaiſer den Vorſitz verweigert. Die Kaiſerin beharrte lange auf ihrem Geſuch; endlich ward auf ihren Vorſchlag feſtgeſetzt, daß, ſtatt einer förmlichen Urkunde, die Artikel, worüber man ſich vergleiche, in einen brieflich abgefaßten Vertrag aufgenommen werden ſollten, welchen beide Monarchen gegenſeitig unterzeichneten und an einander richteten. So ſchloſſen ſie ein Schutzbündniß und gewährleiſteten einander gegenſeitig ihre Staaten. Die Zahl der Hülfsſchaaren und die Dauer des Bündniſſes ward nicht beſtimmt.

Die Freundſchaft Rußlands, welche Joſeph ſchon als Mitregent zu gewinnen wußte, hatte bei den eigennützigen Abſichten der ſtets auf Vermehrung bedachten preußiſchen Macht, den Wünſchen Friedrichs in Beziehung auf die Herrſchaft in Deutſchland und der geographiſchen Lage der Erbſtaaten eine doppelt wichtige Bedeutung. Sie gewährte einerſeits ein mächtiges Gegengewicht gegen die Gefahren der preußiſchen Eiferſucht, die ſie mäßigen konnte, andererſeits Handelsvortheile, welche von unberechenbarem Gewichte waren. Und dies war auch der einzige Zweck dieſes Freundſchaftsbundes, der wohl auf Seiten Rußlands mit geheimer Nebenabſicht geſchloſſen wurde, aber dem Kaiſer nur in den angedeuteten Beziehungen wichtig war.

Nach dem Frieden von Kainardgy blieben zwiſchen Rußland und der Pforte zwei Punkte ſtreitig: die Unabhängigkeit der Krimm und die freie Schifffahrt durch die Dardanellen. Die letztere, im Frieden zugeſtanden, wurde doch von der Pforte auf alle Weiſe erſchwert, und in der erſteren Provinz ſuchte die Pforte das Volk in ſeiner Widerſpenſtigkeit gegen den Rußland ergebenen Chan zu erhalten. Dieſer hatte die Unzufriedenheit freilich dadurch erregt, daß er die europäiſche Civiliſation unter den Tartaren einzuführen ſich beſtrebte und die herkömmlichen Gebräuche verletzte; allein es wurde behauptet, daß, ohne der Pforte geheime Aufhetzung, der Aufſtand nicht ausgebrochen ſein würde. Ein Prinz des tartariſchen Stammes warf ſich zum Chan auf, ſtellte ſich an die Spitze der Rebellen und die Pforte ſchickte ihm Truppen zu Hülfe

nach Taman. Rußland, hierdurch beleidigt, unterdrückte nun mit Gewaltmitteln den Aufstand und nahm die freiwillige Unterwerfung einiger Stammfürsten, die um seinen Schutz baten, an. Der Tartarchan trat seine Souveränetätsrechte an Rußland förmlich ab und Katharina erklärte sich bewogen, die krimmische Halbinsel, Ruben und die Insel Taman unter ihre Herrschaft zu nehmen. Die Unterthanen wurden ermahnt, durch Treue und Gehorsam sich der kaiserlichen Huld und Gnade würdig zu machen.

Nach dieser Demüthigung der Pforte drang Rußland auf den Abschluß eines Handelstractats, der in dem Frieden vorbehalten war, und erwarb durch denselben bedeutende Handelsvortheile. Hierauf verlangte Rußland unbedingte Anerkennung seiner Oberherrschaft über die Krimm von Seiten der Pforte, welche jedoch zu dem äußersten Widerstand sich anschickte. Indeß beharrte Katharina auf diesem gewaltigen Fortschritt ihrer Pläne. Ihr Ehrgeiz fand sich durch den Gewinn einer wichtigen Eroberung sehr geschmeichelt.

Oesterreich, das man als in einer Offensivallianz mit Rußland stehend betrachtete, und das sein Bündniß bei drohender Gefahr für seinen Bundesgenossen inniger machte, suchte gleichwohl Katharina's ausschweifende Unternehmungslust herabzustimmen und den Ausbruch eines Kriegs zu verhindern, wozu es die Türken an aufreizenden Handlungen nicht fehlen ließen. Nicht nur ward dem Belgrader Frieden entgegen die Befestigung Belgrads verstärkt, nicht nur wurden die kroatischen Grenzwachen mit bewaffneter Hand angefallen, sondern man insultirte auch kaiserliche Schiffe von Belgrad aus durch Kanonenschüsse. Trotz dieser schweren Beleidigungen und eines mit Rußland geschlossenen Defensivtractats verharrte Joseph auf dem friedlichen Wege der Unterhandlungen.

Indeß versäumte er keine Maßregel der Vorsicht und unternahm im April 1783 eine Reise in die ungarischen Länder, wobei er bis Belgrad kam, das er aus einem kleinen Fahrzeug von der Donau aus besichtigte. Seine Erscheinung an der türkischen Grenze flößte den Moslims große Besorgnisse ein. Es war hauptsächlich die Erklärung des kaiserlichen Gesandten in Constantinopel, „daß sein Souverän die Forderungen Rußlands unterstützen werde," welche den Divan bestimmte,

Rußlands Erwerbung der Krimm anzuerkennen. Alles ſchien ſich nun zum Beſſeren zu wenden: Rußland blieb im Beſitz der Krimm und Oeſterreichs gerechten Forderungen wurde zum Theil, inſofern ſie die Sicherſtellung des Handels betrafen, durch einen Sened oder Handelsvertrag abgeholfen.

Bis zum Jahre 1786 währte die trügeriſche Ruhe, welche Alle, die Katharina's ungemeſſenen Ehrgeiz kannten, blos als einen proviſoriſchen Zuſtand betrachteten. In dieſem Jahre aber häuften ſich die Klagen Oeſterreichs gegen die Pforte immer mehr, und obgleich die Langmuth des Kaiſers unerſchöpflich ſchien, ſo war doch Alles zu beſorgen, denn Rußland ſchien begierig jeden Anlaß zur Eröffnung des Krieges zu ergreifen und erbot ſich gegen den Kaiſer, ihm mit aller Macht gegen die Pforte beizuſtehen. Joſeph wies dieſe Hülfe zurück und ertrug die Weigerungen, welche der Divan ſeinen billigen Forderungen wegen Sicherheit der Grenzen entgegenſtellte, mit unbeſiegbarer Gelaſſenheit.

Ganz entgegengeſetzt war das Streben Rußlands. Unverhohlen äußerte Katharina ihren Wunſch, Conſtantinopel zu erobern und die Türkei zu theilen. Im Jahre 1787 war die neue Provinz Krimm durch Katharina's und Potemkin's Sorgfalt ſchon ſo umgeſtaltet, daß Segur, der ſie mit der Kaiſerin bereiſte, davon eine ſehr reizende Schilderung entwerfen konnte. Die pomphafte Reiſe der Kaiſerin Katharina in dieſe Provinz im Frühling dieſes Jahres, in Geſellſchaft faſt aller Geſandten am ruſſiſchen Hofe und des Königs von Polen, Stanislaus Auguſtus, erregte damals die Aufmerkſamkeit Europa's um ſo mehr, da Joſeph II. — wahrſcheinlich durch eine Einladung veranlaßt — mit der großen Czarin zuſammentraf und man allgemein glaubte, es würde zwiſchen den beiden Monarchen eine große Unternehmung gegen die Türkei verabredet werden. Wie wenig aber noch damals Joſeph II. ſich empfänglich zeigte für die ehrgeizige Idee ſeiner Bundesfreundin, davon giebt Segur, welcher damals als franzöſiſcher Geſandter das Vertrauen Katharina's und Joſephs II. und die Freundſchaft des Fürſten de Ligne genoß, ein merkwürdiges Zeugniß in ſeiner heiteren Erzählung aller in Cherſon vorgefallenen Begebenheiten.

„Er zeigte ſich in ſeinen Geſprächen nicht geneigt, den Ehrgeiz

Katharinens zu unterstützen. Die Politik des Königs schien ihm in diesem Punkte sehr weise. „Constantinopel," sagte er, „sei ein Zankapfel, welcher eine Vereinigung der großen Mächte zu einer Theilung des türkischen Reichs immer unmöglich machen würde."

Das Unglück in den Niederlanden und die Nothwendigkeit, in der sich Joseph II. befand, Truppen dahin zu schicken, kühlten die ehrgeizigen Wünsche ab, die der Fürst Potemkin der Kaiserin durch den Anblick seiner schönen Armee und das prahlerische Schauspiel der in dem Hafen von Sebastopel vereinigten Seemacht eingeflößt hatte.

Der Kaiser theilte Katharinen durch einen Courier seinen Entschluß mit, aus den Niederlanden die Gouverneurs und Gesandten abzuberufen, und den Staaten zu befehlen, sie sollten sich unterwerfen und Deputirte an ihn schicken, widrigenfalls sie gewärtig sein sollten, daß er sie durch die Gewalt der Waffen zur Annahme aller seiner neuen Organisationsvorschläge zwingen würde, deren Gerechtigkeit und Nützlichkeit er ihnen zu beweisen suchte.

Diese Nachrichten entschieden das russische Ministerium zur Vermeidung des Kriegs. Der Graf Bezborodko machte in dieser Rücksicht größere Eröffnungen, als er bisher gethan hatte.

Katharina überhäufte ihren geachteten Gast bei dieser Gelegenheit mit Aufmerksamkeiten und gab einem eben vom Stapel laufenden Kriegsschiffe von 80 Kanonen den Namen Joseph II. Den 27. verließen beide Souveräne Cherson, um die Krimm zu bereisen. Inzwischen erfüllte diese Zusammenkunft die Pforte mit den größten Besorgnissen, die sich in Zusammenziehung ihrer Land- und Seemacht bei Oczakow äußerte, während Rußland 120,000 Mann auf der Halbinsel versammelte und eine russische Flotte bei Sebastopel aufstellte.

Noch einige Zeit wurde Katharina durch die politischen Verhältnisse Europa's an Ausführung ihrer Entwürfe gehindert. Es stellten sich in der Gesinnung der großen Mächte ihren Absichten gewaltige Hindernisse entgegen, deren Erwägung ihr besonders eifrig durch Joseph II. angerathen wurde. Allein Josephs Mißgeschick schürzte eifrig die günstigsten Verhältnisse zu seinem Verderben und riß ihn zu Unternehmungen fort, deren unglücklicher Ausgang ihn stets für die Fehler Anderer büßen

ließ. Eben so wenig als er geneigt war, einen Krieg gegen die Pforte zu unternehmen, konnte er daran denken, ein Bündniß aufzulösen, das seine Macht (wie es offenbar schien und die Geschichte Maria Theresia's bewies) einzig vor den Gefahren der Auflösung schützte, die das feindselige Interesse der Nachbarhöfe gegen Oesterreich bei jeder Gelegenheit heraufbeschwor. Die äußerst unglückliche politische Lage der österreichischen Monarchie in damaligen Zeiten bot dem Erzfeinde dieser Macht, Friedrich II., die besten Gelegenheiten zu den gewaltigsten Streichen. Fast gab es keinen Theil der Erblande, wo sein Einfluß und seine Waffengewalt nicht wesentliche Grundfesten des österreichischen Staates erschütterte. Sein Geist und sein System war um so gefährlicher, da es erblich werden mußte bei seinem Hause und da es fast nicht anders als auf Kosten Oesterreichs bestehen konnte. Josephs Politik ward daher gewaltsam in die Richtung gedrängt, welche sie an das Schicksal Rußlands und an die Schritte Katharina's fesselte.

Ungleich wichtiger noch als die politischen Rücksichten, welche die Erhaltung der russischen Freundschaft nöthig machten, war der mit Rußland abgeschlossene Handels- und Schifffahrtstractat, welcher durch glückliche Unternehmungen dieser Macht eine äußerst günstige Gestaltung des Handels herbeiführen mußte. Ein wesentlicher Bestimmungsgrund zur Unterstützung Katharina's war auch die Rücksicht auf die politische, physische und industrielle Lage Ungarns.

Aus allen diesen Gründen war die Bahn nicht zweifelhaft, welche Oesterreich im äußersten Falle einschlagen mußte, und die ganze Mäßigung Josephs konnte sich nicht weiter erstrecken, als zu Maßregeln, um das Aeußerste zu verhüten. Allein die Pforte verachtete alle Rücksichten der Staatsklugheit in so hohem Grade, daß sie nicht nur die Vermittelung Frankreichs ausschlug, sondern Rußland, das den allseitigen Aufforderungen zur Erhaltung des Friedens Gehör zu geben anfing, noch mehr aufreizte. Man glaubte den Kaiser durch die niederländischen Unruhen zu sehr beschäftigt und von dem Fürstenbunde zu sehr beängstigt, als daß man den Beistand des Kaisers gegen die Pforte hätte besorgen können, und legte daher dem russischen Gesandten von Bulgakow im übermüthigsten Tone folgende Forderungen vor: 1) die

Auslieferung des moldauiſchen Hospodars Maurokordato, der ſich ins ruſſiſche Gebiet geflüchtet hatte; 2) die Abberufung des ruſſiſchen Conſuls zu Jaſſy, den man einen Friedensſtörer nannte; 3) die Zulaſſung türkiſcher Conſuln in allen ruſſiſchen Seehäfen und Handelsplätzen; 4) Preisgebung des georgiſchen Prinzen Heraklius; 5) Durchſuchung der aus dem ſchwarzen Meere kommenden ruſſiſchen Schiffe; 6) freien Salzkauf für die Oczakower Türken zu Kynburn; 7) Abberufung aller ruſſiſchen Conſuln in der ganzen Levante, welche man des Einverſtändniſſes mit den aufrühreriſchen Beys in Aegypten beſchuldigte.

Da Rußland dieſe Vorſchläge verwarf, ſo wurde der Krieg erklärt. Die Kaiſerin war nie weniger auf den Krieg gefaßt, als in dem Augenblicke, da er erklärt wurde. Die Vorſtellungen Oeſterreichs und Frankreichs hatten ſie friedlicher als je geſtimmt, und ſie ſchien ihren Lieblingsplan vollkommen aufgegeben zu haben. Sie verſprach Nachgiebigkeit, und hatte bereits demgemäß Herrn von Bulgakow autoriſirt, die durch den franzöſiſchen Geſandten in Vorſchlag gebrachten Auskunftsmittel anzunehmen.

Der Zeitpunkt war nun gekommen, wo Joſeph, eingedenk ſeiner Bundespflichten, Rußland ſeinen Beiſtand gegen die Pforte nicht mehr verſagen konnte.

Fünfundvierzigſtes Capitel.

Der Krieg gegen die Pforte. — Ausbruch des Krieges. — Einnahme von Schabacz. — Der Kaiſer beim Heere.

Bei der zunehmenden Wahrſcheinlichkeit des Kriegs fing Joſeph an, die umfaſſendſten Anſtalten zur Einleitung deſſelben ins Werk zu ſetzen. Unmittelbar nach der Kriegserklärung der Pforte erhielten die meiſten öſterreichiſchen Regimenter Befehl, ſich marſchfertig zu halten, und wurden auf den Kriegsfuß geſtellt. Außer der Hauptarmee, an deren Spitze der Kaiſer ſelbſt ſich ſtellen wollte und welche an der Donau und Save operiren ſollte, wurden noch fünf andere Armeecorps aufgeſtellt: in Galizien, Siebenbürgen, im Banat, in Sirmien, Sla-

vonien und in Croatien. Die Ruſſen unter Romanzow, unterſtützt von ihren Flotten im ſchwarzen Meer und durch das öſterreichiſche Armeecorps in Galizien, ſollten Beſſarabien und die Moldau nehmen, in die Walachei eindringen und ſich der untern Donau bemeiſtern. Die Aufgabe der öſterreichiſchen Hauptarmee war, die Save frei zu machen, Schabacz, Belgrad und Widdin zu nehmen und mit Niſſa ſich ganz Serviens zu bemächtigen. Dieſen Plan zur Ausführung zu bringen wurden rieſenhafte Anſtrengungen gemacht. Der Stand der kaiſerlichen Armee ward bedeutend über den gewöhnlichen Kriegsſtand erhöht, und zum Erſatz der ausmarſchirenden Grenzregimenter wurden Landesvertheidigungs-Diviſionen an der Grenze errichtet, deren Stärke ſich auf 15,000 Mann belief. Die Feldartillerie beſtand aus 898 Feldſtücken jeden Calibers, mit 176,700 Stück Kugeln und 10,000 Centnern Pulver. Der Effectivſtand der ſechs Armeecorps betrug Ende 1787 245,062 Mann und 36,725 Pferde. Die Hauptarmee betrug im Laufe des Feldzugs, mit ihren neueren Verſtärkungen, 125,000 Mann und 22,000 Pferde.

Mitten unter dieſen gewaltigen Anſtrengungen zur Eröffnung eines furchtbaren Krieges wirkte Joſeph mit faſt noch größerem Eifer — obſchon mit wenig Zuverſicht — für den Frieden. Ununterbrochen arbeitete er in ſeinem Cabinet an Europa's Ruhe und vergönnte ſich ſelbſt nicht ſo viel, als ſeine geſchwächte Geſundheit erforderte. Als er dem preußiſchen Geſandten Depeſchen für ſeinen Hof übergab, äußerte er ſich einmal: „Wenn es ſo nicht zum Frieden kommt, ſo brennt es in allen vier Welttheilen.“ Allein während der Arbeit ſchwand ihm jede Hoffnung, denn die Pforte ſelbſt vereitelte alle ſeine Friedenspläne. Dieſe Macht, welche nachmals ihre Abtretung der Krimm bereute, ließ ſich durch nichts zufrieden ſtellen und ernannte wieder einen Khan dieſer Provinz. Schon im October begann ſie ihre Feindſeligkeiten gegen Rußland durch Streifzüge unter dem Baſſa von Oczakow und Angriffe der ruſſiſchen Schiffe. Dieſe Initiative gewährte Rußland und ſeinen Verbündeten den Vortheil, nunmehr der Pforte Bedingungen vorſchreiben zu können.

Die herannahende Winterszeit hinderte den wirklichen Ausbruch

des Kriegs, und Kaiser Joseph säumte mit der Kriegserklärung bis zum Februar 1788, die Zwischenzeit zu kriegerischen Vorbereitungen benutzend. Unter diesen wurden ihm die wiederholten Versuche, sich Belgrads durch Einverständniß mit türkischen Verräthern zu bemächtigen, als völkerrechtswidrig sehr zum Vorwurfe gemacht. Es wurden nämlich in der Nacht vom 2. auf den 3. December zwei Abtheilungen österreichischen Militärs auf türkischem Gebiete, hart an den Thoren der Festung, von den Türken betreten. Da sie sich wieder zurückzogen, so hatte dies keine anderen Folgen, als daß der Befehlshaber von Belgrad bei dem österreichischen Commandanten anfragen ließ, was dies zu bedeuten habe. Es wurde ihm geantwortet, daß man einen Einfall der Türken besorgt habe; doch war nach späteren Eingeständnissen wirklich bei diesem und einem zweiten Fall ähnlicher Art eine Absicht auf Belgrad im Spiele, welche jedoch durch ungünstige Witterung jedesmal vereitelt wurde.

Anfangs 1788 ließ der Kaiser bereits eine Kriegssteuer ausschreiben. Jedoch offenbarte er bei vielen Gelegenheiten seine Betrübniß über diesen Krieg und die Mäßigung seiner Absichten in ernsten und launigen Aeußerungen. „Ich suche keine Eroberungen zu machen," sagte er selbst noch, als der Krieg schon erklärt war, und dies rechtfertigt seinen viel getadelten Angriffsplan mit vielfach zertheilten Kräften, die mehr zum Schutze, als zur Eroberung aufgestellt schienen. Ununterbrochen arbeitete er nun an den militärischen Entwürfen, mit Zuziehung der Generäle Loudon und Lascy, welchen beiden, da sie zufällig zusammentrafen, er die Frage vorlegte: wie viel Zeit sie wohl zur Eroberung Belgrads brauchen würden? „Wenn Alles an Ort und Stelle ist, was zur Belagerung gehört," antwortete Loudon, „so getraue ich mir in zehn bis zwölf Tagen Meister von Belgrad zu sein." Lascy bezweifelte dies, aber Joseph bedeutete ihm lachend: „Wir müssen ihm schon glauben, lieber Lascy, denn wir Beide haben noch keine Festung eingenommen."

Den 2. Februar 1788 endlich erließ Joseph die Kriegserklärung. Unmittelbar nach derselben wurden von allen österreichischen Corps die Feindseligkeiten eröffnet, Dubicza von dem croatischen angegriffen und

Dresnik eingenommen. Das ſlavoniſche Corps forderte Berbir zur Uebergabe auf, überſchüttete es von Neu-Gradisca aus mit Kugeln, zerſtörte die Vorſtadt und bohrte die bei der Feſtung liegenden Schiffe in den Grund. Im Banate nahm General Papilla die Stadt Alt-Orſowa weg und machte die Garniſon zu Gefangenen. Von der Hauptarmee wurden alle türkiſchen Schiffe auf der Save weggenommen.

Während dieſes energiſchen Anfalls verließ der Kaiſer ſelbſt ſeine Reſidenz, um eine Reiſe zur Beſichtigung des Cordons von der Meeresküſte bei Trieſt an über Croatien und Slavonien bis an die Donau zu machen und dann dem Dorfe Klenak gegenüber, vor der Feſtung Schabacz, den Feldmarſchall Lascy, der am 10. März zu Futak im Hauptquartier angekommen war, zu erwarten. Das öſterreichiſche Heer war aber mit ſeinem Obercommando nicht zufrieden und verlangte laut nach Loudon, der mürriſch auf einem Landgute bei Wien auf ſeinen Lorbeeren ruhte und wohl aus Empfindlichkeit wegen der verminderten Aufmerkſamkeit, mit welcher ihn ſeit Maria Thereſia's Ableben der Hof behandelte, keinen Antheil an den Kriegshändeln Oeſterreichs nahm. Mißmuthig ſahen die Oeſterreicher ihren Kaiſer perſönlich am Kriege Antheil nehmen, und viele enthuſiaſtiſche Verehrer deſſelben ſuchten ihn zu überzeugen, wie wenig ein leidenſchaftlicher Menſchenfreund ſeiner Art an der Spitze eines Kriegsheeres an ſeinem Platze ſei. Allein Joſeph ließ ſich von ſeiner Liebe zu dem Kriegsweſen zu dem unverzeihlichen Fehler verleiten, das blutige Geſchäft des Kriegs, wie jedes andere ſeiner Regierung, nach Grundſätzen zu leiten, welche nur für die Werke des Friedens paſſen. Daher ſtellten Viele gleich am Anfang des Feldzugs für deſſen Ausgang ein ſchlimmes Prognoſtikon, das die Zukunft in Erfüllung brachte.

Der Kaiſer nahm ſein Hauptquartier zu Futak. Er hatte dem Fürſten Kaunitz in Wien ſein Teſtament hinterlaſſen und zeigte ſowohl dadurch, als durch ſein Betragen im Kriege, daß er entſchloſſen war, mit dem Heere alle Gefahren des Kriegs zu theilen. Indeſſen begann er den Feldzug mit einer Mäßigung, Menſchlichkeit und Großmuth, die wohl ſeinem Charakter, aber keineswegs den traurigen Geboten der Kriegskunſt und dem Beiſpiele Friedrichs des Großen, den er ſich zum

Muſter als Feldherrn nahm, entſprach. Er hatte den Ruſſen Flaggenpatente zur Caperei gegen die Türken verſagt, um den Handel ſo viel als möglich zu ſchonen, entließ zu Fiume einige Türken aus der Kriegsgefangenſchaft, empfahl die ſchonendſte Behandlung der Ueberbringer und geizte mit dem Leben der Seinigen, die er mehr ſchonte als ſich ſelbſt. Seinen Kriegsplan betreffend tadelten alle Sachverſtändigen, bei ſo ungeheuren ins Feld geſtellten Streitkräften, die Unterlaſſung großer Angriffsbewegungen und die Beſchränkung auf eine Art Vertheidigungskrieg, deſſen Syſtem die Kräfte in Unthätigkeit hinopferte. Man hätte allein mit der Anzahl von Soldaten, welche durch den langen Aufenthalt in ſumpfigen Gegenden von Krankheiten hingerafft wurden, ein großes Heer ſchlagen können.

Während dieſes zögernden und ſchonenden Verfahrens gegen den Feind waren die Koſten ungeheuer. Man behauptet, Joſeph hätte Ende Auguſt 1788 nicht weniger als 600,000 Mann ins Feld ſtellen können, ohne dem Ackerbau und Handel zu ſchaden. Allein die Zeit verzehrte unermeßliche Kriegsmittel. Schon Ende Juni deſſelben Jahres betrugen die Kriegskoſten, mit Einſchluß der 16 Millionen, welche Rußland geliehen worden waren, die Summe von 64 Millionen Gulden. Die Armee brauchte täglich 8000 Centner Mehl und 200 Ochſen.

Die verſchiedenen Kriegseinleitungen dieſes Jahres hatten ſehr verſchiedenartige Erfolge. An Serviens Grenzen wurde ſelbſt unter den türkiſchen Unterthanen für Oeſterreich geworben, denn es befanden ſich dort viele Chriſten. Der Hospodar der Walachei, Maurogenyi, erließ deshalb ein Manifeſt, worin er ſeine Unterthanen warnte. Lascy erklärte bald nach ſeiner Ankunft beim Heer im Sinne ſeines menſchenfreundlichen Souveräns den türkiſchen Unterthanen: daß man jeden Beſiegten an ſeinem Eigenthum und Gewerbe ſchützen werde, daß die Religion und ihre Diener ungekränkt bleiben ſollten, daß man nur Bewaffnete als Feinde betrachten und der Flüchtigen ſich bemächtigen werde, um ſie an andere Moslemins zu vertheilen. Inzwiſchen war Prinz Coburg, nachdem er Choczim vergeblich aufgefordert, in die Moldau vorgedrungen, um dieſer Feſtung die Verbindungen abzuſchneiden, aber ſeine Schritte wurden bald durch Terrainhinderniſſe aufgehalten. In der Moldau

und Walachei wurden glückliche Scharmützel geliefert. Die Türken, welche mit großer Tapferkeit fochten, dankten für die ihnen erwiesene Humanität dadurch, daß sie den gefangenen Oesterreichern die Köpfe abschnitten, welchem Gebrauch später der Pascha von Belgrad zur Erwiderung der ihm erwiesenen Höflichkeiten durch das Versprechen von 10 Ducaten für jeden lebenden Oesterreicher, der eingebracht würde, zu steuern suchte. Die Erwerbung der Salzwerke von Okna in der Moldau, die Erbeutung von 300 Fahrzeugen, mehrerer Magazine und einer Anzahl von Gefangenen, dies waren die Resultate der ersten Unternehmungen, womit sich der Kaiser geraume Zeit begnügte, in Erwartung des Heranzugs eines großen Heers der Türken unter dem Großvezier gegen Servien. Die Belagerung von Belgrad, das wichtigste Unternehmen, worauf die erste Kraft des Heeres verwendet werden sollte, wurde unverzeihlicherweise als zeitraubend aufgehoben, dafür aber Schabacz an der Save, der wichtigste Verbindungspunkt zwischen Syrmien und Servien, genommen. Diese Unternehmung leitete Joseph in eigener Person und setzte sich dabei so aus, daß eine feindliche Stückkugel kaum drei Schritte von ihm auf einmal drei Mann zu Boden schlug. In seiner Umgebung wurden der Major Fürst Poniatowsky und Feldmarschalllieutenant Rouvroy gefährlich verwundet. Allein diese glücklichen Erfolge waren nicht von gleichmäßigen bei den übrigen Corps begleitet. Lange schon lag Liechtenstein vor Dubicza, ohne den Platz bezwingen zu können, und ward endlich durch ein Gefecht auf offenem Felde gezwungen, über die Unna zurückzuweichen. Mit größeren Vortheile wurde an der siebenbürgischen Grenze und in der Moldau gefochten; die Angriffe der Türken auf den rothen Thurm und den Terzburger Paß wurden zurückgeschlagen, der angreifende Theil aber bis nach Jassy verfolgt, wo man den Hospodar Ypsilanti gefangen nahm. Durch Besetzung Jassys wurde die Festung Choczim abgeschnitten. Die in deren Nähe erfochtenen Vortheile hatten einen Antrag des Divans im Gefolge, wonach derselbe Oesterreich gegen dessen Schutz 6000 Arnauten in Kriegsdienst zu geben versprach. Die Pforte schien somit die Moldau und Walachei preiszugeben, um mit größerem Nachdrucke Croatien anzugreifen. Diese Befürchtung hielt den Kaiser ab,

für die Behauptung dieser Länder größere Sorge zu tragen, und bestimmte ihn, sich auf Vertheidigung seiner Grenzen zu beschränken. Diese wurde mit Glück geführt in vielen Gefechten an der Unna unter Kray, auf dem nächst Belgrad aufgeworfenen Damm bei Beschania, und sollte fortgesetzt werden, bis der Großvezier nahe genug sein würde, daß man ihm mit aller Macht entgegenrücken könne, und bis die Russen ihrerseits ihre Unternehmungen angefangen haben würden. Von diesen hieß es, daß sie absichtlich damit zögerten, um Joseph den ersten Anprall der türkischen Hauptmacht aushalten zu lassen. Die Mißgunst Potemkins, welche sich Joseph durch seine Geringschätzung aller Günstlinge zugezogen, soll die Ursache dieser Politik gewesen sein, doch ist dies niemals erwiesen worden. Indessen wäre durch diese Annahme das Zögern Josephs mit allen entscheidenden Unternehmungen erklärt. Nur das Corps des Prinzen Coburg ließ er angriffsweise den Krieg führen. Es rückte den 10. und 11. Mai gegen Ruczin vor, jagte ein Detaschement der Chocziner Besatzung zurück und beschoß diese Festung, welche von den gegen Oesterreich und Rußland aufgeregten Polen mit Lebensmitteln unterstützt wurde. Dieser Platz, welchen Kenner für schwach und unhaltbar erklärt hatten, widerstand doch lange Zeit allen Angriffen, und Prinz Coburg vermochte um so weniger gegen sie, da die Polen alle auf ihrem Boden errichteten Belagerungswerke zerstörten.

Bei dem Hauptheere gerieth die wichtigste Unternehmung ins Stocken. Nach der Einnahme von Schabacz wurde Semlin in Vertheidigungsstand gesetzt und alle Vorbereitungen zur Belagerung von Belgrad getroffen. Schon waren die nöthigen Dispositionen für die Hauptarmee gegeben, die Belagerungsartillerie bei Banovcze ans Land gesetzt, und den 16. Mai sollte die Ausführung der Cernirung Belgrads vollendet werden, als der Kaiser plötzlich einen Gegenbefehl erließ, in Folge dessen alle erlassenen Dispositionen aufgehoben waren und das Belagerungsgeschütz zurückgeführt wurde. Die wahre Ursache dieser Unentschlossenheit kann nicht mit Sicherheit angegeben werden, doch ist es wahrscheinlich, daß die Nichtausführung des gemeinschaftlichen Kriegsplanes von Seiten der Russen der einzige Anlaß dieser auffallenden Maßregel gewesen sei. Während der Kaiser seine Truppen im Banate

verstärkte, vermehrten die nunmehr gewarnten Türken ihre Besatzung in Belgrad bis auf 9000 Mann, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, Ausfälle gegen ihre Feinde zu machen. Immer ungünstiger gestalteten sich von nun an die Verhältnisse der Armee gegen den Feind. Die ungesunde Luft erzeugte in der Sommerhitze unter der Mannschaft zahlreiche Erkrankungen an Wechselfiebern; schon Ende Mai waren dadurch gegen 6000 Mann dem Dienst entzogen. Demungeachtet blieb die Armee den ganzen Juni hindurch in ihren Lagern bei Semlin und Banoveze. Nur von Zeit zu Zeit wurde diese verderbliche Ruhe durch unbedeutende Vorfälle gestört. Der Krankenstand mehrte sich in diesem Monat auf 12,000 Mann, indem sich die Ruhr zu den Wechselfiebern gesellte und zahlreiche Opfer heischte. Um den Abgang zu ersetzen, mußten zehn Bataillons und zwei Compagnien Artillerie aus dem Innern der Monarchie berufen werden. Demungeachtet geschah auch im Juli fast nichts, außer einigen kleinen Bravourstücken österreichischer Officiere, welche an Langeweile litten. Der Geist der Armee, die sich durch bloßen Stillstand und Unthätigkeit täglich mehr gelichtet sah, wurde immer schlechter, die Generale verloren das Vertrauen ihrer Mannschaft und der Kaiser selbst wurde hart getadelt. Indessen wanderten viele serbisch-türkische Unterthanen in die österreichische Militärgrenze aus, aber nicht selten wurden ganze Caravanen dieser Emigranten von den Türken zusammengehauen. Auf dem Damme von Beschania fiel ein größeres Gefecht mit den Türken vor. Der Monat Juli verschlimmerte den Gesundheitszustand der Armee noch bedeutend; am Ende desselben lagen 20,000 Mann in den Spitälern. Die Ruhr hatte die Reihen mancher Bataillone so gelichtet, daß aus dreien kaum eines zusammengesetzt werden konnte. Dieser Uebelstand wurde täglich größer, obgleich der Kaiser Alles aufbot, ihm abzuhelfen. Er that Alles, was er vermochte, und schonte die Mannschaft so, daß er ihnen alle militärischen Ehrenbezeugungen gegen seine Person erließ: „Wer sitzt, bleibe sitzen, wer liegt, bleibe liegen," lautete sein Befehl. Jeder Mann erhielt ein besseres Frühstück aus der Chatoulle seines Kaisers. Er bereiste in Person alle Spitäler, um sich von der Befolgung seiner Anordnungen zur Pflege der Kranken zu überzeugen. Ohne Rücksicht

auf den Koſtenaufwand wurden alle erdenklichen Mittel angewendet, um das Leben und die Geſundheit der Mannſchaft zu erhalten. Es wurde ein General zur Oberaufſicht der Spitäler ernannt, der ſeine Meldungen unmittelbar dem Kaiſer zu bringen hatte, Aber Alles war vergeblich. Das giftige Miasma der Sümpfe fuhr fort, Tauſende ſeiner bravſten Soldaten zu tödten.

Der Kaiſer ſelbſt fing an ſehr leidend zu werden. Er wohnte in einem dürftigen Gaſthofe der Vorſtadt Semlins in drei elenden Stübchen. Er und die ganze Armee waren am Tage nur in leichte Leinwaod gekleidet, denn obgleich die Nächte ſo kalt waren, daß man ohne Mantel ſich der Luft nicht ausſetzen konnte, herrſchte am Tage ſengende Hitze. Der Kaiſer litt am meiſten dadurch, denn in dieſem Klima ſelbſt, das die Kräftigſten abſpannte und zur Trägheit geneigt machte, arbeitete er unter ungeheuren Actenſtößen in den Geſchäften des Staats mit gewohntem Eifer. Zahlloſe Schnaken (eine Art Moskitos) umſchwärmten ihn unaufhörlich, und die ungeſunde Luft machte auf ſeinen Körper einen ſo übeln Eindruck, daß man die Folgen zu fürchten begann. Um ſich einigermaßen gegen die ſchlechte Luft zu ſchützen, mußte er ſich zum Genuß ſtarker Getränke und zum Tabakrauchen bequemen, obgleich ihm das Erſtere beſonders zuwider war. All dieſes Ungemach hinderte Joſeph nicht im Mindeſten an ſeinen Arbeiten; ja ſelbſt im Feldlager gönnte er ſich keine Ruhe. Man hat Depeſchen in Wien, welche in der Nacht vor dem Angriff auf Schabacz unter freiem Himmel ausgefertigt wurden. Aber ſein Körper erlag ſolchen Beſchwerden. Er wurde von einem Faulfieber befallen und nahm den Keim des Todes in ſich auf.

Sechsundvierzigſtes Capitel.

Der Krieg gegen die Pforte. (Fortſetzung.) — Loudon beim Heere. — Einnahme von Dubicza und Novi. — Schluß des Feldzugs. — Vukaſſevich in Montenegro. — Der Feldzug von 1789. — Joſephs militäriſche Anordnungen.

So vergingen ſechs Monate des Feldzugs, ohne daß man noch die Hauptarmee der Pforte anſichtig geworden war. Erſt im Juni erhielt man die erſte Nachricht von einer Armee von 80,000 Mann, welche der Großvezier bei Sophia verſammelt habe und die gegen Widdin zu marſchiren beſtimmt ſei. Auch ſollte der Seraskier von Rumelien mit 30,000 Mann von Adrianopel her auf dem Marſche nach Niſſa begriffen ſein, aber erſt Ende Juli erhielt man hierüber Gewißheit, welche die Streitkräfte der Türken um 40,000 Mann geringer zeigte. Am 9. Auguſt erhielt der Kaiſer die Nachricht, daß die Poſten Alt-Orſowa und Schuppanek mit Uebermacht angegriffen worden und General Papilla zurückgeworfen ſei. Schöne Waffenthaten wurden von den öſterreichiſchen Truppen verübt, allein ſie hatten keine wichtigen Erfolge. So kämpfte eine Handvoll Leute den 28. Juni gegen 4000 Türken, welche hart am rechten Donauufer bei Semendria und Ranna gelagert waren, und ließ ſich unter dem Schutte des Schloſſes Rama begraben. Lopreſti war der Name des Lieutenants, der heldenmüthiger als Leonidas mit noch geringeren Kräften, 23 Mann, bis in den Tod ſich hielt. Coburg belagerte Choczim mit verhältnißmäßig geringen Kräften. Am Paſſe Boza wieſen 4000 Oeſterreicher 10,000 Türken mit blutigen Köpfen zurück. An der Saveſpitze wurde wiederholt gefochten; aber alle dieſe kleinen Vorfälle gaben dem Kriege keine vortheilhafte Wendung. In Anordnung und Ausführung der Operationen wurden viele Fehler begangen und unter den Befehlshabern waren mehrere, welche den von ihren Talenten gehegten Meinungen durch ihre Handlungen nicht entſprachen. Die Soldaten wurden täglich muthloſer, mehr in Folge der Beſchwerden und der übeln Witterung, als aus Furcht vor dem Feinde, mit dem ſie handgemein werden wollten. Die Mißſtimmung ward bald in der ganzen Monarchie allgemein. Man beſchul-

digte den Kaiſer, daß er in einen vorgeblichen Antrag Katharinens, die Krimm abtreten zu wollen, falls die Pforte des Kaiſers Forderungen erfülle, aus einer Art ritterlicher Caprice nicht eingewilligt habe, man beſchuldigte allgemeiner Lascy, daß er ſchlechte Dispoſitionen getroffen, man beſchuldigte Rußland, daß es den Kriegsplan Oeſterreichs ohne Unterſtützung laſſe, und wünſchte vor allen Dingen, daß Loudon zur Armee gerufen und ihm der Oberbefehl übergeben werde. Dieſer treffliche Feldherr ſoll, als er von dem Ungemach der Armee, von den Krankheiten und Mißgriffen hörte, geäußert haben: „Lieber wäre ich jung in einer Schlacht gefallen, als daß ich jetzt in der Ohnmacht des Alters meinem Kaiſer nicht mehr dienen kann.“ Seine Gebrechlichkeit war wirklich groß, aber noch größer ſein Eifer für Oeſterreich. Der Kaiſer, um wenigſtens einen Wunſch der Armee und ſeiner Unterthanen zu erfüllen, ſchrieb endlich an ihn: „Ich befehle Ihnen nicht, mein lieber Feldmarſchall Loudon, das Commando meiner Truppen zu übernehmen, aber ich bitte Sie, es zum Beſten des Staats und aus Liebe für mich anzunehmen.“ Ueberwunden durch ſolche Huld gehorchte Loudon den Wünſchen des Kaiſers, erbat ſich aber unbeſchränkte Vollmacht, welche ihm auch bewilligt wurde. Am 13. Auguſt reiſte er zur Armee, welche ihn mit lautem Jubel empfing.

Inzwiſchen hatten ſich gegen die Ruſſen neue politiſche Mißverhältniſſe gebildet. Schweden hatte ſich gegen daſſelbe gerüſtet. Schon am 9. Juni ſtach ſeine Flotte unter dem Herzog von Südermanland in See. Indeſſen gingen die Ruſſen am 16. über den Bug gegen die Türken, am 21. nach Michakowska unfern von Oczakow. Am 18. und 27. wurden die Türken in zwei Seeſchlachten vor dieſem Platz geſchlagen. Aber an demſelben Tage wurde der Verbindungstractat zwiſchen den Höfen von Berlin, London und dem Haag unterzeichnet. Zu Lande hatten die Ruſſen unterdeſſen Coburgs Heerſchaar durch Soltikows Corps unterſtützt, welches ſomit an den erſteren Unternehmungen großen Antheil hatte. Romanzow, der den 5. Juli über den Dnieſter gegangen war, machte Miene, ſich der Donau zu nähern, was dem Feldzug eine andere Wendung gegeben haben würde. Aber dieſe Bewegung unterblieb. Die Kräfte Rußlands, zwiſchen den Krieg mit

Schweden und den gegen die Pforte getheilt, konnten den urſprünglichen Angriffsplan in Gemeinſchaft mit Oeſterreich nicht durchführen, und ſo war die Grundidee der Unternehmung vernichtet und Alles, was darauf Bezug hatte, hauptſächlich aber die Einleitungen Oeſterreichs in ihrer Weſenheit — vergeblich.

Die Ankunft Loudons bei der Armee, welche Joſeph zum feierlichen Empfang des Helden ausrücken laſſen wollte, belebte Alles mit neuem Muthe. Er langte am 18. bei dem croatiſchen Corps im Lager von Türkiſch-Dubicza an, nachdem er mit dem Kaiſer eine Unterredung gehabt, und noch in derſelben Nacht ſchlug er den Feind. Seit Liechtenſtein den Oberbefehl dieſes Corps niedergelegt, hatte ihm Devins gut vorgearbeitet und alle Anſtalten zum Sturm der Feſtung gemacht. Loudon überſchüttete ſie mit Kugeln, verwandelte ihre Mauern in Schutt und überwältigte ſie.

Aber wohin Loudons Befehle nicht reichten, da häuften ſich die Unglücksfälle deſto mehr. Die türkiſche Hauptmacht hatte ſich immer mehr gegen die Donau gezogen und kündigte ſich den 7. Auguſt durch einige Kanonenſchüſſe gegenüber von Alt-Orſowa an. Bei Anbruch des Tages gewahrte man eine Reiterei von 13,000 Mann. Papilla, zu ſchwach, dem Feinde zu widerſtehen, mußte ſich zurückziehen, verlor 13 Kanonen nebſt vieler Mannſchaft und opferte die Verbindungslinie dem Feinde. Die Türken erbeuteten überdies eine Kriegscaſſe mit namhaften Summen. Immer zahlreicher drangen die feindlichen Schaaren ins Banat. Den 10. Aug. wurde der Major von Stein von Brechainville aus der Schanze von Dubowa hinausgeſchlagen und mußte auch die Palanka den Feinden preisgeben, nachdem er großen Verluſt erlitten hatte, um, in der Veteraniſchen Höhle zurückgezogen, dem Feinde die Donau zu verſperren. Die Türken, welche die Wichtigkeit dieſes merkwürdigen Platzes wohl kannten und um jeden Preis die freie Donauſchifffahrt gewinnen wollten, ſuchten ſich deſſelben zu bemächtigen, und es gelang ihnen, Brechainville auch von hier zu vertreiben, nachdem der Kampf an der Redoute gegen 2000 Leichen angehäuft hatte. Auch Wartensleben wurde in ſeiner Stellung auf dem Laßmare von den Türken angegriffen und verlangte vom Kaiſer Hülfe. Alle Ereigniſſe

ſchienen das Gegentheil von dem zu weiſſagen, was Joſeph bei Empfang der Nachricht von dem Eindringen der Türken ins Banat mit ſichtbarer Freude verhieß. „Nun müſſen wir ſiegen; Alles war wohl vorhergeſehen und bedacht. Hier erfocht Prinz Eugen 1697 einen glänzenden Sieg über die Türken, und hier iſt auch der beſte Platz ſie wieder zu ſchlagen.“

Sein nächſtes Ziel war nun, ſich mit Wartensleben zu vereinigen, der fortwährend hart bedrängt wurde, ſeine Stellungen verlaſſen und bei Feniſch eine neue Poſition faſſen mußte. Der Kaiſer begab ſich nach Weißkirchen, ohne etwas Weiteres zu unternehmen. Durch die Eroberung der Veteraniſchen Höhle wurden inzwiſchen die Türken Herren der ganzen Donau, auf der ſie eine Menge Kriegsfahrzeuge bis Belgrad unterhielten. Die öſterreichiſche Hauptarmee ſelbſt war in ihrer Stellung nicht mehr ſicher, indem ſich die Türken aller Päſſe bemeiſtern und die Armee von ihren Verbindungen im Rücken abſchneiden konnte. Während dieſer dringenden Gefahr blieb die Hauptarmee in unſeliger Unentſchloſſenheit, weil ſie keine beſtimmten Nachrichten von der Donau her hatte, und als ſie endlich etwas Beſtimmtes erfuhr, war es die Nachricht, daß Brechainville ſich noch weiter nach Verſchitz zurückgezogen, Lilien Panczowa geräumt und die ſchöne Ebene zwiſchen Uipalanka, Weißkirchen, Panczowa bis Oppowa preisgegeben hatte. Dies beſtimmte die Hauptarmee, die Stellung bei Karanſabes zu beziehen, was am 20. September geſchehen ſollte, nachdem man die Stellung zwiſchen Salota uud Slatina verlaſſen hatte. Bei dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein Vorfall, der beſſer als jede andere Epiſode aus dieſem Feldzug den moraliſchen Zuſtand eines Heeres charakteriſirt, deſſen ſchlechterer Theil aus barbariſchen Völkern beſtand, deſſen beſſerer vielleicht mit Recht ſeinen Führern mißtraute. Anfangs ging der Marſch in der ſchönſten Mondnacht in beſter Ordnung vor ſich, allein ein unbedeutender Umſtand brachte bald das ganze Heer in Verwirrung. Einige Huſaren geriethen bei einem Wagen mit Branntwein in Händel mit mehreren Soldaten des Freicorps und verjagten ſie. Die Vertriebenen, der Rachſucht alle anderen Rückſichten aufopfernd, kamen wieder zurück, brannten ihre Gewehre auf die Huſaren los und

ſchrieen laut „Turci! Turci!“ Auf dieſes Geſchrei entſtand allgemeine Verwirrung und Flucht unter den überraſchten Huſaren, welche um ſo ſchneller um ſich griff, da das Commando „Halt! Halt!“ ſtatt zu hemmen noch mehr erſchreckte, denn man hielt es für das Allahgeſchrei der angreifenden Türken. Da ſich wider die gegebenen Befehle eine Menge Reitknechte mit Pferden zwiſchen den Colonnen der Infanterie aufhielten, ſo wurde die allgemeine Verwirrung noch größer, denn viele Mannſchaft, welche im Vertrauen auf die Sicherheit des Marſches während der Ruhe ſich dem Schlafe überlaſſen hatte, feuerte beim Erwachen gegen die Leute vom Gepäck. Beim erſten Lärm ſetzte ſich der Kaiſer zu Pferde und verſuchte die Ordnung herzuſtellen, allein das Kreuzfeuer ſeiner eigenen Truppen täuſchte ihn ſelbſt über die wahre Urſache der Verwirrung. Er verlor ſein Gefolge, verirrte ſich und kam in Begleitung eines einzigen Mannes nach Karanſebes*). Der Erzherzog Franz kam in derſelben Nacht in das Gedränge, wurde aber in ein Carré genommen, bis die Ordnung wiederhergeſtellt war. Dieſer geringfügige Vorfall hatte heilloſe Folgen. Der Troß gerieth in eine beiſpielloſe Zerrüttung. Die Führer der Pferde ſchnitten die Sattelgurte ab, warfen die Laſten auf die Straße und flohen auf den nackten Pferden mit dem Geſchrei: „die Türken ſind da, rettet euch, Alles iſt verloren!“ davon. Die Fuhrknechte der Artillerie zerſchnitten die Stränge und folgten dem gegebenen Beiſpiel. Die einzelnen dabei commandirenden Soldaten feuerten hier und da ihre Gewehre los, ohne zu wiſſen, warum und auf wen, und vermehrten dadurch die Angſt und das Geſchrei unter dem Troſſe. Kurz, die ganze Straße war bedeckt mit wie wahnſinnig rennenden Menſchen zu Fuße, zu Pferde, in Wagen — ſchreiend, fluchend, weinend — Alles umwerfend, was ihnen in den Weg kam. Sie war beſäet mit Sätteln, Packtaſchen, Zelten, Keſſeln, Geräthe, Koffern u. ſ. w. Die Unordnung in dieſem Troſſe war grenzenlos, über allen Ausdruck, alle Beſchreibung.

Die Folgen für die Landeseinwohner waren noch trauriger. Die

*) Karanſebes iſt der Ort, wo Ovid ſein Leben endigte. Den Namen will man von dem Anfange einer ſeiner Oden Cara mihi sedes ableiten.

Flüchtlinge vom Troß waren durch nichts mehr aufzuhalten und benutzten ihre Freiheit zu Raub und Plünderung. Das erste Opfer derselben war das Städtchen Karansebes; von hier zog der blinde Lärm bis nach Lugos, das, von seinen Einwohnern verlassen, nun eine Beute der zügellosen Horde wurde.

Die übrigen Kriegsereignisse des Feldzugs von 1788 waren nicht bedeutender als die vorhergegangenen. Der Kaiser schlug ein neues Lager bei Lugos auf, wo er die Nachricht von der Uebergabe Choczims erhielt. Für diesen Fall hatte Coburg Befehl, die ganze Moldau den Russen zu übergeben. Der Kaiser bemühte sich nun, die Türken auf allen Seiten zu drängen und sie allmählig aus dem Banat herauszuwerfen. Die Uebergabe Choczims hatte auf diesen Plan wesentlichen Einfluß, denn die Türken fingen nach derselben an, sich schaarenweise zurückzuziehen. Prinz Coburg und Spleny verfolgten ihre Vortheile und verkürzten den Cordon, um die Stellung des Heeres mehr zu concentriren. Wartensleben rückte bis Mehadia vor und der Kaiser zog sich gegen Panczowa, Syrmien und Semlin. Die Uipalanka wurde überwältigt. Indessen hatte Loudon Novi genommen. Er ward zu Anfang November nach Semlin berufen, und bald darauf bezogen die beiderseitigen Kriegsheere Winterquartiere. Nach der Meinung Kriegsverständiger hätte Oesterreich jedoch einen Winterfeldzug wagen sollen, da die Heeresverfassung der Türken, die Beschaffenheit ihrer Reiterei, deren Pferde nicht beschlagen wurden, und die Gewohnheiten derselben ihren Feinden den Sieg leicht gemacht haben würden.

Die Resultate dieses Feldzuges waren immerhin wesentlich. Oesterreich war im Besitz der Hauptfestung Choczim, der kleinen Festungen Dresnick, Dubicza, Novi und Schabacz, sammt fünf Districten der Moldau, hielt einige vortheilhafte Pässe in der Walachei besetzt, hatte durch Festsetzung in Zabrecz, Pallasch und Schabacz festen Fuß in Serbien gewonnen, hatte Truppen in Bosnien und im türkischen Croatien stehen, und war noch immer so wenig geschwächt, daß es den nächsten Feldzug mit 300,000 Mann beginnen konnte. Die Vorräthe betrugen 100 Millionen an Werth. Dagegen hatte die Pforte beim Schluß des Feldzugs kein Dorf im österreichischen Gebiet, und nach einer Wahr-

ſcheinlichkeitsberechnung bei einem Koſtenaufwand von 35 Millionen 120,000 Mann ihrer beſten Truppen verloren, während Oeſterreich kaum 60,000 Mann eingebüßt hatte. Doch waren die Verluſte des Kaiſers immerhin höchſt bedeutend. Der größte Theil der verlornen Mannſchaft war durch Krankheiten hingerafft, nur 12,000 Mann waren gefallen oder gefangen. Von 172,000 Kranken, welche man während des ganzen Feldzugs gezählt, ſtarben nicht weniger als 33,000. Die Koſten werden auf 50 bis 70 Millionen berechnet. Der größte Gewinn Oeſterreichs beſtand demnach in den während dieſes Feldzugs geſammelten Erfahrungen, die, gehörig benutzt, für die Fortſetzung des Kriegs hätten entſcheidend ſein können.

Der türkiſche Feldzug vom Jahr 1788 zeigte erſtens die moraliſche Gewalt der Civiliſation und Humanität über einen barbariſchen Feind, deſſen natürlicher Charakter alle Achtung verdient. Der Name des guten Kaiſers hatte bei ſeinen Feinden faſt einen beſſeren Klang als in der eigenen Monarchie. Juſſuf Paſcha, der Großvezier, und der Paſcha von Belgrad gaben die Achtung, welche ſie gegen ihn hegten, bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Sie ſprachen nicht anders als mit der größten Ehrfurcht von den großen Eigenſchaften ihres erhabenen Gegners. Sie bewilligten mit einer unter den Türken bisher beiſpielloſen Bereitwilligkeit alle Forderungen ſeiner Humanität wegen Einſtellung des Kopfabſchneidens der Gefangenen und ihrer Auswechſelung und ſendeten ihm den Leichnam des Helden Lopreſti, mit ſeidenen Tüchern bedeckt, unter Ausdrücken der Bewunderung und des Bedauerns zurück. Dieſe Ehrfurcht vor dem Kaiſer theilte ſich auch ihren Horden mit. Man erzählt ſich davon viele rührende Anekdoten. Während einer kurzen Waffenruhe kamen einſt einige Türken aus der Feſtung Gradisca in die Nähe der öſterreichiſchen Vorpoſten. Einer von ihnen riß eine Stange aus, welche zu einem Signal von den Oeſterreichern geſetzt worden war, ſetzte ſie aber ſorgfältig wieder an ihre Stelle, als ihm ein Soldat im Scherze zurief: „Laß ſie da, der Kaiſer hat ſie ſetzen laſſen.“

Während der unmittelbare Angriff des Feindes zu keinen befriedigenden Reſultaten führte, mißlang auf einer anderen Seite eine Unterneh-

mung, welche, als das kühnſte und romantiſcheſte Abenteuer dieſer Zeit, eine ſchöne Epiſode in der Geſchichte des Türkenkrieges bildet.

Nachdem die Mißhelligkeiten zwiſchen Oeſterreich und der Pforte einen ſo ernſthaften Charakter angenommen hatten, daß die Wahrſcheinlichkeit eines Krieges den höchſten Grad erreichte, hatte Mahmud, Paſcha von Scutari, ein Mann von heftigem und treuloſem Charakter, das Banner des Aufruhrs ergriffen. Ganz Albanien, ohnehin durch verſchiedenartige Glaubensbekenntniſſe der Bewohner in ſich zerfallen, ſtrebte nach Unabhängigkeit von der Pforte; das Gebiet von Montenegro, hierdurch der Gefahr ausgeſetzt, ein Schauplatz blutiger Empörung zu werden, ſandte Abgeordnete an den Wiener Hof und bat den Kaiſer um ſeinen Schutz. Dies veranlaßte das Cabinet, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenden zu richten, wo es bei dem Stande der Angelegenheiten leicht ſchien, die Pforte auch außerhalb des Kriegsſchauplatzes zu beſchäftigen, um ihrer Macht Abbruch zu thun. Kaiſer Joſeph faßte ſchnell den Gedanken auf und beſchloß, unter ſeiner unmittelbaren Leitung eine Unternehmung in dieſer Richtung zu verſuchen, welche, getrennt von der Wirkſamkeit des croatiſchen Armeecorps, unabhängig für ſich beſtehen mußte, da ihr Wirkungskreis vom Schauplatz des Krieges weit entfernt lag und theils von feindlichen, theils von zweideutig geſinnten Gebieten umſchloſſen war. Einer Sage nach hatte ſich der Paſcha von Scutari in einen unmittelbaren Rapport mit dem Kaiſer geſetzt und ſowohl von ihm als von der Kaiſerin von Rußland die Zuſage der Anerkennung ſeiner Unabhängigkeit erlangt. Un den Fortgang des Aufſtandes genau zu beobachten und deſſen Entwickelung beſtens zu benutzen, erhielt der Hauptmann, Baron Philipp Vukaſſevich, ein geborener Dalmatier und entſchloſſener patriotiſcher Officier, der beſonders begünſtigt, dem Kaiſerhofe blind ergeben war und ſchon vor acht Jahren Montenegro bereiſt hatte, den Auftrag, in Begleitung des Hauptmanns Pernet und fünf anderer Gefährten, worunter ein Prieſter, das eigentliche Verhältniß des Landes Montenegro zur Empörung in Albanien zu erforſchen, eine geheime Verbindung mit dem Armeecorps in Croatien zu unterhalten und mit dem Paſcha in Unterhandlungen zu treten. Er erhielt den 26. Januar 1788 die nöthigen In-

ſtructionen und Hülfsmittel und begab ſich im Februar deſſelben Jahres auf einem mit Früchten bedeckten Fahrzeuge nach Raguſa. Die Gefahren ſeiner Unternehmung zeigten ſich bald auf der See, wo zwei türkiſche Karawellen an der Küſte ſtreiften, deren Aufmerkſamkeit Vukaſſevich nur mit Hülfe eines venetianiſchen Schiffes entging, welches ſeine Waffenvorräthe verbarg. In einem Fiſcherboot erreichte er ſelbſt glücklich das Gebiet von Montenegro. Hier hauſte ein wildes Hirtenvolk, das, der übrigen Welt beinahe unbekannt, ſeine Unabhängigkeit von Albanien und Herzegowina behauptete und, in einem unzugänglichen Gebirg verſchanzt, ſich nur mit Gewalt von der Pforte Steuern abnehmen ließ. Die Rohheit dieſes Volkes, das immer bewaffnet iſt, wird nur von ſeiner Grauſamkeit und Treuloſigkeit übertroffen. Für Geld waren die Meiſten Meuchelmörder. Mit dieſer Nation unterhandelte Vukaſſevich von Stagniewitſch aus; allein Venedig verlangte deſſen Ausweiſung aus ſeinem Gebiet, indem es ſich auf die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit der Pforte berief. Das Kloſter, auf deſſen Schutz er rechnete, behandelte ihn als einen Flüchtling und Abenteurer mit Mißtrauen und Geringſchätzung. Alle dieſe Schwierigkeiten beſiegte indeſſen die Entſchloſſenheit und Schlauheit des kühnen Mannes. Er brachte eine Volksverſammlung zu Stande, ſetzte ſich mit Gefahr ſeines Lebens der Wildheit ihrer Mitglieder aus und brachte dieſe dahin, daß ſie gegen das Verſprechen eines Goldſtücks für jedes Haus zum Geſchenk und des Wiederaufbaus eines eingeäſcherten Kloſters ſich willig bezeigten, die Pläne des Vukaſſevich zu unterſtützen. Dieſer verlangte die Bildung einer Leibwache aus den Tapferſten des Volks und den Huldigungseid für ſeinen Kaiſer. Obgleich nun Vukaſſevich wirklich die verſprochenen Geſchenke unter das Volk austheilen ließ, wurde er doch bald mit Verrätherei umſponnen, deren geheime Fäden von dem Biſchof Petrovich, der mit dem Paſcha von Scutari im Einverſtändniß ſchien, geſchlungen wurden. Letzterer hatte ſich nämlich wieder anders beſonnen, wollte ſich mit der Pforte ausſöhnen und ſuchte nun vereint mit Petrovich das Vertrauen der öſterreichiſchen Officiere zu gewinnen. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers in türkiſcher Sprache, an den Paſcha gerichtet, wünſchte Petrovich nur zu

erhalten, um dadurch dem Pascha zu seiner Aussöhnung mit dem Großherrn behülflich zu sein. Mit Mühe erhielt sich Vukassevich unter den Montenegrinern zu Cettigne und beschwichtigte die durch des Pascha's Creaturen bewirkten Gährungen mit großen Geldopfern, welche ihm einen kleinen Anhang sicherten. Dessenungeachtet wurde seine Lage immer gefährlicher, denn der Pascha verlangte von Montenegro die Köpfe der kühnen Fremdlinge und Petrovich wiegelte das Volk gegen ihn auf, während er zugleich gegen Vukassevich Ergebenheit heuchelte. Ein anderes Werkzeug des Pascha's, Namens Pichler, der als Arzt in Albanien bekannt, gab vor, von dem Pascha mit Aufträgen in das Hoflager des Kaisers gesendet worden zu sein, konnte aber seine Angaben mit nichts beglaubigen. Mitten unter den Täuschungen dieser gleißnerischen Betrüger, täglich Anschlägen auf sein Leben ausgesetzt, wußte Vukassevich sich doch so lange zu behaupten, bis ihm eine Verstärkung von 220 Mann, deren Durchzug die Venetianer lange nicht gestatten wollten, eine gesicherte Grundlage für seine Unternehmung gewährte.

Während der türkische Pascha von Scutari öffentlich die größte Feindseligkeit gegen Oesterreich an den Tag legte und an seinen Küsten die Hinderung des Einlaufens aller österreichischen Schiffe anbefehlen ließ, hatte er durch Pichler dem Wiener Hofe die schmeichelhaftesten Versprechungen geben lassen, wodurch sich dieser veranlaßt fühlte, den Officianten der Staatskanzlei Herrn von Brogniard mit neuen Aufträgen nach Ragusa zu senden, um von dort aus die Unterhandlungen mit dem Pascha fortzusetzen. Dieser junge Diplomat hoffte den Pascha gänzlich zu gewinnen durch ein Geschenk von 15,000 Ducaten, mit welcher Summe er sich, ungeachtet der Warnung des mit dem Charakter des Pascha's genau unterrichteten Vukassevich, in Begleitung des Hauptmanns Pernet unverzüglich nach Scutari begab, um unter dem Schilde einer Gewürzhandlung seine Unterhandlungen fortzusetzen. Am 12. Juni empfing der Pascha um Mitternacht die Abgeordneten im Schlosse, nahm ihnen später die großen Summen, welche das Pfand des Bundes mit Oesterreich sein sollten, ab und verlangte auch Vukassevich zu sprechen, der jedoch dieser Zumuthung keine Folge gab. Als sich der Pascha im Besitz der Schätze sah, die der Preis seines Abfalls sein

ſollten, dachte er neuerdings an Verrath, welcher durch die Unzufriedenheit des Volkes mit der räthſelhaft günſtigen Aufnahme der Fremden und die drohenden Gefahren eines Aufſtandes gegen ihn beſchleunigt wurde. Kaum waren die öſterreichiſchen Abgeordneten mit einem Sicherheitsſchreiben vom Paſcha abgereiſt, als er ihnen ſeinen Vertrauten Aſanhot mit 12 Bewaffneten nachſandte, welche die Abgeordneten überruderten, ſie zur Landung verlockten und hinterliſtig ermordeten.

Unmittelbar nach dieſer Schandthat ſendete Mahmud Paſcha an die Häupter des Volkes von Montenegro folgendes Actenſtück kannibaliſcher Niederträchtigkeit:

„Mein Geſetz, mein Syſtem und meine Neigung heißen mich unabhängig ſein und jede Allianz, auch die vortheilhafteſte, verwerfen. Der Kaiſer hat mir geglaubt und ich habe mich nur verſtellt, um ihn zu betrügen; es iſt mir geglückt und es freut mich. Der Tod ſeiner Officiere iſt die Belohnung geweſen, die ich ihm für achtzig Beutel mit 4000 Zechinen, für eine Menge Kriegsvorrath, für zwei Windbüchſen und viele andere Geſchenke, die er mir geſchickt, gegeben habe. Damit bin ich aber noch nicht völlig zufrieden; ich will noch das Blut aller Oeſterreicher in dieſen Gegenden. Ich biete euch alſo 5 Zechinen für den Kopf eines Deutſchen an, den ihr mir überſchicken werdet, und 500 für den Kopf des öſterreichiſchen Obriſten Vukaſſevich, der, wie ich weiß, ſich noch bei euch verſchanzt befindet. Folgt meinem Beiſpiele, maſſacrirt alle und theilet ihre Sachen als gute Brüder; weigert ihr euch aber mir zu gehorchen, ſo komme ich nach dem Ramazan mit meinen Truppen ſelbſt zu euch.“

Die Köpfe der vier Ermordeten wurden zu Scutari öffentlich auf Pfählen aufgepflanzt und hierauf dem Sultan als Zeichen der Unterwerfung geſendet. Der Paſcha fügte dieſer Sendung ein Schreiben bei, worin er verſicherte, daß er eigentlich nie ein Feind der Pforte geweſen und nur die benachbarten Baſſen zu demüthigen geſucht hätte. Allein der Großherr ſchickte ihm die Köpfe mit dem Bemerken zurück: „du haſt dich gegen den deutſchen Kaiſer eben ſo als ein Schurke betragen, wie du dich gegen den Großherrn, deinem rechtmäßigen Gebieter, noch immer

als ein treuloſer Schurke erwieſen haſt. Du biſt ein ehrloſer Mann, und als ſolcher wirſt du auch ſterben."

Bald zeigten ſich indeſſen die üblen Folgen dieſes Ereigniſſes in Montenegro, das zu behaupten nun Vukaſſevich täglich ſchwieriger wurde. Schon am folgenden Tage dachten ihm Meuchelmörder das Schickſal der nach Scutari Abgeſandten zu, und mit Mühe rettete er ſein Leben. Das ganze Land gerieth in Aufſtand gegen ihn, und er ſah ſich genöthigt, ſich zu verſchanzen und vier Geſchütze, welche er zu ſeiner Unternehmung erhalten hatte, aufzupflanzen. Dennoch gelang es ihm ſich zu behaupten, obgleich er in ſeinen Anſtalten durch den Biſchof Petrovich und die Dazwiſchenkunft eines ruſſiſchen Obriſtlieutenants Ivelich, der ſich im Namen ſeines Hofes in die Angelegenheiten des Landes einmiſchen wollte, gehindert ſah. Er brachte es durch die Gewalt, welche er über das Volk ausübte, ſogar dahin, daß es gegen den Paſcha von Scutari eine offene Kriegserklärung erließ. Seine Anſtalten, um das türkiſche feſte Städtchen Xabiak mit Hülfe der Montenegriner zu überfallen, wurden nur durch Petrovich vereitelt. Eine Verſtärkung von 100 Mann, welche er am 10. Juli erhielt, erfüllte die Montegriner mit neuem Muth, denn das Gerücht verzehnfachte ihre Anzahl. Petrovich ſelbſt ſchien nun dem Unternehmen günſtig geſtimmt und ward von Vukaſſevich mit Vorſicht benutzt. Mit einer kleinen, aber trefflich geführten Schaar zog er gegen Spuß, deſſen Vorſtädte er in Brand ſteckte. Ein großer Haufen, welcher von Scutari zum Entſatz herbeieilte, wurde mit Tapferkeit empfangen und geſchlagen. Bei Xabiak erneuerten ſich dieſe Scenen, allein eine bedeutende Macht ſammelte ſich inzwiſchen in Scutari, um das kleine Häuflein des öſterreichiſchen Officiers zu vernichten. Sobald ſich die Nachricht davon verbreitete, zeigte auch das Volk neuerdings eine üble Geſinnung, wodurch der unerſchrockene Held von allen Seiten mit Gefahren umringt wurde. Mit einer ſtolzen Haltung unter unzähligen Kriegsliſten bewerkſtelligte er ſeinen Rückzug nach Cettigne, wo ihn eine ungeheure Menge Volks beſtürmte, welche Erſatz für den Verluſt von Angehörigen verlangte und ſehr geneigt ſchien, den Paſcha mit ſeinem Kopf zu verſöhnen. Die Ankunft zweier ruſſiſcher Officiere,

welche feierlich die Vereinigung der beiden Kaiserhöfe mittelst eigener Patente erklärten und Petrovich ein kostbares Brillantkreuz überbrachten, beschwor zwar den Sturm, beseitigte aber nicht die Nothwendigkeit, die Unternehmung aufzugeben. Allein dies war fast eben so unmöglich, als sie fortzusetzen; denn das Volk und die eigene Leibwache des Vukassevich bewachten jeden seiner Schritte mit dem äußersten Mißtrauen. Nur mit List konnte er sich aus der Bedrängniß von den rohen, bettelhaften Montenegrinern los machen, indem er durch seinen Arzt in Gegenwart der Aeltesten des Volkes erklären ließ, es sei für die Kranken nothwendig, daß man sie ins Venetianische bringe, wo sie keinen Mangel an Wasser hätten, der allein Schuld an den vielen Krankheiten sei; dies gab Anlaß zu ihrer Fortschaffung. Indessen war der Pascha von Scutari nicht müßig und äscherte die Wohnsitze der Berdjaner ein, wurde aber dafür von dem bewaffneten Volke zurückgeschlagen. Vukassevich wollte diesem zu Hülfe eilen; allein der Aufstand um ihn her, fortwährend begünstigt durch Petrovich, zwang ihn, auf seinen völligen Rückzug bedacht zu sein. Er bewerkstelligte ihn endlich durch Hülfe eines künstlichen Aufstandes der Soldaten, welche in eine mit Wasser versehene Gegend verlegt zu werden verlangten. Unter unsäglichen Gefahren gewann er mit seiner Truppe in der Nacht des 17. September das venetianische Gebiet, nachdem er schon im August von dem Kaiser zum Rückzug ermächtigt worden war. So endigte seine abenteuerliche Sendung, welche wenigstens den großen Zweck erreichte, den Pascha Mahmud in Albanien zu beschäftigen und ihn mit seinen Schaaren zu hindern, dem Befehle des Divans gemäß nach Bosnien zu ziehen und von dort die von dem österreichisch-croatischen Armeecorps eingeleitete Eroberung der festen Plätze an der untern Unna zu bekämpfen.

Der Anfang des Jahres 1789 war vielversprechend. Schon am 2. Januar brachte ein Courier des Fürsten Potemkin die Nachricht von der Erstürmung der Festung Oczakow durch die Russen am 17. December 1788, welche den kranken Kaiser so erfreute, daß er das Bildniß Katharinens in seinem Cabinette eigenhändig illuminirte, in das Lob der Russen, welche sich bei dieser Gelegenheit sehr ausgezeichnet

hatten, mit Enthusiasmus ausbrach und ein feierliches Tedeum in der Hofkirche halten ließ. In der That bedurfte er eines so belebenden Trostes schon sehr, denn seine Gesundheit war von Anstrengungen, Kummer und dem giftigen Miasma, welches die ungarischen Sümpfe aushauchen, in hohem Grade erschöpft. Durch diesen Sieg waren die Russen Herren von ganz Bessarabien bis auf Bender geworden und die Pforte hatte dieses Ereigniß um so mehr zu bedauern, da sie dadurch die Dienste des Großveziers und des Capudan-Paschas einbüßte, welche sich aus Furcht vor der seidenen Schnur flüchteten. Indessen war auch Abdul-Hamid, der bisherige Sultan, gestorben (27. April) und sein Nachfolger rüstete sich mit neuer Anstrengung, indem er neue Werbungen ausschrieb.

Der Kaiser dagegen traf neuerdings Anstalten zur wirksamsten Eröffnung des Feldzuges, dem er zu seinem großen Leidwesen nicht mehr persönlich beiwohnen konnte. Auch Feldmarschall Lascy, der die Unzufriedenheit des Publicums und das Mißtrauen des Heeres durch seine Dispositionen auf sich gezogen hatte, verzichtete freiwillig auf den Oberbefehl, welcher nun dem Feldmarschall Haddik übertragen wurde. Der Liebling von Heer und Publicum, der greise Loudon, übernahm hingegen neuerdings (20. Mai) das Commando des croatischen Corps. Der Kriegsentwurf des neuen Feldzugs war von jenem des vorigen Jahres sehr verschieden und zeigte eine dreifache Absicht: entweder alle Kräfte über die Save zu führen und bei der Belagerung Belgrads zu verwenden — oder sie in Siebenbürgen zu versammeln und längs der Aluta die Donau zu gewinnen — oder aber allenthalben in der Vertheidigung zu bleiben mit der Hauptmacht aus Slavonien und Croatien, nach der Eroberung von Bihacz und Berbir jene von Banialuka vorzunehmen und dann ganz Bosnien zu erobern.

Der neue Großsultan, Selim III., machte furchtbare Rüstungen. Sein Großvezier, Kudschuk-Hassan-Pascha, entwarf einen neuen Operationsplan für das türkische Heer, nach welchem die Hauptmacht der Pforte gegen die Russen bestimmt wurde. Er ließ alle Truppen aus Bulgarien nach Bessarabien ziehen, wohin auch der größte Theil des in

der Walachei gesammelten Corps aufbrach. Man ließ dort nur 30,000 Mann unter dem Commando des Hospodars Mavrojeny, welcher die siebenbürgischen Päſſe beunruhigen und das Land vertheidigen ſollte. Eine zweite türkiſche Armee hatte ſich bei Niſſa unter dem Commando des Abdi-Paſcha geſammelt und ſollte die öſterreichiſche Hauptarmee beobachten.

Während dieſer beiderſeitigen Rüſtungen dauerten die Bemühungen der großen Mächte zur Herſtellung des Friedens ununterbrochen fort. Die Bourboniſchen Höfe verwendeten ſich eifrig für den Frieden und die Kaiſerin von Rußland ſäumte nicht, die Bedingungen deſſelben dem Hofe von Verſailles bekannt zu machen. In einer Zuſammenkunft mit den Botſchaftern von Rußland, Frankreich und Spanien ſetzte Kaunitz die Punkte auf, die dem Miniſter der letzteren Macht, Bouligny, bei ſeinen Unterhandlungen zu Conſtantinopel zur Richtſchnur dienen ſollten, allein die Pforte lehnte nicht nur die Vermittlung der Bourboniſchen Höfe ab, ſondern beſtand auch auf der Abtretung der Krimm als Grundlage des Friedens. Zugleich warf ſie ſich zur Beſchützerin von Polen auf, welches durch ſeinen Geſandten, Grafen Woyna, von Oeſterreich Entſchädigung für die auf dem Boden der Republik errichteten Batterien und Nachlaß der doppelten Steuer für die in Galizien begüterten Polen verlangte. Der Kaiſer bewilligte ihnen wirklich 28,680 Gulden für die erſte gegründete Forderung. Im Uebrigen blieben alle Unterhandlungen fruchtlos und das Recht flüchtete ſich wieder unter die Waffen.

Im Juni begann der Feldzug durch Loudons rühmliche Unternehmung auf die Feſtung Berbir (türk. Gradisca), welches vom 23. Juni bis 10. Juli den tapferſten Widerſtand leiſtete. An dieſem Tag endlich eilten etwa fünfzig Türken mit der flüchtigſten Behendigkeit ihrer Pferde aus der Feſtung unter dem Feuer der Belagerer einem Walde zu. Es war der ganze Reſt der Beſatzung, welche die Feſtung mit großen Kriegsvorräthen preisgab.

Bei der Hauptarmee waren den Winter über neuerdings Krank-

heiten eingerissen. In fünfzehn Tagen starben im Januar von 6802 Kranken 803. Der schnelle Uebergang von Kälte zur Wärme, der in diesen Gegenden Statt findet, hatte die Krankheiten noch vermehrt. Schon im Februar übernahm Graf Haddik das Commando der Armee, doch dauerte die Waffenruhe bis zum April. In diesem Monate verließ er Wien, um nach Futak zum Heere zu reisen. Die Nachricht, daß die Pforte dem Seraskier Abdi-Pascha bei Nizza ein Heer von 70,000 Mann zu versammeln befohlen habe, um sie gegen Mehadia und Belgrad zu entsenden, bestimmte den Kaiser zu der Anordnung, daß der Commandirende seine Hauptkräfte bei Karansebes concentriren solle. Allein während der Operationen wurde der 78jährige Greis im Lager bei Weißkirchen todtkrank. Der Kaiser, welcher trotz der Gegenvorstellungen seiner Aerzte (denen er stets durch die Aeußerung auswich: ich wünschte, ihre Rathschläge befolgen zu können) nebst allen Staatsgeschäften auch die unmittelbare Oberleitung der Armee führte, sandte unaufhörlich Verhaltungsbefehle zu derselben und rief Haddik nach Wien zurück.

Gleichzeitig übertrug er Loudon das Commando dieser Armee, so daß nun alle Truppencorps endlich dem allgemeinen Wunsche gemäß von der Licca bis Mehadia unter der leitenden Hand eines sieggewohnten Führers standen.

Während dieser Veränderungen hatte Prinz Coburg, der Eroberer von Chocsim, sich mit 20,000 Mann durch die Moldau bis an die Grenze der Walachei gezogen. 7000 Russen unter Suwarow gingen ihm zur Seite. In der Gegend von Fokczan hatte sich ein Corps von 30,000 Türken und Arnauten gelagert, um ihr weiteres Vordringen zu hindern. Coburg und Souwarow vereinigten nun ihre Truppen gegen den Feind, griffen ihn bei Fokczan an und schlugen ihn mit großem Verluste zurück.

Die Nachricht von dieser Niederlage hemmte auch die Unternehmungslust der Türken im Banat, welche, bis Mehadia vorgedrungen, am 3. August von Hohenlohe geschlagen worden waren. Am 28. August,

unmittelbar nach der Ankunft Loudons bei der Hauptarmee, vertrieb Clerfait die Barbaren aus dem Gebiete der Monarchie. Die Operationen Loudons leiteten des Kaisers unmittelbare Verhaltungsbefehle, welche nach dem Urtheil Kriegsverständiger viele Scharfsicht verriethen.

Loudon schritt nun zur Belagerung von Belgrad. Die Kosten der Anstalten dazu wurden auf eine halbe Million Gulden angeschlagen, aber der Kaiser bewilligte sie unbedenklich und äußerte: „es koste was immer, wenn nur Menschenblut dabei geschont wird.“ Loudon hielt, was er einst mit so vieler Kühnheit und Zuversicht gegenüber von Lascy versprochen: am 11. September wurde, wie es der Kaiser angeordnet, der Uebergang der Save bei Ostruschnizza bewerkstelligt, den 12. lagerte sich die Armee auf dem Dedina-Berge, den 18. wurde die erste Parallele eröffnet, den 30. begann die eigentliche Belagerung, nach Vollendung aller Voranstalten, durch Erstürmung der Vorstädte, den 1. October wurde die erste Parallele auf dem Glacis eröffnet und den 8. wurde Belgrad übergeben.

Der Erzherzog Franz hatte die erste Kanone gegen Belgrad abgefeuert. Unbeschreiblich war der Jubel, mit dem man die Nachricht in Wien empfing. Der General Klebek brachte sie dahin und zog mit 24 blasenden Postillonen in die Stadt ein unter dem Jauchzen einer zahllosen Menge. Drei Tage lang überließen sich die Wiener dem Vergnügen, alle Arbeiten bei Seite legend. Am 14. October wohnte der Kaiser einem feierlichen Tedeum bei, das unter dem Donner der Kanonen auf den Wällen gehalten wurde. Abends war die ganze Stadt beleuchtet, in den Schauspielhäusern war freier Eintritt; man ließ Bier und Wein fließen und warf Geld unter das jauchzende Volk. Um Mitternacht veranstalteten die Studenten vor den Fenstern des Kaisers und der Gattin Loudons feierliche Serenaden. Erst mit Tagesanbruch endigte der allgemeine Jubel. Diese Freudenfeste wiederholten sich in allen Theilen der Monarchie. Der Kaiser schickte aus seiner Schatzkammer den brillantnen Ordensstern des Marien-Theresen-Ordens, welcher dem Großmeister allein zukommt.

Inzwischen blieb auch Coburgs Kriegsglück beständig. Er erfocht den 20. September bei Martinestie in der Walachei einen vollkommenen Sieg über die Türken, bei welchem Souwarow den Ruhm mit ihm theilte. 100,000 Türken standen hier 24,000 Russen und Oesterreichern gegenüber, aber die Letzteren wurden nur durch die Entschlossenheit Souwarow's, trotz der trefflichen Aufstellung der Türken und mannigfachen Nachtheilen der ihrigen, zu einer Schlacht gezwungen. Coburg dagegen widerrieth eine so gewagte Unternehmung, allein Souwarow's Hartnäckigkeit siegte über die Zweifel des österreichischen Feldherrn. „Man wird" — sagte Souwarow hierauf — „zwar eine Schlacht bei Fokczan vermeiden, dagegen zu zehn andern gezwungen sein, wenn man den Rückzug im Angesichte des überlegenen Feindes ausführt. Man wird nicht allein den in der Moldau eroberten Landstrich verlieren, sondern man wird, was von wesentlichen Folgen sein kann, die unbesetzten Ost-Pässe Siebenbürgens eröffnen und auch dieses Land dem Feinde überlassen."

Der Gedanke an einen Rückzug wurde aufgegeben, aber verschanzen wollte man das Lager vor Fokczan; die Schwäche der Streitkraft darf Stärke der Stellung ersetzen. — „Gelänge es auch" — bemerkte Souwarow — „bis zum nächsten Morgen sich zu verschanzen, was würde es auf die Länge der Zeit nützen? Durch viersache Ueberlegenheit des Gegners wird man eingeschlossen, der Zufuhr der Lebensvorräthe beraubt und endlich doch zu einer Schlacht oder zu einer Uebergabe gezwungen. Ich sehe keinen Ausweg vor mir, als den augenblicklichen Angriff des feindlichen Lagers; ja, ich bin von seiner Nothwendigkeit so sehr überzeugt, daß ich ihn mit meinen Russen allein unternehmen würde. Bin ich Sieger mit 7000 Mann, nie hat es einen rühmlicheren Sieg noch gegeben. Werde ich geschlagen, so ist der Ruhm des Feindes nicht größer, als meine Schande."

Während Souwarow so drängte, erwartete der stolze Großvezier in seinem Zelte bei Odaja am rechten Ufer des Rimnikflusses den kecken Angriff. Er hatte bereits zwanzig Wagen mit Ketten für 5000 Gefangene in Bereitschaft, um sie als Sclaven heimzuführen,

aber der Witz des Schicksals ließ ihn selbst genau dieselbe Zahl 5000 von seinen eigenen Leuten verlieren. Die Türken wurden fürchterlich geschlagen und verloren 100 Fahnen und 77 Feldstücke. Die Verbündeten verloren nicht mehr als 800 Mann an Verwundeten und Todten. In Folge seines Berichts über diese glückliche Schlacht erhielt Coburg das Feldmarschallspatent und einen Ehrendegen und Souwarow das Diplom eines Reichsgrafen, dessen Namen Katharina mit einer Erinnerung an diese ruhmvolle That schmückte. Sie nannte ihn von nun an Souwarow-Rimniksky von dem Orte Rimnik, in dessen Nähe gefochten wurde.

Den Eindruck benutzend, den so glückliche Ereignisse auf die türkischen Truppen machen mußten, forderte Loudon, dessen Ruf nun Schrecken verbreitete, auch Semendria auf und besetzte diese Festung. Passarowitz ward von den Türken freiwillig geräumt. Nachdem Loudon das Commando von Belgrad an Wallis übergeben hatte, ging er selbst nach Orsowa, um dem Wunsch des Kaisers gemäß wo möglich Neu-Orsowa noch in diesem Jahre zu nehmen. Den 9. November wurde Kladowa eingenommen und die Beschießung von Neu-Orsowa begonnen. Der Feldzug dieses Jahres endigte hier mit Streifzügen. Auf allen übrigen Punkten entsprachen die Ereignisse dem allgemeinen Kriegsglück dieses Jahres. Der schönen Waffenthaten waren so viele, daß Joseph die jedem Gemeinen zugängliche Auszeichnung der Tapferkeitsmedaille, welche mit einem Gehalt verbunden ist, zu stiften sich veranlaßt fühlte. So umfassendes Kriegsglück ließ für den nächsten Feldzug die Entscheidung über das Dasein der Pforte in Europa erwarten, allein es war dem Kaiser nicht vorbehalten, diese Hauptkrisis zu erleben, und sein Nachfolger beendigte sie unter veränderten politischen Verhältnissen durch ein anderes System.

Die Russen hatten während des glorreichen Feldzugs der Oesterreicher nicht minder Fortschritte gemacht. Repnin war im September bis Ismail vorgerückt und Potemkins Vortrab unter dem Prinzen von Anhalt-Bernburg hatte den 26. über ein feindliches Corps gesiegt. Den 13. hatte sich Akjerman ergeben und der Fall von Bender war gewiß.

Demungeachtet verharrte die Pforte bei ihrem Widerſtand und verwarf alle Friedensvorſchläge. Ihre ſiegenden Feinde waren immer verſöhnlicher geſtimmt als ſie, deren Kräfte täglich mehr zu ſchwinden begannen. Und ein glücklicher Inſtinct war es, der ſie dazu antrieb, denn es bereitete ſich jetzt eine Epoche in der Welt der Chriſten vor, welche die Pforte bald aus ihrer Bedrängniß retten ſollte.

Siebenundvierzigſtes Capitel.

Der Sieg der Reaction.

Joſeph lag bereits auf dem Sterbebette, als ſich von allen Seiten Wolken aufthürmten, um das Schauſpiel des Hinſcheidens eines großen Mannes zu verhüllen. Der Krieg mit dem Ausland ſchien unvermeidlich, Preußen war entſchieden feindſelig, Frankreich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, das übrige Europa nur den Glücklichen hold. Die Niederlande waren verloren, die Reſultate des Türkenkriegs unter der Erwartung, die Staatscaſſen erſchöpft, alle Verhältniſſe zerrüttet. Siech und todesmatt ſah Joſeph das Herannahen der äußerſten Gefahren, ſein ſtarker Geiſt begann unter der Allmacht der Zeitverhältniſſe zu erbeben und mit dem ſterbenden Körper zu erliegen. Alles ſtürmte nun auf den kranken Kaiſer ein; der höchſte Grad ſeines Unglücks vermehrte das Gewicht drückender Vorwürfe. Das Beiſpiel der Niederlande wirkte verderblich auf die ganze Monarchie, in deren übrigen Provinzen ſofort der Geiſt des Widerſpruchs erwachte, um der Schwäche eines Sterbenden die Befriedigung lang gehegter Wünſche abzudringen. In Ungarn regte ſich der alte Unmuth mit erneuter Kraft. Die Forderungen für das Kriegsheer, die Befehle zur Getreidelieferung, die Einfüh-

rung polizeilicher Ordnung fanden nichts als Weigerung, Tadel und Widerstand. Die gewaltthätige Eröffnung geschlossener Speicher gab Anlaß zur Absendung einer Deputation von geübten Rednern, welche dem Kaiser mit stolzem Ernst Vorwürfe machen und ihm die Gründe zur Beschwerde vorlegen sollten. Diese waren hauptsächlich der Verkauf der eingezogenen Kirchengüter und das Losschlagen der königlichen Krongüter, wodurch alle Grundbesitzer Ungarns in ihrem Eigenthume gekränkt würden, da dieses täglich an Werth verliere; die verderbliche Wirkung der Steuerregulirung, welche durch die Verminderung des Grundwerthes die Einkünfte aller ständischen Gutsbesitzer um 9 Millionen und das Stammcapital um 224 Millionen beeinträchtige, die Kosten der Landesvermessung, welche nur den Grundherren zur Last fielen — endlich die Begünstigung der deutschen Sprache, die fremden Gesetze und neuen Gerichte. Diese stürmischen Beschwerden, wovon ein großer Theil gerecht war, weil nothwendig die neuen Einrichtungen zu Gunsten des Volkes die bevorrechteten Stände berauben mußten, kränkten Josephs von dem Unglück in den Niederlanden ergriffenes Gemüth auf das Aeußerste, weil er kein mit seinem Plane verträgliches Mittel sah, den Grund dieser Klagen zu beseitigen. Und in dem Augenblick, da so ungeheure Schwierigkeiten sich der Vollendung seiner Werke entgegenthürmten, hatte er kein Leben mehr vor sich, keinen Raum für seine erlöschende Kraft. Das Beispiel der Niederlande drohte in Ungarn und andern Provinzen Nachahmung zu finden und es war vorauszusehen, daß der dort sich erhebende Widerstand nicht unterdrückt werden könnte, wenn nicht durch Mittel der äußersten Gewalt. Ein Reich in Aufruhr, der Staatsschatz erschöpft, alle Gemüther in Gährung, alle Verhältnisse in Verwirrung — dies wäre der Nachlaß gewesen, den Kaiser Joseph seinem Nachfolger hätte hinterlassen müssen, ohne die eigene Geistesfähigkeit, die eigene Kraft, Umsicht, Ausdauer und unermüdliche Thätigkeit auf ihn vererben zu können. Um zu verhüten, daß der ganze Staat unmittelbar nach seinem Ende sich auflöse, blieb ihm keine Wahl von Mitteln, nur eines bot sich seinen brechenden Augen dar — Resignation, Widerruf. Für eine so stolze Seele ein trauriger Ausweg! Die Welt weiß nicht, unter welchen schrecklichen Wehen, unter welchen

Martern seine Seele den Entschluß gebar, der nicht mehr seinem Geiste, sondern seiner Empfindung angehört, einen Entschluß, der, als isolirtes Gesetz betrachtet, mehr den Anfang der Regierung Leopolds, als das Ende Josephs bezeichnet. Eine Folge desselben war das nachstehende merkwürdige Actenstück, worin ein Widerruf jener Anstalten ausgesprochen ist, welche den meisten Anstoß in Ungarn gefunden hatten. Die Verordnung für Ungarn lautete:

„Wir, Joseph, von Gottes Gnaden u. s. f., da wir den allgemeinen Reichstag, den auszuschreiben wir auch unter der Bürgschaft unsers Königlichen Worts jüngst den 18ten Tag des Christmonats des itzt verflossenen 1789ten Jahrs versprochen haben, mit unsrer gesetzmäßigen Krönung und der Ausfertigung des Inauguraldiploms nach dem Sinne des 2. Artikels vom Jahr 1723 eröffnen, und also demselben persönlich vorsitzen wollten; so geschah es, daß wir die wirkliche Zusammenberufung des erwähnten Reichstags auf die Zeiten des Friedens zu verschieben für gut befunden haben. Denn wir haben es bei uns selbst erwogen, daß wir der Sorgen, die uns der Krieg verursacht, entledigt, und nach völlig wiederhergestellten Kräften, welche die Krankheit geschwächt hat, uns ganz den Geschäften des Reichstags werden widmen können. Um aber euch die Besorgnisse zu benehmen, die euch die Erwartung der noch nicht bestimmten Zeit des Reichstages erwecken muß, haben wir bei uns beschlossen, denselben über das Jahr 1791 nicht zu verschieben; wir versprechen euch also durch Gegenwärtiges bei unserm Königlichen Worte, daß im kommenden Jahre der allgemeine Reichstag von uns gewiß ausgeschrieben und auf die in den Gesetzen vorgeschriebene Weise gehalten werden wird. Doch auch hierauf wollen wir unsere väterliche Liebe gegen die ungarische Nation nicht einschränken: auch die kurze Zwischenzeit bis zu dem Reichstage soll nicht ohne die gänzliche Befriedigung eurer Wünsche verfließen. Wir haben aus eigner Bewegung in Gnaden beschlossen, die öffentliche Verwaltung des Königreichs und die Rechtspflege von dem ersten Tage des künftigen Monats Mai an wieder ganz auf den Fuß zu setzen, auf dem sie waren, als wir im Jahre 1780 nach dem Hinscheiden Ihrer geheiligten

Majeſtät der verwittweten Kaiſerin und apoſtoliſchen Königin, unſrer geliebteſten Frau Mutter, das Staatsruder übernommen haben. Wir hatten ſeit unſerm Regierungsantritte in der öffentlichen Verwaltung Eines und das Andere, aus Eifer für das allgemeine Beſte, und blos in der Hoffnung abgeändert, daß ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen finden werdet. Jetzt haben wir uns überzeugt, daß ihr der alten Verwaltungsart den Vorzug gebet, und in ihr allein eure Glückſeligkeit ſuchet und findet; wir wollen alſo nicht anſtehen, eure Wünſche auch hierin zu erfüllen. Denn ſo wie wir nichts eifriger wünſchen, als die Wohlfahrt der unſerer Regierung anvertrauten Völker, ſo wird jener Weg zu dieſem Ziele uns der angenehmſte ſein, den die Uebereinſtimmung der Nation als den ſicherſten anpreiſet. Wir räumen alſo allen Geſpanſchaften des Königreichs, ſowohl was die Behandlung der Geſchäfte auf allgemeinen und beſondern Verſammlungen, als die nach den Geſetzen vorzunehmenden Wahlen ihrer Beamten betrifft, ihr altes und rechtmäßiges Anſehen wieder ein, ſetzen die Königlichen Freiſtädte und Freibezirke ebenfalls in ihre alte und geſetzmäßige Thätigkeit; und erklären auch alle übrige, ſeit dem Antritte unſerer Regierung erlaſſenen Verordnungen, die nach der gemeinen Meinung den Reichsgeſetzen zu widerſtreben ſcheinen, für aufgehoben und außer Wirkung geſetzt. Um aber aller Unordnung in der öffentlichen Verwaltung vorzubeugen, wollen wir nicht, daß etwas eigenmächtig abgeändert werde, bis wegen Entlaſſung der Individuen unſere weiteren Verfügungen an euch gelangen werden, wozu wir bereits die nöthigen Befehle gegeben haben; ſo habt ihr auch, bis der Obergeſpan, den wir hiervon zu unterrichten zu gleicher Zeit befohlen haben, ſeine Amtsverrichtungen wieder vornehmen und ſeine geſetzmäßige Gewalt wieder wird ausüben können, euch noch immer der Leitung des jetzigen amtsführenden Obergeſpans zu überlaſſen. Sonſt iſt es unſer Wille, daß unſer Toleranzedict, dann die Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarren, ſo wie die wegen der Unterthanen, ſowohl ihre Behandlung, als ihr Verhältniß mit den Grundherren betreffend, in ihrer Kraft verbleiben. Denn dieſe Anordnungen vertragen ſich mit den Geſetzen gar wohl und gründen ſich auf die natürliche Billigkeit. Die Pfarreinrichtung macht uns das

Amt eines oberſten Patrons der Kirchen zur Pflicht; und wir ſind auch überzeugt, daß ihr zu billig denket, um dieſen unſern Verfügungen nicht euren ganzen Beifall zu ſchenken. Endlich haben wir, um keinen eurer Wünſche unerfüllt zu laſſen, beſchloſſen, die heilige Krone des Reichs und die übrigen Kleinodien, die nur auf einige Zeit in unſere Schatzkammer gebracht worden ſind, eheſtens nach Ofen in unſer Königl. Schloß übertragen und dort nach der Vorſchrift der Geſetze aufbewahren zu laſſen: wir haben auch bereits befohlen, daß hiezu ein ſchicklicher Ort bereitet werde. Dieſe unſere Entſchließungen ganz nach Ausweis der Geſetze müſſen euch neue Denkmäler der väterlichen Liebe ſein, mit der wir die ungariſche Nation umfaſſen. Auch werden ſie euch für eine unbeſtreitbare und für alle Folgezeiten geltende Urkunde dienen, daß, ſo wie nach den Grundgeſetzen des Königreichs an der geſetzgebenden Gewalt der Landesfürſt und alle Stände des Reichs gleichen Antheil haben, wir dieſes Recht der Stände aufrecht erhalten und es eben ſo ungeſchmälert, als es von unſern verewigten Vorfahren an uns gekommen iſt, unſern Nachfolgern überliefern wollen. Um ſo mehr hoffen wir, daß ihr dem Vaterlande in ſeinen Bedürfniſſen beiſpringen, das zu deſſen Schutz wachende Heer mit den nöthigen Mundvorräthen verſehen und zur Ergänzung deſſelben für den künftigen Feldzug des laufenden Jahres die erforderliche Mannſchaft, ſo wie es euch am zweckmäßigſten ſcheinen wird, ſtellen werdet."

Dieſe Verordnung würde in Ungarn mit lautem Jubel verkündet und aufgenommen. Die Aeußerungen der Nationalfreude waren ſo barbariſch, als die Beweggründe derſelben. Die Pläne, welche durch das ſo koſtbare Ausmeſſungsgeſchäft nach mehrjähriger Mühe entſtanden waren, wurden mit vandaliſcher Zerſtörungsluſt vernichtet, die Nummern der Häuſer ausgelöſcht, das Schreiben und Lernen der deutſchen Sprache wurde verboten, alle alten Mißbräuche mit großer Haſt wieder hergeſtellt. Eine eigene Deputation empfing die Krone des Reichs an der Grenze und brachte ſie im Triumph nach Ofen. Alle Städte, durch welche ſie geführt wurde, ſchmückten ſich feſtlich und in Peſth empfing man ſie mit einem donnernden Vivat beim Schalle aller Glocken. An

die Kronhüter ergingen nun feierliche Aufrufe, der Cardinalerzbiſchof hielt ein feierliches Tedeum. In den Straßen ließ man für das Volk Wein fließen, und von den Höhen von Ofen donnerten fünfhundert Kanonenſchüſſe. Es miſchte ſich in die barbariſche Freude der adeligen Zwingherren ein heiliger Enthuſiasmus des Nationalgeiſtes, der in keinem öſterreichiſchen Staate ſo ſchön, ſo lebendig und edel waltet wie in Ungarn. Der ganze Adel gerieth in eine ſchöne Begeiſterung, ſeine Frauen warfen den ausländiſchen Putz von ſich und kleideten ſich in die herrliche Nationaltracht. Die Prieſter dispenſirten von den eintretenden Faſten, die jungen Edelleute prunkten mit neuem Waffenſchmuck. Aber dieſer bedeutſame Ausbruch der Freude, welcher die denkenden Zeitgenoſſen mit Rührung, mit Wehmuth erfüllte, verlor alles Edle ſeines Charakters und wurde bis zur Strafwürdigkeit unanſtändig in ſeiner Fortdauer nach der Nachricht vom Tode Joſephs II.

Schon früher war in Tyrol und in der Grafſchaft Falkenſtein die eingeführte Conſcription, welche Mißfallen erregt hatte, abgeſchafft worden; nun wurden auch, da ſich der Volksunwille ſtärker zu regen begann, die Neuerungen in Kirchenſachen auf ausdrückliches Geheiß Joſephs II. eingeſtellt. Zuletzt, als ihm die Kräfte noch mehr zu ſchwinden begannen, ſetzte er die ſchon unter Maria Thereſia außer Wirkſamkeit geſetzte Miniſterconferenz wieder ein, zu deren Mitgliedern Kaunitz, Stahremberg, Lascy und Roſenberg ernannt wurden. So begab er ſich auch ſeiner Selbſtſtändigkeit, theils weil er ſterbend nicht mehr den Staatsgeſchäften vorſtehen konnte, theils vielleicht um ſeinem Nachfolger eine Anſtalt zu hinterlaſſen, welche nur einem Regenten von ſeinem Eifer und ſeiner Thätigkeit entbehrlich ſein konnte.

Dieſe letzten Maßregeln trugen mehr den Anſchein des Widerrufs, als daß ſie in Wirklichkeit die ſegensreichen Werke Joſephs vernichtet hätten. Wir werden in der Darſtellung der Reſultate ſehen, daß das Weſentliche aller ſeiner Anſtalten geblieben iſt. Daher glichen dieſe letzten Anordnungen des ſterbenden Kaiſers in vieler Hinſicht dem Unternehmen eines Künſtlers, der die Form, in welche er Kunſtwerke gegoſſen, mit der letzten Kraft ſeines ſterbenden Arms zerſchlägt, um der

Nachwelt den herrlichen Kern zu enthüllen, abweichend von der manche Aehnlichkeitserinnerung weckenden Weise des griechischen Malers, der als höchste Leistung seines Kunstverstandes einen Vorhang malte und so die Verhüllung zum Werk machte, neben welchem er lebte, um sich an der Täuschung der Neugierigen zu ergötzen, die das Werk hinter dem Vorhang suchten.

Der Sieg der Reaction war daher mehr ein formeller, was jedoch um so weniger bemerkt wurde, da die Reaction selbst im Kampf ihr ganzes Ursprungswesen verloren hatte. Um dieses in seiner Wahrheit zu ergründen, muß man in die Zeiten Maria Theresia's und Karls des VI. zurückblicken und den fanatischen Geist der Nacht in seinem schrecklichen Walten mit Schwert und Rad, Folter- und Marterwerkzeugen, mit Bann und Verfolgung gegen Unglückliche, Verirrte, Hexen, Protestanten und Juden erblicken. Dieser Geist, beim Anfang Josephs noch gewaltig, war bei seinem Ende todt. Die Reaction ging schon von einem andern Geiste aus und die Verwandlung, welche sie erlebt hatte, war ein Sieg ihres Feindes über sie selbst, denn wie sie nun lebte und waltete, war sie schon vom Geiste des großen Reformators durchdrungen.

Achtundvierzigstes Capitel.

Josephs Charakter, Privatleben und Tod.

Josephs Größe bestand vorzugsweise darin, als Fürst und Gesetzgeber ein vollkommener Mensch zu sein. Während sich die Größe anderer Monarchen meist darin bewunderungswürdig zeigte, daß sie sich über die reine Menschlichkeit hinaussetzten und deren Gefühle beherrschten, ja sich derselben entäußerten, blieb Joseph als Gesetzgeber, als

Monarch und — freilich unvollkommener — Kriegsheld immer Mensch, das ist, er überordnete seine gesetzgebende Weisheit, seine Politik und seine Taktik niemals den reinen Gefühlen der Menschlichkeit. Als Gesetzgeber hatte er immer noch Erbarmen mit den Schwachheiten und kleinen Sünden, als Machthaber ließ er sich weniger von den Interessen seines Hauses, als von einem edeln, selbstaufopfernden Rechtsgefühle leiten, als Feldherr schonte er mit einer rührenden — freilich allen Regeln der Kriegskunst Hohn sprechenden — Sorgfalt das Leben und die Gesundheit seiner Soldaten. Darum erschien seine Gesetzgebung den Männern des Gesetzes zu mild, darum blieb seine Politik in ihren Erfolgen hinter jener Friedrichs des Großen zurück, darum erfocht er im Türkenkriege keine Lorbeern! Aber ganz aus denselben Gründen war er auch, wie kein anderer Fürst, persönlich geliebt und von allen Gutdenkenden hochgeachtet. Sein Wahlspruch **virtute et exemplo** charakterisirt ihn ganz, er regierte mehr noch durch seine Tugend und sein Beispiel, als durch seinen Geist, und kein schöneres Zeugniß kann ihm die Geschichte geben, als daß erstere in einem schöneren Lichte glänzten, als der letztere. Die kalte Berechnung war nicht seine Sache, er irrte oft, er schwankte oft, aber sein Gefühl leitete ihn immer auf den rechten Weg. Nie hat ein Monarch seine Bestimmung, für das allgemeine Wohl zu leben, besser erfüllt, als Joseph. Der einzige Vorwurf, den ihm kalte Verstandesmenschen, wie Gentz, machten, daß er nicht staatsklug gewesen sei — daß er sich aufgeopfert habe —, ist sein größter Ruhm. Sein Beispiel wird, von Niemand nachgeahmt, der Nachwelt nur desto größer erscheinen.

Josephs Privatleben ist überaus reich an interessanten Zügen und heiteren Anekdoten. Er mischte sich gern **incognito** unter das Volk und lebte gern unter Menschen, welche nicht gelernt hatten, ihre Gedanken und Gefühle zu verbergen. Er liebte es vor Allem, die Bedrängten, Verfolgten und Hülflosen aufzusuchen und ihnen als ein von der Vorsehung gesandter Rettungsengel zu erscheinen. Er suchte in den Aemtern und in den Zuchthäusern die Opfer der Cabale auf, bestrafte die Verfolger und befreite die Verfolgten. Der hohe Adel und die Bureau-

kratie hatten unter Maria Theresia sich eine solche Allmacht angemaßt, daß die verwegensten Handlungen der Despotie und grausamsten Ungerechtigkeit bei Josephs Regierungsantritt noch an der Tagesordnung waren. Da vom Adel, den Beamten und Priestern alle Gesetze umgangen, beliebig ausgelegt und wohl gar unterdrückt wurden, so konnte nur Josephs persönliche Wachsamkeit dem Uebel steuern. Solches persönliches Einschreiten machte sein ganzes Privatleben aus, und man kann daher von ihm sagen: er hatte keines. In einem offenen Gange der Burg, dem Controlorgang, konnte Jedermann seinen Kaiser sprechen, ihm seine Klagen vorbringen und ihn um Rath fragen.

Familienglück war Joseph nicht beschieden. Seine erste Gemahlin starb bald, die zweite konnte Josephs Herz nicht ausfüllen — auch sie folgte bald ihrer Vorgängerin in die Gruft. Es schien, als ob die Vorsehung ihren Liebling durch die kleinen Begebenheiten, Pflichten und Sorgen des Familienlebens nicht dem Zwecke seiner Sendung habe entziehen wollen. Ein zärtlicher Gatte und Vater würde nicht so ganz dem Wohle des Volks gelebt haben, wie Joseph. Für das andere Geschlecht hatte indeß Joseph viel Vorliebe; aber keine reizende Lavallière oder Pompadour gewann während seiner Regierung einen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten. Da Joseph die Unschuld ehrte und nicht auf Verführung ausging, führten seine Leidenschaften ihn in schlimme Hände, wodurch seine Gesundheit vergiftet wurde. Die Arzneikunde, welche ihm zu Hülfe kam, war schlimmer als die Krankheit, und so scheint Josephs rüstiger Körper allmälig in jenen Zustand der Entkräftung versetzt worden zu sein, der ihm den Tod gab. Allein auch dieses Unglück einer vorzeitigen Abnahme seiner Kraft milderte auf der andern Seite die leidenschaftliche Heftigkeit seines Temperaments. Alles — sein Charakter, seine angeborenen Eigenschaften, seine Erfahrungen und seine körperlichen Gebrechen — wirkte zusammen, um aus ihm das zu machen, was er sein sollte. Josephs heißes, gährendes Blut, welches ihn zu manchen vorschnellen Handlungen hinriß, — merkwürdig aber für alle Psychologen und die Beurtheilung seiner Tadler, niemals zu einer ungerechten — würde, ohne durch

Leiden einen Theil seines Feuers eingebüßt zu haben, ihn noch leichter ins Verderben gestürzt haben.

Joseph besaß die kostbare Gabe des Auffassungsvermögens in hohem Grade. Blitzschnell überblickte er die großartigsten Verhältnisse und die verwickeltsten Lagen. Aber seine Sache war es nicht, das, was tausendjähriger Unsinn kunstvoll in einen unentwirrbaren Knoten gebracht, langsam abzuwickeln, wie es die phlegmatischen Politiker wollten, sondern er löste ihn einfach dadurch, daß er ihn in das Hochofenfeuer der reinen Vernunftkritik warf. Was dieses Feuer nicht aushielt, war ihm nichts werth und wurde von ihm verworfen.

Alle seine Manieren und Bewegungen verriethen die Lebhaftigkeit seines Geistes. Sein Gang war der eines Mannes, der keine Zeit zu verlieren hat. Das Spiel seiner Geberden verrieth die ununterbrochene Thätigkeit seiner Gedanken und Gefühle. Er wurde von den letzteren immer mehr beherrscht, als von den ersteren, aber die Natur hatte ihn auch mit einem so richtigen und naturgemäßen Gefühle begabt, daß er dadurch nicht vom Rechten abgebracht wurde. Allerdings schien er sich oft zu überstürzen und den gemächlichen Maschinenmenschen mochte sein Aufbrausen und sein Anstürmen oft beschwerlich genug fallen. Aber wie gesagt, nur seine Person, nicht die große Sache, welche er zur seinigen gemacht, litt unter seiner Hitze, welche ihn zuweilen in große Gefahren brachte. Auf Jagden und Reisen gerieth er in Lebensgefahren durch die zu große Energie seines Charakters, doch achtete er alles Ungemach, das ihn selbst betraf, eben so gering, als er alles fremde Unglück hoch anschlug. Zweimal kam er auf der Jagd in Gefahr, von Hirschen gespießt zu werden, mehrere Male war er dem Ertrinken nahe, oft stürzte er vom Pferde, ohne daß er dadurch schüchterner und vorsichtiger wurde; sein Lager war ein hartes Feldbett und Strapazen jeder Art ertrug er mit der größten Heiterkeit. Wenn man dieser Schonungslosigkeit gegen sich selbst seine zärtliche Sorgfalt für fremdes Wohl, für die Bequemlichkeit und Bedürfnisse seiner Umgebung und seiner Diener entgegenhält, dann erst gewinnt man eine richtige Vorstellung von seinem edlen Charakter — jenem Charakter, der nur in fremdem

Glück sein eigenes sucht und den nichts bekümmert als die Leiden, unter welchen er Andere erliegen sieht. Allein die Egoisten konnten weder zu seiner Zeit, noch nach seinem Tode einen solchen Charakter begreifen; sie beklagten sich über seine Härte und seinen Despotismus — gegen sie — da er die Gegensätze seiner Tugend eben so bitter haßte, als er die Menschheit liebte. Seine Diener, gewohnt an das milde Regiment Maria Theresia's, welches vom Volke grausam empfunden wurde, gewohnt, daß ihnen Alles gestattet, jeder Diebstahl, Unfug und jede Fahrlässigkeit verziehen werde, hatten viel von Josephs Ungestüm zu leiden, aber bei weitem nicht so viel, als sie zu leiden verdient hätten. Joseph verzieh es gern, wenn man nur ihn vernachlässigte; aber er war auch unerbittlich und leidenschaftlich streng gegen diejenigen, durch deren Schuld Andere gelitten hatten.

Sein offener, leutseliger Charakter wurde oft schmählich gemißbraucht; da man ihm nicht offenen Widerstand entgegenzusetzen wagte, gebrauchte man List, Verstellung, Lügen und Ränke, um seine Absichten zu vereiteln, ihn an sich selbst irre zu machen und von seinen Entschlüssen abzubringen. Dadurch wurde Joseph in hohem Grade mißtrauisch, gereizt und heftig. Dieser Fürst, der das sanfteste Herz besaß, wurde deshalb von schlechten Dienern und Ränkeschmieden für despotisch verschrieen, weil er kein anderes Mittel fand, um die Bosheit zu bekehren, als strafende Gewalt und unbarmherzige Strenge.

Ein anderer Vorwurf, der Joseph gemacht wurde, daß er Denunciationen zu viel Gehör gab, hatte eben so wenig Grund, als der vorerwähnte. Die Clerisei, die ungarische Aristokratie und die unzufriedenen Beamten umstrickten ihn mit solchen Cabalen, untergruben so heimlich sein Ansehen und seine Popularität, daß er nur ein Recht der Nothwehr ausübte, indem er sich von ihren Umtrieben unterrichten ließ. Indessen war es gerade Joseph, der das Unwesen der heimlichen Berichte beschränkte, indem er jeden Denuncianten für seine Anklagen verantwortlich machte. Joseph verschmähte die Politik der Furcht, welche das audiatur et altera pars aus den Augen läßt, um jedes Samen-

korn des Argwohns in sich aufzunehmen. Er confrontirte den Kläger und Beklagten, gewährte beiden seinen Schutz und bestrafte die Verleumdung auf empfindliche Weise; denn seine eifrigsten Diener waren es, die am meisten verleumdet wurden und welchen hinterlistige Ränkeschmiede immer etwas aufzubürden suchten. Joseph II. bekämpfte wohl durch rücksichtslose Gerechtigkeit das verderbliche Princip der angemaßten Unverletzbarkeit, unter seiner Regierung konnte sich kein noch so hoch stehender Beamter für sicher halten gegen Anklagen der Parteien und untergeordneten Beamten selbst, er mußte immer auf der Hut sein, durfte sich niemals eine Blöße geben, denn er wußte, jede Anklage werde streng geprüft, jede Gegeneinwendung dem Kläger vorgelegt und so Anklage und Vertheidigung streng abgewogen werden. Aber Joseph gab der abschreckenden Beispiele genug, welche rachsüchtige Lügner belehren konnten, daß der Monarch immer Recht, nie Gunst und Ungunst walten lasse. Einen falschen Denuncianten ließ er in einen Hundestall sperren bei Wasser und Brod, Andere ließ er ihrer Aemter entsetzen, aber eben so hart büßten überwiesene Betrüger oder solche, welche sich eines Mißbrauchs der Amtsgewalt schuldig machten. In Fällen, wo Mißhandlung der Unterthanen, Bedrückungen und Bestechlichkeit sich erwiesen hatten, liebte Joseph eine prompte zeitgemäße Justiz, und nicht selten wurden tyrannischen Amtleuten die Prügel mit Zinsen zurückerstattet, welche sie den armen Bauern verordnet hatten. Hunderte lustiger Anekdoten über diese kaiserliche Praxis des Grundsatzes: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, gaben dem Volke die Zuversicht und das Vertrauen in ihr Recht und belehrten den Beamtenstand, daß keine Würde und kein Rock den schlechten Mann vor Strafe schütze.

Wie Friedrich der Große, liebte Joseph als Erholung von den ernsten Regierungsgeschäften die Musik, welche ihn Maria Theresia lehren ließ, um sein „störrisches" Gemüth zu besänftigen. Wie Friedrich auf der Flöte, war Joseph Virtuos auf der Violine und dem Violoncell. Nach Tische hatte Joseph täglich Musik bei sich, wobei er am liebsten das Violoncell spielte oder sang, denn er besaß eine wohl-

klingende Baßstimme. Auch das Theater liebte und begünstigte er sehr. Aber seine besten Vergnügungen, voll der reinsten Freuden, deren ein edles Herz fähig ist, waren seine Reisen und Spaziergänge, auf welchen er zahllose Wohlthaten und Unternehmungen der Menschenliebe ausübte, die Freudenthränen der getrösteten Unglücklichen, der geretteten Unschuld und der befreiten Opfer der Tyrannei nichtswürdiger Beamten einsammelte.

Den wilden Vergnügungen, welche dem damaligen Zeitgeschmacke entsprachen, war Joseph abhold. Die Wiener Hetze — wo wilde Thiere gegen einander gehetzt wurden — war ihm ein Greuel, und wohl kaum mit Unrecht hat man ihn im Verdacht, daß er sie insgeheim habe anzünden lassen, denn der Wiederaufbau wurde nicht mehr bewilligt. Eben so schaffte er — obwohl ein Freund der Jagd — die Equipage der kaiserlichen Parforcejagd ab und seitdem hat der österreichische Hof diese grausame Lustbarkeit nicht wieder eingeführt. Gesellschaft liebte er mehr im kleineren traulichen Kreise und alles Hofgepränge, Ceremoniell und Etikette waren ihm zuwider. Der Tag, wo er mit Pomp erscheinen mußte, ein Festtag für die meisten Mächtigen, war ihm ein Tag des Verdrusses und brachte ihm stets üble Laune. Seine Gesellschaft suchte er im Schooße der Familien Liechtenstein, Kaunitz, Clary, Kinsky, Rosenberg und Lascy. Seine Liebenswürdigkeit bezauberte Jedermann und sein seelenvolles Auge, welches im Gespräche offen in jedes andere sah, stand unter den weiblichen Unterthanen des Kaisers in solchem Ruhm, daß man ihm zu Ehren, in zarter Schmeichelei, eine neue Farbe in der Schöpfung entdeckte: das Kaiseraugenblau. Die feinen Hofsitten der damaligen Zeit vermochten nichts über Joseph — obgleich in denselben routinirt, zog er doch immer vor, aufrichtig und natürlich zu sein — weshalb man am Pariser Hofe fand, daß der deutsche Kaiser doch etwas zu offenherzig sei. Marie Antoinette selbst fand Anlaß, sich über ihres Bruders Sarkasmen, über seinen indiscreten Witz, der besonders ihre Toilette und ihren Hofstaat betraf, bitter zu beklagen. Das Volk aber fand Joseph überall, und mehr als irgendwo in Frankreich, ganz nach seinem Herzen, indeß alle Stände,

wo wahre Bildung und ein Rest von sittlichen Gefühlen herrschten, sein Betragen eben so fein als würdig fanden.

Joseph hatte die Eigenschaft der meisten Menschen, deren Geist sehr thätig ist, er war sehr gesprächig. Allein diese Eigenschaft, welche aus der Fülle und Beweglichkeit seiner Ideen entsprang, fiel niemals lästig und gewährte immer Belehrung und Vergnügen. Die gelehrtesten Männer hörten ihn gern sprechen, denn aus seinem Gespräche sprudelte der Reichthum eines gründlichen Wissens und tiefer Gedanken hervor.

Eine seiner angenehmsten geselligen Tugenden, welcher er seine Popularität verdankte, war sein Witz, seine gute Laune, wodurch er sich bei den Wienern besonders beliebt machte. Er besaß ganz jene niederösterreichische Heiterkeit des Temperaments, welche jeder Sache ein lustige Seite abzugewinnen weiß. Ohne diese glückliche Eigenschaft hätte Joseph der Last der Bekümmernisse, welche ihn drückten, erliegen müssen. Als ächter Wiener verlor er nie seinen guten Humor, der besonders durch die Lächerlichkeiten, deren sich die bittersten seiner Feinde, die Priester, schuldig machten, reichliche Nahrung erhielt. Der Erzbischof Migazzi, der fromme, aber schwachmüthige Papst, der Zorn der Mönche und tausend komische Scenen, welche sich bei Aufhebung so vieler Klöster ereigneten, machten dem Kaiser in der Regel eben so viel Vergnügen als Verdruß. Tausende von witzigen Einfällen des Kaisers, welche unter dem Volk verbreitet wurden, brachten den Feinden der Aufklärung empfindlichere Schläge bei, als alle Vernunftgründe, welche man vorzubringen im Stande war. Aber Josephs gute Laune hatte ihre Grenzen, sie erstreckte sich niemals auf das Heilige und Ehrwürdige, und diejenigen irrten sehr, welche dem Kaiser zu dienen glaubten, indem sie Alles verspotteten. Blumauer, dessen Witz Joseph sehr erheiterte und erfreute, zog sich des Kaisers Unwillen zu, als er in einem seiner launigen Gedichte „der protestantische Bauernjunge in der katholischen Kirche" die Symbolik des Gottesdienstes verhöhnte. Joseph ehrte die Frömmigkeit in jeder Gestalt und verstand den Grundsatz der Toleranz nur in diesem Sinne. Hätte der katholische Kirchendienst die Gebote der Zeit beachtet und dem Cultus eine zeitgemäßere Verfassung gegeben, er würde

an Josephs tief religiösem Gemüthe eine große Stütze gefunden haben. Joseph haßte die Gottlosigkeit, er achtete die Philosophie nicht so hoch, wie Friedrich, und wenn er dadurch Manchem als beschränkter Denker erscheinen mochte, so erfüllte er doch gerade durch seinen einfachen und frommen Sinn, durch seine rein menschliche Auffassung der Weltordnung und des Sittengesetzes seine Mission, ein Förderer der Humanität zu sein und die Wohlfahrt von Millionen Menschen zu verwalten, welche niemals Philosophen waren, noch jemals werden konnten. Was Napoleons kalter Verstand später so richtig beurtheilte und erkannte, daß nämlich die Menschheit nicht ohne Religion bestehen könne, war bei Joseph Sache des Gefühls — er selbst fühlte dieses Bedürfniß für sich in hohem Grade. In allen seinen Aeßerungen, in seinen Briefen brach immer das Gefühl seiner Frömmigkeit hervor. Sein Vertrauen auf den höheren Willen der Vorsehung sprach sich aus, so oft er etwas Wichtiges unternahm oder von irgend einem wichtigen Ereignisse berührt wurde. Es spricht eine starke Vermuthung dafür, daß Joseph im Grunde seines Herzens Deist gewesen sei, obgleich er den Deismus in Böhmen auf so harte Weise unterdrückte. Die Ursache seiner Härte gegen diese Sectirer, welche mit großer Standhaftigkeit die ihnen auferlegten Strafen erlitten, mochte der Glaube sein, daß der Deismus niemals im Stande sei, einfachen Gemüthern und beschränkten Geistern zu genügen. Zudem schreckte ihn in diesem Böhmen, wo über Glaubensstreitigkeiten schon so viel Blut vergossen worden war, die Gefahr eines neuen Religionskrieges. Obwohl alle Denker ihn hinsichtlich dieser Härte gegen die Deisten der Inconsequenz beschuldigten, lag es doch gerade in der Consequenz seiner Grundsätze, dem überall neu hervorbrechenden Glaubensfanatismus seine Nahrung zu entziehen. Denn in demselben Böhmen, wo er die Deisten, welche ihren Glauben vielleicht mit zu vieler Ostentation und zu großem Aegerniß bekennen und Proselytenmacherei treiben mochten, mit Stockprügeln bekehren ließ, verordnete er die Züchtigung der Bewohner eines ganzen Dorfes, welche den Leichnam eines Hussiten nicht in geweihte Erde aufnehmen wollten und ihn in die Moldau geworfen hatten, indem er den Leichnam unter Bedeckung von 600 Mann Soldaten zurückbringen, auf dem Kirchhof

begraben und die widerspenstigen Bauern in Eisen legen und hart bestrafen ließ. Kein Zweifel waltet darüber, Joseph wollte den Frieden, die religiöse Eintracht, Freiheit für jeden Glauben, der nicht diesen Frieden zu stören drohte. Während die Philosophen von wahrhaft menschenfreundlicher Denkungsart alle Ursache hatten, seinen von allen Vorurtheilen befreiten Sinn zu ehren, gab er den Priestern nicht minderen Grund, seine Ehrfurcht vor dem religiösen Glauben dankbar anzuerkennen. Derselbe Joseph, welcher Klöster aufhob, Toleranz einführte, den Aberglauben und Fanatismus, wo er ihn fand, verfolgte, stieg am 17. Mai 1788 an der Leopoldstädter Brücke in Wien vom Pferde, als ihm ein Geistlicher mit dem Venerabile begegnete, um knieend auf öffentlicher Straße seinen Segen zu empfangen. So konnte man sich nicht genug wundern, als derselbe Joseph, welcher so eifrig die Aufhebung der Nonnenklöster betrieb, der sich durch persönliches Einschreiten für die verstoßene Tochter eines hochadeligen Weibes, welche das Klostergelübde gebrochen hatte, verwandte, um sie in den Schooß ihrer Familie zurückzuführen, 1788 der unglücklichen Tochter eines Officiers, welche wohl hinreichende und traurige Beweggründe haben mochte, der Welt zu entsagen und sich einem beschauligen Leben zu widmen, die ausdrückliche Erlaubniß ertheilte, das Klostergelübde abzulegen. Seichte Denker fanden hierin Josephs vielgeschmähte Inconsequenz, Mangel an Festigkeit und schwankende Neigung zu Rückschritten, während diese scheinbaren Widersprüche mehr als Alles bewiesen, daß der unerschütterliche Gedanke, der seine ganze Regierung beherrschte, die Duldung und der Grundsatz der Liebe gewesen sei.

Aber Joseph begnügte sich nicht, die Anerkennung des Gesetzes der Liebe als regierendes Princip aufzustellen, er lebte selbst nach diesem Gesetze. Alle seine Privathandlungen geben Zeugniß von der ungeheuchelten Menschenliebe und Frömmigkeit, welche ihn beseelte. Bei allen öffentlichen Unglücksfällen war er, der Mächtigste, auch der Erste, welcher half. Bei Ueberschwemmungen, Erdbeben, Feuersbrünsten setzte er sein Leben aus, um den Bedrängten zu helfen. 1775 wäre er bei einer Feuersbrunst beinahe unter den Trümmern des einstürzen-

den Gemäuers begraben worden. Er suchte die Armen auf, tröstete die Kranken, und seine frohe Laune mit Wohlthätigkeit verbindend erschien er in den Hütten der Armen und verschrieb den durch Noth und Entbehrungen Kranken Recepte, welche Anweisungen auf die Staatscasse enthielten. Seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf die kleinsten Dinge, wodurch das Wohlbefinden seiner Unterthanen gefährdet war. So eiferte er durch strenge Gesetze gegen das Begraben der Todten in den Städten, so verordnete er, daß die Frauen keine Mieder tragen sollten und überzeugte sich bei den Damen, welche zur Audienz kamen, ob sein Befehl befolgt werde. So gab er dem Landmann Rathschläge für die bessere Bewirthschaftung seines Gutes, setzte Prämien aus für jene, welche sich ihr eigenes Wohl angelegen sein ließen, und bekümmerte sich um das Kleinste, wenn es galt, das Wohlbefinden der Menschen in seinen Staaten sicher zu stellen. Er dachte wie Heinrich IV., nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis jeder Unterthan „sein Huhn im Topfe habe." Seine Schuld war es nicht, wenn Dummheit und Vorurtheil seinen wohlgemeinten Rath hintansetzten, seine Gesetze verlachten und mit Füßen traten.

Seine Schonungslosigkeit gegen sich selbst war die Ursache seines frühen Todes. Trotz der Hinfälligkeit seines Körpers hätte er wahrscheinlich noch das Ende des Jahrhunderts — vielleicht den Anfang des neuen erlebt, wenn er nicht seinen geschwächten Leib den Strapazen des Türkenkrieges ausgesetzt hätte. Als man ihm sagte, daß er keinen schlimmeren Feind zu bekämpfen habe, als seine Krankheit, erwiderte er: „aber dieser greift nur mich an!" So blieb er denn beim Heere in einem ungesunden Klima zu einer Jahreszeit, wo Fieber seine Soldaten zu Tausenden hinrafften, schwer geängstigt von allem Unheil, welches er um sich sah, in einer heißen Stickluft, gequält von Sumpffliegen und Mangel leidend an frischem Wasser und jeder Bequemlichkeit. Schon 1788 war er sehr krank, genas aber wieder auf kurze Zeit, arbeitete rastlos und zankte mit seinen Aerzten, welche ihm Schonung empfahlen. Sein Husten wurde immer stärker und die Milchcur, welche er gebrauchte, schlug nicht an, da ihm Gemüthsruhe und Erholung fehlten. Er magerte zusehends ab und seine Brustbeklemmung

nahm so überhand, daß die Hofärzte Störk, Quarin und Brambilla ein Consilium hielten. Man drang neuerdings in ihn, sich zu schonen — vergebens. Von allen Seiten erhielt Joseph Zuschriften, Bittgesuche seiner Unterthanen, welche ihn anflehten — um Schonung seiner selbst. Zum ersten Male erlebte Joseph eine allgemeine rührende Unzufriedenheit seines ganzen Volkes. Ein Cadett schickte ihm ein naives französisches Gedicht, welches die allgemeine Stimmung aussprach. Es wurde ihm darin gerathen, dem Waffenspiele zu entsagen, sich und seinem Volke zu leben, seine kostbaren Tage dem Vaterlande zu erhalten. Das ganze Volk war voll Kummer über den Zustand seines Führers. In keiner Periode der Menschengeschichte war in einem Volke das Bewußtsein stärker erwacht, daß mit seinem Fürsten sein Schicksal gefährdet sei. Alles sah mit Bangigkeit der Zukunft entgegen, die nie rastenden Umtriebe der Feinde Josephs und ihr vorlautes Triumphgeschrei erfüllten das Volk mit der Besorgniß, daß mit Josephs Tode das goldene Zeitalter Oesterreichs sich beschließe. Allein schon pochte ein neues Weltverhängniß an die Pforten des Jahrhunderts — Joseph hatte Eile seine Laufbahn zu schließen. Seine Tage waren gezählt und sein Dasein war fürder unmöglich. Seine Bestimmung war erfüllt — die Zeiten der Revolutionskriege waren nicht für einen Joseph bestimmt. Joseph starb zur rechten Zeit — als nämlich seine Zeit um war. Vergeblich stürmte sein unglückliches Volk die Kirchen, um den zürnenden Himmel zu beschwören. Ein Gericht kam über die Menschheit — die Vorsehung rief ihren Liebling ab, um ihn nicht daran Theil nehmen zu lassen. Nie ward Bossuets herrliche Lehre von der waltenden Gottesgerechtigkeit auf Erden schöner bestätigt, als durch Josephs, des gemißhandelten, von Bosheit und Dummheit übel bedankten Menschenfreundes, rechtzeitigen Tod. Josephs Geist hatte gesiegt, seine Nachwirkung, sein Ruhm und seine Zukunft waren verbürgt — es galt nun, diejenigen durch eine schwere Schule des Unglücks zu jagen, welche sich an ihm versündigt hatten. Diese triumphirten, indeß schon die eiserne Zuchtruthe gegen sie erhoben war. Sie feierten Freudenfeste und jubelten — über ihrem eigenen offenen Grabe. Aus Brabant kamen eilige Boten den 7. Juli 1789 nach

Wien, um sich von der Wahrheit des Uebelbefindens ihres verrathenen Herrn fröhlich zu überzeugen. So schlimm es dem Kaiser ging, so raffte er sich doch auf, um diese nichtswürdige Deputation zu empfangen. Mühselig war schon sein Ankleiden, schwankend erhielt er sich zwischen den geöffneten Thüren auf einige Augenblicke aufrecht, um ihre Papiere in Empfang zu nehmen und ihnen zu sagen: **Dites à vos états, que je ne suis ni mort ni mourant.** Josephs Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten verließ ihn nicht früher, als seine Lebenskraft. Erst im December 1789 entrang man ihm das Versprechen, den ungarischen Landtag zu berufen, und erst am 28. Januar 1790, also nur 6 Wochen vor seinem Tode, erhielt man von ihm die erwähnte merkwürdige **revocatio ordinationum** für Ungarn, welche nicht mehr der Geschichte seines Lebens, sondern jener seines Sterbens angehört.

Während Joseph schon schwer danieder lag, erhielt er die Nachricht von den friedliebenden Gesinnungen der Pforte. Allein diese frohe Botschaft konnte die gebrochene Lebenskraft des sterbenden Kaisers nicht wieder ergänzen. Fortan entfernten sich die Aerzte fast nicht mehr von seiner Person. Die Krankheit machte erschreckende Fortschritte und man sah der Auflösung des Rettungslosen in stummer Verzweiflung entgegen. Die Art und Weise, wie sich dabei Diener und Unterthanen benahmen, bleibt ewig denkwürdig als ein Beweis der Wahrheit des Spruchs: Wer Liebe säet, wird Liebe erndten. Fast mit Gewalt drängten sich Beamte und vertraute Diener in das Cabinet des Kaisers, um sich aus seinem Anblick möglichen Trost und Hoffnung zu holen. Aber die rührendste und tragischeste Theilnahme erwies ihm die Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg. Diese Prinzessin war mit Josephs Neffen, dem Erzherzoge Franz, verlobt und lebte seit 1782 in Wien. Im Jahre 1785 führte Leopold seinen Sohn von Florenz nach Wien, wo er 1788 mit der Prinzessin getraut wurde. Diese durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und Anmuth ausgezeichnete Dame hatte für Joseph eine schwärmerisch-kindliche Zuneigung. Sie betete diesen Fürsten wegen seiner Tugenden an und widmete ihm die zarteste Sorgfalt. Es schien, als ob diese Prinzessin nur für Joseph lebte, so tief und schwer traf sie

Alles, was dem Kaiser an Unglück und Widerwärtigkeit widerfuhr. Sie siechte mit ihm hin, sie schien von ihm gleich jenen magnetisirten Kranken ihre Lebensflammen zu erhalten und mit den seinigen erlöschen die ihrigen. Noch hoffte Jedermann eine glückliche Wendung der Krankheit, als Joseph selbst der Ungewißheit ein Ende machte, indem er ernstlich und gefaßt in Quarin drang, ihm ohne Rückhalt zu sagen, wie es um ihn stehe. Am 5. Februar 1790 erklärte dieser unter einem Strom von Thränen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei. Joseph empfing dieses Urtheil mit nachdenklicher Seelenruhe. Er dankte ihm mit den verbindlichsten Ausdrücken und einem Geschenk von 10,000 fl. nebst dem Adelsprädicate. Fast schien es, als ob diese Nachricht ihm die willkommenste gewesen wäre, welche der Arzt ihm hätte geben können! Er sprach sich mit Heiterkeit und Ruhe über sein Ende aus. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob der Dichter so ganz Recht hat, zu schreiben: **du trône au cerceuil le passage est terrible!** Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben." Diese Fassung verließ Joseph nicht bis zum letzten Augenblick. Er schien nicht sterben, sondern blos eine weite Reise antreten zu wollen. Rastlos arbeitete er an den für den Fall seines Ablebens nöthigen Anordnungen im Staate. Er schrieb an alle höhere Staatsbeamte, an alle seine Freunde rührende Abschiedsbriefe mit Trostesworten für die Zurückbleibenden. Nachdem er am 13. Februar unter Beisein des Feldmarschall Loudon das letzte heil. Abendmahl erhalten hatte, gab er den Gesandten selbst die nöthigen Weisungen, wie sie diese Neuigkeit an ihre Höfe zu melden hätten. Er versäumte nicht, sich auch von diesen zu verabschieden, und schrieb mehrere Depeschen eigenhändig. So wenig dachte Joseph an sich selbst, daß selbst der Todesschmerz ihm kein Gefühl des Egoismus erpressen konnte. Während Joseph von allen Personen Abschied nahm, mit welchen er in Verbindung stand, verwehrte man nur der Prinzessin Elisabeth aus Rücksicht für ihre hohe Schwangerschaft den Zutritt. Aber die Unglückliche ließ sich nicht abweisen, außer sich vor Schmerz stürzte sie in sein Sterbezimmer, um bei dem trostlosen Anblick, der sich ihr dar-

bot, die Besinnung zu verlieren. In Folge dieser Seelenerschütterung traten bei der Prinzessin schon am 17. Februar Wehen ein — des andern Morgens war sie nach erfolgter Entbindung eine Leiche. „Und ich lebe noch — Herr, dein Wille geschehe!“ sagte Joseph mit unsäglichem Schmerz. Hierauf, nach einer kurzen Pause, ordnete er ihr Begräbniß an und sagte mit größter Seelenruhe: „da ihr Leichnam dem seinigen Platz machen müsse, so könne derselbe nicht drei Tage ausgesetzt bleiben, daher sei es nöthig, sie noch heute zu bestatten.“

Aber dieser Schlag, so schwer er sein ausschlagendes Herz betraf, war nicht die einzige Seelenqual, die sein Sterben begleitete. Die Ungarn — nicht die 11 Millionen der **misera contribuens plebs**, welche Joseph vergötterten, sondern etwa 400,000 Edelleute — ersahen den Augenblick, um Unruhen zu erregen. „Ich will ihnen ja Alles gewähren, nur mögen sie mich ruhig sterben lassen.“

Aber er gewährte ihnen weislich nicht Alles. Was sie ihm in den Todesstunden abgetrotzt, war ein furchtbares Vermächtniß der Nemesis. Sechsundfünfzig Jahre später sollte diese hochmüthige Aristokratie in Galizien ein warnendes Beispiel erleben, wie sich die Zerstörung josephinischer Anstalten schrecklich an seinen Feinden räche! Mit diesem leeren Namen einer Nationalfreiheit, welche ihnen die Zurückführung der ungarischen Krone wiedergab, haben sie vielleicht nichts gewonnen, als eine Bürgschaft des Verderbens! Was wird einst der gemißhandelte Proletarier in Ungarn unternehmen gegen den Adel, der dahin gestrebt, das Reich von seinen stärksten Stützen loszubrechen? Wenn Josephs Schöpfung, die Monarchie, einst hierdurch ihren Halt verlieren sollte, welches wird das Schicksal der Kaste sein, die ohne moralische und hinreichende materielle Hülfsmittel ganz und gar dem Belieben eines aus der Lethargie der Knechtschaft erwachenden Nationalbewußtseins preisgegeben sein wird? Als Joseph auf seinem Sterbebette hörte, daß die Krone Ungarns abgesendet worden sei, sagte er, verzagend an seinem eigenen Werke: „Nun sehe ich, daß der Allmächtige alle meine Werke zertrümmert!“ Aber in der That hatte sich in diesem großen Augenblick das Verhängniß, dem seine ruchlosen Peiniger in der letzten Stunde verfielen, vorausbestimmt.

Josephs Geist blieb lebendig in dem über seinen Tod frohlockenden Ungarn, wo das Volk weinte, als es seine Edelleute jubeln sah. Die Herzen des Volkes sollten auf immer seinen Tyrannen abgewendet bleiben.

Vier Minuten nach 5 Uhr Morgens den 20. Februar 1790 war Joseph todt. Dem Feldmarschall Haddik brach das greise Herz darüber. Von Josephs Sterbebette begab er sich unmittelbar in sein eigenes. Am 12. März folgte er ihm nach. Zwei fürstliche Leichen auf einmal — an und für sich ein seltenes Schauspiel — ein wahrhaft schreckliches aber, da eine derselben Joseph war. Wien war ein einziges Haus der Trauer. Es war mehr als Trauer, was in Wien herrschte — es war kaltes Entsetzen. Von allen Seiten drohte Unheil, hörte man Unglück. Unheimliche Gerüchte, die unzertrennlichen Gefährten des allgemeinen Gefühls einer sinnlosen Verzweiflung, verbreiteten sich über den Tod des Kaisers. Das Volk schrie laut, man habe ihn vergiftet. Das Unglück war zu groß, man konnte es nicht natürlichen Ursachen zuschreiben. Was er dem Volke war, dieser vielgeschmähte und verleumdete Fürst, das zeigte sich bei dem Regierungsantritte Leopolds. Dieser „Weise von Florenz," der Nebenbuhler Josephs als Gesetzgeber und Friedensregent, fand ein argwöhnisches, finsterblickendes, keines weiteren Zutrauens fähiges Volk. Ueberall begegneten ihm unheilweissagende Geberden. Was hätte Leopold sein müssen, um Josephs Andenken zu verwischen! Dieser unglückliche Fürst konnte nicht mehr in der Volkskraft stark sein. Er ward zu einem neuen System gedrängt, einem System der Vertheidigung. Was kann für Josephs Herz und Genie Ehrenderes gesagt werden, als daß sein Nachfolger es nicht wagte, seinem Beispiele zu folgen!

Neunundvierzigstes Capitel.

Resultat.

So großartig die materiellen Resultate der Regierung Josephs sein mögen, so sehr sie in die Augen fallen und die herzlosen Spötter und Tadler widerlegen, so werden sie doch noch bei Weitem übertroffen von moralischen Resultaten und den späteren Früchten der zehnjährigen Aussaat von Grundsätzen und Gesetzen. Wer die Anhänglichkeit der österreichischen Völker an ihr Regentenhaus kennt, dem wird es kein Räthsel und keine Unwahrscheinlichkeit sein, daß die Regierung Josephs in allen Erbstaaten eine Reformation des Volksgeistes bewirkt habe, wovon vielleicht in der Weltgeschichte kein so friedsames Beispiel anzutreffen ist. Niemand kann sich verhehlen, daß die österreichischen Völker noch unter Maria Theresia größtentheils um mehr als ein Jahrhundert hinter dem civilisirten Europa zurückgeblieben waren, und wir haben im Verlaufe dieser geschichtlichen Darstellung oft Gelegenheit gehabt, Beweise für diese Behauptung aus der Gesetzgebung und dem Volksleben beizubringen. Den großen Schritt aus der Denkweise des sechzehnten Jahrhunderts in die des achtzehnten haben die Oesterreicher erst unter Joseph gemacht. Die furchtbare Raschheit der Bewegung mußte nothwendig der Generation Schwindel verursachen und den Staat in seinem Innersten erschüttern, aber sie haben sie beide glücklich überstanden und stehen nun stolz auf dem Niveau ihrer Zeit.

Selbst im Einzelnen betrachtet waren die moralischen Wirkungen des josephinischen Systems höchst auffallend. Oesterreich, sonst ein Schauplatz der grausamsten Intoleranz, in seinen Gebirgen überall traurige Erinnerungen an Blutthaten des Fanatismus bietend und noch unter Maria Theresia höchst feindselig gestimmt gegen Ketzer und Juden, zeigte jetzt eine Religionseintracht, welche weit über die Begriffsausdehnung des Wortes Toleranz, das Joseph ausgesprochen, erhaben und selbst in protestantischen Ländern ohne Beispiel war. Oesterreich, das Land der Keuschheitscommissionen und blutigen Sittengerichte, welche Verirrungen des Fleisches in vielen Fällen mit der Todesstrafe belegten, huldigte nun einer humanen philosophischen Moral, deren geläuterte Lehren nur bei

einer hoch gesteigerten Capacität Eingang finden. Oesterreich, dessen geistige Kräfte so danieder lagen, daß es sonst weder Gelehrte, noch Künstler, weder taugliche Staatsbeamte, noch Feldherren aufzuweisen hatte, entwickelte plötzlich eine geistige Regsamkeit, welche sich immer vermehrte und consolidirte in allen Richtungen. Oesterreich, das Land der Blutgerichte, einer grausamen und schrecklichen Justiz, übte nun milde vorbeugende Gerechtigkeit, und wenn auch die abgeschaffte Todesstrafe gegen das wilde Volk der Walachen wieder in Anwendung gebracht werden mußte, so sah man doch nirgends mehr eine Spur von der Unmenschlichkeit der ehemaligen Strafen. Und wie fehlerhaft auch der Gedanke der Assimilirung aller Staaten des Bundes sein mochte, so ward doch durch denselben ein Geist der Eintracht über alle Provinzen verbreitet und eine große Gleichartigkeit der allgemeinen Gesittung und selbst der Gebräuche bewirkt. In einigen Gegenden Ungarns verschwand die unzweckmäßige Nationaltracht völlig und ward mit der deutschen vertauscht. Die deutsche Sprache ward in allen Provinzen allgemeiner und alle Geschäfte der Regierung dadurch ungemein vereinfacht und die Ordnung organischer. Die Aufklärung fand allenthalben eifrige Beförderer und ward gepredigt durch Priester, ihre Grundsätze zur Anwendung gebracht von Staatsbeamten und Richtern, von Befehlshabern und von vielen Familienhäuptern.

Freilich hatte die Aufklärung der josephinischen Zeit auch ihre Schattenseite. Jedermann wollte ein Philosoph sein dem Namen und der That nach, und die Schriften der Encyklopädisten, welche in ungeheurer Anzahl sich schnell über die ganze gebildete Bevölkerung verbreiteten, galten der eifrigen Zweifelsucht des Zeitalters als Evangelien. Wie immer in den Stadien der Entwickelung, so war auch hier die Menschheit sehr bereitwillig, für die alten Irrthümer neue einzutauschen, und das, was die besten Geister als zweifelhafte Resultate der Forschung oder als flüchtige Eingebungen ihres Genies ihrem Jahrhunderte zur Prüfung boten, ward häufig mit eben der steifen Beschränktheit geglaubt und angenommen, womit man ehedem die abergläubischen Ideen in sich festgehalten. Einmal aus ihrer Starrheit hinausgestoßen in die geistige Bewegung des Zeitalters, kannten

die Gemüther faſt kein Ziel in der Haſt ihres Ideenflugs und zerſtießen ſich jämmerlich an den Grenzen der materiellen Welt. Aus Voltaire's launigen Romanen und philoſophiſchen Aphorismen wurden neue Glaubensartikel geſchöpft, und was der leichtfertige Philoſoph lachend an ſcharfen Reizmitteln dem ſtumpfen Senſorium ſeiner Zeitgenoſſen bot, erregte bei den Erregbaren, gleich einer übermäßigen Doſis von dem griechiſchen Heilmittel des Blödſinns, gewaltige Convulſionen. Es wurde förmliche Abgötterei getrieben mit den Werken eines Bayle, Diderot, Helvetius und Rouſſeau, und wer von den wohlhabenderen Philanthropen ſie nicht leſen konnte, hielt ſie doch wohl gebunden in ſeinem Bücherſchranke. Alle Poeſie, all der wunderſame Reiz des nationalen Gemüthslebens drohte völlig zu verſchwinden und an ſeine Stelle ein roher Materialismus zu treten, der unter ſeinen plumpen Füßen alle zarten Pflanzen der uraltväterlichen religiöſen und moraliſchen Empfindſamkeit ertödtete. Die ſittſame Kindlichkeit des deutſchen Mittelalters, welche hier längſt Wurzel gefaßt hatte und unter Maria Thereſia wieder recht aufzublühen ſchien, kurz, die Lichtſeite des alten Zeitgeiſtes ſchien auf immer zu verlöſchen oder zu erbleichen vor dem grellen Glanz einer feurigen Jahrhundertſonne, die den Erdball in Brand ſtecken ſollte. Wir werden bald ſehen, in wiefern dieſe ſchlimme Wirkung nachhaltend und den Klagen entſprechend geweſen iſt, welche damals und in der Folgezeit die aufrichtigen und heuchleriſchen Freunde einer kopfhängeriſchen Pietät und viele wahre Gottesdiener angeſtimmt haben.

Aber in dem verhängnißvollen Jahrzehend waren dieſe Erſcheinungen wahrhaft erſchreckende Meteore. Die ganze ächt-chriſtliche Welt gerieth in Bewegung, als die ſchlimmen Kinder des neuen Geiſtes laut marktſchreiend oder höhnend auf den Gaſſen erſchienen. Die Gläubigen ſtellten Gebete an zur Abwehr des Unheils, das über die Gemüther hereinbrach, und die Schwachen, welche von den neuen Ideen benebelt worden waren, ſtürzten ſich mit rohem Jubel auf die ihnen preisgegebenen Ueberreſte einer untergehenden Welt. Allgemein ging die Sage, der Kaiſer werde das Chriſtenthum abſchaffen, und die Aufgeklärten glaubten dieſes Märchen mit großer Freudigkeit. Weil der Kaiſer

Duldung gebot, wollten Alle, welchen die Religion lästig war, sich derselben entledigen.

Die Deisten nahmen die Philosophie in Anspruch, um gleich den Muckern der neuern Zeit die Lehre von der Gemeinschaft der Weiber auf eine höchst ärgerliche Weise in praktische Ausübung zu bringen. Man hat Joseph sehr darüber getadelt, daß er diese „Philosophen" durch seine Härte in ihrem Glauben störte, aber Wenige wußten von den erbaulichen Exempeln, welche viele Deisten bei ihren Versammlungen der Welt gaben, und daß in dieser Secte sich nicht immer geläuterte Denkungsart, sondern häufig blos ein lasterhafter Trieb nach seines Nächsten Ochs und Esel, Habe und Weib verkündete. Die neue Denkfreiheit erregte natürlich alle jene Leidenschaften, welche sich durch die alte Regel beengt sahen, und vermehrte die Anzahl derjenigen, die so recht nach ihren eigenen Vorschriften zu leben dachten. Kaum hatte man die Confessionen emancipirt, so wollten auch schon alle Laster emancipirt sein. Jedes derselben hatte seine Theorie der Rechtfertigung und verlangte Toleranz. In Wahrheit zeigte sich in Josephs Zeiten die Unmöglichkeit absoluter Toleranz, aber die bedingte war ein gutes Auskunftsmittel in den Bedrängnissen der Zeit.

Der Gottesdienst gerieth in Verfall; Kirche und Beichtstuhl wurden weniger besucht, der Priesterstand fing an ein Gegenstand der Verachtung zu werden. Cölibat und Kirchencultus wollten den jungen Studirenden nicht mehr zusagen, und somit verminderte sich die Anzahl der Seelsorger, und der Mangel daran ward täglich fühlbarer. In Büchern und Pamphleten waren die Pfaffen die Zielscheibe des Spottes und Witzes der Philosophen, die Moralität litt sichtlich, Wucher und Betrug konnten nur durch Josephs weise Gesetzgebung unterdrückt werden, die alte Einfalt der Sitten machte einem zügellosen Cynismus Platz, der besonders in den höheren Ständen um sich griff. Die Pietät des Volks wurde zusehends geschwächt. Die Aristokratie verlor viel von ihrem Ansehen und das Geld trat seine Regierung an.

Der Nationalgeist erlahmte an einzelnen Gliedern durch den modernen Kosmopolitismus, kräftige Originalität gerieth in Verfall durch

die Assimilirung und Systematisirung, und die Erkenntniß, daß das Vaterland hinter dem Auslande zurückgeblieben sei, führte zur Geringschätzung des Einheimischen, zur Ueberschätzung des Ausländischen. Selbst die besten Geister blieben von diesen Uebeln nicht ganz frei, und Schriftsteller und Gelehrte wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr dem französischen und deutschen Auslande zu, als der geistigen Erhebung des Vaterlandes.

Welches Land, das je Fortschritte machte, blieb während derselben von solchen Uebeln frei? Sie bildeten die Schattenseite der Regierung Josephs, aber ihre Lichtseite war vorherrschend. Was das Jahrzehend, was die Nationalität, die Religion, die Sittlichkeit in demselben verlor, ward der Menschheit mit zehnfachen Zinsen wieder eingebracht. Die neuen Uebel waren auffallend, aber die alten verderblicheren verschwanden unvermerkt. Neu waren dagegen die durch des Kaisers menschenfreundliches Beispiel veranlaßten Nachahmungswerke der Humanität. Neu war der an die Stelle indifferenter Trägheit getretene thatkräftige Gemeingeist, welcher Handel und Industrie, Ackerbau und Landwirthschaft, Wissenschaft und Kunst empor brachte, neu der verbesserte Geist der Staatsbeamten und des Heeres, der Fleiß der Nation, die Eintracht der Völker, die Einheit ihres Zwecks und alle die Vorzüge, welche wir bereits geschildert haben. Neu geboren und potenzirt war die ganze innere Kraft der Monarchie, die unerschütterliche Festigkeit des Organismus der Staatsmaschine, neu der Reichthum an unversiegbaren Quellen des Wohlstandes. Jene Uebel waren nur vorübergehende Symptome einer heilsamen Krisis, sie waren die Wehen, womit die Zeit eine Nation wiedergebar. Die Irreligiosität ward aus dem öffentlichen Wesen verdrängt, die Unmoralität ward durch gesetzliche Ordnung und das Walten des philanthropischen Tugendenthusiasmus gefesselt, der Priesterstand gewann neuerdings Ansehen, der patriotische Indifferentismus wich einer allgemeinen Thätigkeit, die alle fortriß, die philosophischen Narrheiten und extravaganten Meinungen verblichen in ihrer kalten Einsamkeit, entfernt von den natürlichen Sympathien, welche jede neue Lehre zu treffen wissen muß. Die geläuterte Religiosität, welche der Kaiser offenbarte, die Tugend, welche er übte, wirkten mit heilsamer

Gewalt als ein erhabenes Beispiel auf des Volkes Empfindungen und Gedanken, und wenn diese weder dadurch, noch durch später eintretende Religionsstrenge im Walten der österreichischen Fürsten zu vollkommener Klarheit gelangen konnten, so war dies nur eine Folge der schwachen Mitleidenschaft an den großen Wehen des Jahrhunderts, in welchen wir noch heute befangen sind. Daß jener Kampf der Ideen, welcher bald offen und lärmvoll, bald verborgen unter den Gewässern des stillen Gewohnheitslebens noch heute allenthalben fortgeführt wird, unter Joseph und durch ihn nicht ausgefochten worden, ist nicht mehr und nicht minder zu beklagen, als die Last der Zweifel, des Skepticismus und Weltlebens, unter welcher noch heute die Menschheit seufzt. Menschenkraft ist in dieser allgemeinen hundertjährigen Noth zur Hülfe nicht hinreichend.

Das Hauptresultat der Regierung Josephs war die ungeheure Nachwirkung derselben, die Herrschaft seines geschichtlichen Beispiels, die hochgesteigerte Reproductionskraft des Staates, welche sich in zwanzig folgenden Jahren gewaltig bewährt hat. Die Lobredner jenes patriarchalischen Hirtensystems, welches einen der größten, männerreichsten Staaten der Erde zu einer kindlichen, wiederkäuenden Existenz anweisen, inmitten von schwertumgürteten mächtigen Nachbarn, müssen verstummen auf die Frage: welches wäre das Schicksal Oesterreichs gewesen, wäre es in der Verfassung, wie es Maria Theresia besaß, in den Sturm der Weltereignisse am Ende des Jahrhunderts gerathen? Das zweijährige conservative Wirken Leopolds hat die Kräfte des Staates, welche Joseph hinterlassen, um nichts vermehren können. Franz II. aber ging mit dem Mittel und Kraftreichthum, zu dessen ewiger Wiedererzeugung Joseph den Staat tüchtig gemacht, in einen Streit, der Unsägliches, Unberechenbares verschlang. Ob wohl die 40 Millionen Staatseinkünfte, die unstreitbare, schlecht organisirte Armee, die Schwerfälligkeit der Staatsmaschine, die fromme Hirtenstimmung der Völker, welche die Zeiten Maria Theresia's charakterisirt, ob wohl diese Mittel, diese Staatsverfassung, dieser Volksgeist, welche den Anprall von 40,000 Preußen nicht haben abwehren können, ob dies Alles hingereicht haben würde gegen die aufgebotene Gesammtkraft des französischen Volks

der Jahre 1792 — 1809 und seinen Geist, gegen die Hunderttausende, welche auf allen Seiten in den Waffen standen, gegen die Rachegeister, welche aus dem allenthalben sich öffnenden Boden heraufstiegen, mit einem Wort, ob wohl die österreichischen Staaten vom Jahre 1750 — 1760 den erwähnten Revolutionszeitraum überlebt, die heutigen Zeiten in ihrer Integrität erreicht haben würden? Wenn nicht, welche ungeheure Nachwirkung waren also die unerhörten, ganz Europa in Staunen setzenden Kraftanstrengungen der österreichischen Monarchie unter Franz bis zum Jahre des Weltfriedens 1813? Welche riesenhafte Grundlagen waren es, auf welchen der Staat die Lasten dieser Unglückszeiten getragen, welcher war wie ein Fels im sturmbewegten Meere, an dem so manches Schifflein kühner Abenteurer scheitern mußte?

Aber nicht nur in der Kraft Oesterreichs, sondern auch in seiner Wohlfahrt zeigte sich die mächtige Nachwirkung. Jeder Schritt in Oesterreich stößt auf Schöpfungen der Humanität, welche aus Josephs Zeiten geblieben sind und auch die künftige Nachwelt erreichen werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran gemeistert, obgleich Franz sie besser ausgeführt, ist ganz josephinischen Geistes. Die Todesstrafe ward wieder eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, aber der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Des Ruhms, das beste Gesetzbuch in Europa zu besitzen, ward Oesterreich durch Joseph theilhaftig. Die milde und musterhafte Justiz, welche noch heute dort in Kraft steht, die strenge Gesetzlichkeit der ganzen Staats- und Gerichtsverwaltung, alles dies ist das Werk Josephs. Franz II. hat weise zu erhalten gewußt, was Joseph hinterlassen, er hat die wild-chaotische Schöpfung einer genialen Kraft gesichtet, geordnet, Fremdartiges beseitigt, wenig Wesentliches vernichtet von den großen Anstalten seines Oheims. Er hat zwar die Preßfreiheit eingeschränkt in einer revolutionären Zeit, wo durch sie Gefahren vermehrt, die Angst und Verwirrung gesteigert worden wäre. Er hat ein anderes politisches System gewählt, weil die Zeitumstände es erheischten. Er hat die innere Politik wieder geordnet und in Kraft gesetzt, die Nationalitäten versöhnt, die Besteuerung nach anderen Grundsätzen geregelt, aber die wesentlichsten Anstalten

seines Vorgängers, Handel, Industrie, religiöse Duldsamkeit, Landwirthschaft und Oekonomie haben sich auf den vorhandenen Grundlagen entwickelt, die ganze Größe Oesterreichs steht auf diesem Piedestal. Mächtig waltet der Geist Josephs im ganzen Staate. Josephinische Bildung, josephinische Grundsätze durchdringen das ganze Volk, und die größten Staatsmänner dieser Zeit, mit wenigen Ausnahmen, haben die Erziehung des großen Jahrzehends genossen. Alles, was Oesterreich ist und noch werden kann, ist es durch Joseph geworden, wird es durch seinen unsterblichen Geist noch werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schnellpressendruck von Fr. Nies in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Historische Hausbibliothek.

Preis eines jeden Bandes 1 Thaler.

Erschienen sind:

1. Band.

Geschichte Friedrich's des Großen.

Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach G. Schadow. 28 Bogen. 8.

2. Band.

Geschichte des Kaisers Napoleon.

Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleons nach Paul Delaroche. 37 Bogen. 8.

3. Band.

Geschichte von Belgien.

Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod, nach de Hoy. 28 Bogen. 8.

4. Band.

Geschichte des Kaisers Joseph II.

Von A. J. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Josephs. 22. Bogen. 8.

5. Band.

Erzherzog Karl von Oesterreich,

sein Leben, seine Kämpfe. Von A. J. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.

Demnächst erscheint:

6. Band.

Geschichte Peters des Großen.

Von Treumund Welp. Mit dem Portrait Peters. Circa 25 Bogen. 8.

7. Band.

Geschichte von Norwegen.

Von Andreas Faye. Mit dem Portrait Karl XIV. Johann. Circa 25 Bogen. 8.

Digitized by Google

8. Band.

Geſchichte von Dänemark.

Von F. A. Allen. Mit d. Portrait Chriſtians IV. Circa 28 Bog. 8.

9. Band.

Geſchichte der franzöſ. Revolution.

Von F. A. Mignet. Mit d. Portrait Mirabeau's. Circa 30 Bog. 8.

So wie obige Bände, enthält auch jeder folgende Band dieſer Sammlung ein abgeſchloſſenes Werk und erſcheint in gefälligem Octavformat auf feinem Velinpapier gedruckt, in der Regel 25 Bogen ſtark, mit einem Stahlſtiche von tüchtiger Hand geziert.

Die Sammlung, ſowohl aus gediegenen Originalwerken als auch aus tüchtigen Ueberſetzungen beſtehend, ſoll nach und nach ſowohl ſämmtliche Ländergeſchichten umfaſſen, als auch eine Reihe Biographieen der berühmteſten Männer und Schilderungen einzelner merkwürdiger Epochen enthalten, und ſo die vollſtändigſte hiſtoriſche Hausbibliothek bilden. Wir bemerken jedoch hierbei, daß hinſichtlich der Abnahme durchaus kein Zwang ſtattfindet, ſo daß Jeder nach Belieben ſich eine gewählte Bibliothek zuſammenſtellen kann, weshalb auch jeder Band mit doppeltem Titel verſehen wird und wie oben erwähnt, jeder für ſich ein abgeſchloſſenes Werk bildet.

Durch eine neue eigens dazu angefertigte Schrift wurde es möglich, mit Zierlichkeit und Deutlichkeit zugleich die größte Erſparniß des Raumes zu verbinden, was z. B. daraus hervorgeht, daß der vermehrte und verbeſſerte Text von Kuglers Friedrich der Große (in der illuſtrirten Ausgabe 80 Imperial-8.-Formen) hier 27 Bogen einnimmt, während das Original von Conſcience's Belgien einen Imperial-8.-Band von 550 Seiten bildet.

Alle Bände ſind auch ſtets in geſchmackvollen, reich verzierten engliſchen Einbänden zu haben, und dürften ſich ſo ganz beſonders als Geſchenke und Prämienbücher für die reifere Jugend eignen.

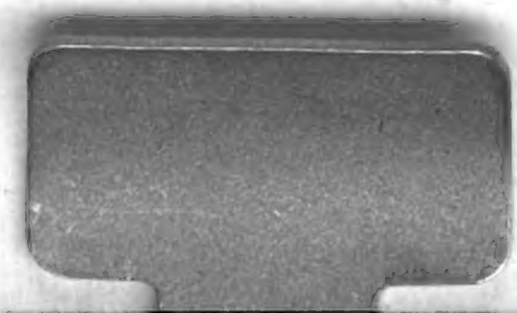
Soeben erſchien Band 5.

Erzherzog Karl von Oeſterreich,

ſein Leben, ſeine Kämpfe.

Von

J. A. Groß-Hoffinger.

Mit dem Portrait des Erzherzogs in Stahl geſtochen. Preis 1 Thlr.

Der Tod des Erzherzogs Karl hat in allen deutſchen Herzen die Gefühle dankbarer Erinnerung und Verehrung geweckt. Wir hoffen daher, in dem vorliegenden Werke dem Publicum eine willkommene Erſcheinung zu bieten. Mehr als zwölf Jahre hat der Verfaſſer an Materialien für dieſe reiche Geſchichte geſammelt, und ſchon früher durch die Geſchichte der Feldzüge des Erzherzogs ſo wie namentlich durch ſeine als vorzüglich anerkannte Geſchichte Joſephs des Zweiten, woran ſich dieſes Werk unmittelbar anſchließt, ſeine vorzügliche Befähigung für die vorliegende Aufgabe bewieſen.